This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

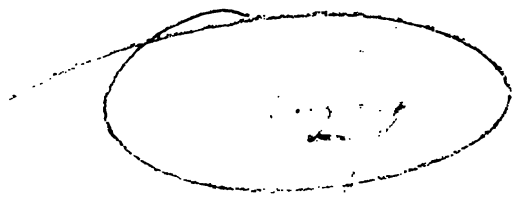
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

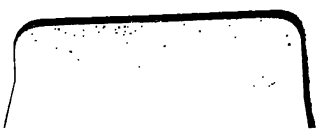
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Per. 133 e. 593
N.S. 12(1)



# Evangelisches

# Missions-Magazin.

## Neue Folge.

---

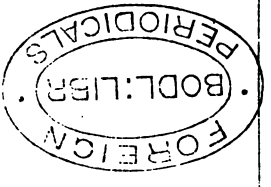
Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

**Dr. Hermann Gundert.**

**Zwölfter Jahrgang. 1868.**




**Basel,**

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

# Inhalt.


Seite

**Madagaskar** . . . . . 3, 71, 115, 158
**Arbeiter in der Tamil-Miſſion** 31, 50, 97, 129, 177, 225, 257, 305, 353, 385
**Chriſtian Friedrich Spittler** . . . . . 96
**Die Lappen und die lappiſche Miſſion** . . . 195, 242
**Eine Bittſchrift der Neſtorianer** . . . . . 214, 345
**Eine Biographie für Miſſions-Aſpiranten** . . . 218
**Die Fidſchi-Inſeln** . . . . . 290, 326, 371, 396
**Samuel Hebich** . . . . . 303
**Die gemeinnützige Geſellſchaft in Uttarpara, Bengalen** 409
**Ein Märtyrer in Georgien** . . . . . 420
**Samuel Hebichs Anfänge** . . . . . 433, 481
**Ein Brief an die Brahma-Sekte** . . . . . 447
**Neue Anordnungen des Generalgouverneurs in Indien, Sir John Lawrence** . . . . . 463
**Die Ahnenverehrung in China** . . . . . 469
**Die Indianer im Gebiete der Union** . . . . . 495

**Miſſionszeitung:**

Aus Abeokuta . . . . . 90
Ermordung Miſſ. Bakers . . . . . 91
Aus Jeruſalem . . . . . 92
Von den Loyalitäts-Inſeln . . . . . 128
Die Garo-Miſſion . . . . . 128
Doktor Livingſtone . . . . . 173, 224, 348
Aus Japan . . . . . 174
Aus Südafrika . . . . . 175
Eine Miſſionskonferenz in Madras . . . . . 223
Aus Scholapur . . . . . 252
Die britiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft . . . . 255
Aus China . . . . . 423
Die japaniſchen Märtyrer . . . . . 425
Neueſtes aus Madagaskar . . . . . 426

Seite

**Missionsliteratur:**

Hawaii-Nei. Ein Bild aus der Inselwelt des stillen Oceans, von K. E. Fürer . . . . . 46
Geschichte der römisch-katholischen Mission, von Dr. Kalkar . . 92
Allgemeiner Missionsatlas 3. Lief., von Dr. Grundemann . . 94
M. H. Georgi, Hausmutter zu Düsselthal, von M. G. W. Brandt . 95
Reise Aehren vom Missionsfeld in Südmahratta . . . . . 176
Zehn Jahre auf der Goldküste . . . . . 256
Frauenspiegel, von W. Ziethe . . . . . 256
Das Wachsthum eines Kindes Gottes in der Gnade . . . 350
West African Countries and Peoples. By James Africanus B. Horton . . . . . 428
Sechszehn Predigten aus dem ersten Thessalonicherbrief, von S. Hebich 430
Missionsstunden für evangelische Gemeinden, von J. Schlier . . 430
Die evangelischen Missionen in Afrika, von J. Pauli . . . . 432
Die Ergebnisse der protest. Mission in Vorderindien, von R. Schweizer 509
Missionsgeschichte in Heften . . . . . 511
Die evangel. Missionsbestrebungen in unsern Tagen, von Dr. Kalkar 511

**Bibelblätter:**

I. II. u. III. Die Bibel — Das Buch der Menschheit.
IV. Die Bibel auf Elba.
Amerikanische Bibelgesellschaft.

---

## Illustrationen.

1. Ansicht von Antananarivo.
2. Madagassische Christen und eines Märtyrers Wittwe.
3. Porträts von zwei Ministern und dem Staatssekretär des Königs Radama
4. Ein Sklavenmarkt.
5. Der Felstempel von Ma-mallei-puram bei Madras.
6. Tulasi Radscha ernennt Schwartz zum Vormund seines Adoptivsohnes.
7. Ottacamund auf dem Nilagiris im Jahr 1859.
8. John Anderson.
9. Ein durstiger Reisezug in Indien wird getränkt.
10. Missionskirche in Fidschi.
11. Sir John Lawrence, Generalgouverneur.
12. Eine indianische Reservation.

---

# Evangeliſches Miſſions-Magazin.

## Neue Folge.

Anſicht von Antananariwo.

# Madagaskar.*)

Wir haben erst vor drei Jahren die Geschichte der Mission auf der großen afrikanischen Insel zu schildern versucht. Es scheint aber doch nicht verfrüht, auf dieses große Gotteswerk jetzt schon zurückzukommen, da sich bei dieser Gelegenheit zugleich die Lücken der früheren Darstellung ergänzen lassen. Der Forschritt aber, der seither erzielt worden ist, wird von selbst so in die Augen fallen, daß die Rückkehr auf dieses Missionsgebiet keiner Rechtfertigung bedarf.

## 1. Radama II vor seiner Krönung.

Wer erinnert sich nicht, mit wie freudiger Bewegung die Missionsfreunde in Europa im Herbst 1861 die Kunde aus Madagaskar vernahmen: Die Königin Ranawalona ist todt, und ihr Sohn Rakoto hat als Radama II den Thron bestiegen! Hatte doch erst das Jahr 1857 über ihre christlichen Unterthanen wieder einen Verfolgungssturm hereingeführt, so heftig und blutig als irgend einer der früheren. Die Jahre hatten das Herz dieser grausamen Fürstin nicht weicher, die Gebrechlichkeit des Körpers sie nicht weniger entschlossen gemacht, ihre Herrschaft auf Furcht und Schrecken

*) Madagascar revisited. By Rev. W. Ellis. London 1867. Eine ausführliche, manchmal gar zu detaillirte Schilderung der Ereignisse, welche der greise Ellis während seines letzten Aufenthalts auf Madagaskar (Mai 1862 bis August 1865) mit erlebte, begleitet von vielen Rückblicken auf frühere Begebenheiten, von welchen nun erst freier gesprochen werden durfte. Die Firma J. Murray, welche das Buch herausgab, hat uns durch die Ueberlassung der Cliches von vier Illustrationen, welche das Werk zieren, zu bestem Danke verpflichtet.

zu stützen. Der traurige Ruhm, der in ihrem und ihrer Rathgeber Sinn die wahre Stärke und Größe einer Regierung ausmachte, war ihr geworden, daß Alles zitterte bei dem Gedanken, auch auf die unverdienteste Weise ihr launenhaftes Mißfallen auf sich zu ziehen. Ja, so groß war die Angst ihres Volks vor ihrem geheimnißvollen Späherblick, daß wenn sie eine „Landesreinigung" anordnete durch die Verkündigung: „wenn irgend ein begangenes Verbrechen zu Tage komme, werde der Thäter mit dem Tode bestraft, bekenne er aber dasselbe freiwillig innerhalb einer gegebenen Frist, so solle er am Leben bleiben," Viele sich aufmachten, um ihre oft schon vor zwei und mehr Jahren verübten Vergehen zur Anzeige zu bringen. Als kurz vor ihrem Tode Ranawalona zum letzten Mal diesen Aufruf erließ, war der Lohn solcher freimüthiger Bekenntnisse, daß die Betreffenden mit einem schweren eisernen Halskragen belastet in die ungesunden Fiebergegenden der Insel geschickt wurden, was für Viele nur einer langsameren, qualvolleren Todesart gleichkam. Kaum die Hälfte dieser Unglücklichen kehrte wieder, als Radama, der über ihre Verbannung Thränen vergossen hatte, sie bei seiner Thronbesteigung zurückrufen ließ; die Meisten waren bereits ihren Leiden erlegen.

Was hoffte man dagegen nicht Alles von dem jungen Fürsten! Seine bekannte Menschenfreundlichkeit, seine Abscheu vor Blutvergießen und vor jeder Art von Unduldsamkeit, seine glühende Liebe zu seinem Volk und die Theilnahme, die er den bedrängten Christen bewiesen hatte, ließen nicht nur die herrschenden Howa's, sondern auch die unterworfenen Stämme der Insel unter seinem Scepter eine Reihe glücklicher Tage erwarten. Ebenso begrüßte das Ausland diesen Thronwechsel als den Anbruch einer neuen Aera für Madagaskar. Ranawalona's Bestreben war es gewesen, den Fremden ihr Land möglichst zu verschließen; sie hatte denselben nur in wenigen Häfen den Verkehr mit ihren Unterthanen gestattet und die Wege ins Innere grundsätzlich fast ungangbar erhalten. Von Radama dagegen wußte man, daß er schon als Kronprinz gerne mit Ausländern verkehrte und geneigt war, die Insel ihrem Unternehmungsgeist und ihrem Einfluß zu öffnen. Die Mutter hatte die Christen verfolgt, der Sohn sie beschützt; wie schöne Aussichten eröffneten sich da auch für die ungehemmte Verkündigung des Evangeliums!

Radama's erste Schritte entsprachen großentheils den gehegten

Erwartungen. Gleich am Tage seiner Thronbesteigung ließ er eine allgemeine Amnestie und völlige Religionsfreiheit in seinem Reiche verkünden. Dem unter der vorigen Regierung unterworfenen Sakalawa-Stamme schickte er seine Gefangenen mit reichen Geschenken und mit der Friedensbotschaft heim, er betrachte alle Bewohner Madagaskars als seine Freunde und möchte sie alle zu Einer Familie vereinigen. Mit zarter Schonung ihrer Gefühle sandte er ihnen zugleich auch die Gebeine ihrer hingerichteten oder in der Gefangenschaft gestorbenen Häuptlinge zurück, damit sie in der Heimat und von Freundeshand bestattet würden. Er erleichterte die Lasten seines Volks, schaffte die Todesstrafe und die Gottesurtheile durch den Gifttrank ab, gründete eine Schule für den Unterricht der Jugend in madagassischer und englischer Sprache und erließ an die Gouverneure der Inseln Réunion und Mauritius die Einladung, Kaufleute und Ansiedler zur Niederlassung in Madagaskar zu ermuntern, und ihnen in seinem Namen mit Ausnahme von Kriegsbedarf Handels- und Gewerbefreiheit zuzusichern. Ein Mißgriff aber war es gewiß, daß während es bisher auf der Insel nur von der Regierung bestellte Händler gegeben hatte, die alle Waaren zu bestimmten Preisen liefern mußten, Radama jetzt ohne allen Uebergang das System des Freihandels im ausgedehntesten Sinn mit Aufhebung sämmtlicher Aus- und Einfuhrzölle einführte. Die dahin zielenden Verordnungen, durch dieselben Herolde, die seine Thronbesteigung zu verkündigen hatten, in die Hafenstädte hinabgebracht, dämpften dort gleich auf einen gewissen Grad die Freude über das sonst so willkommene Ereigniß; denn aus den Zolleinahmen waren seither die Gehalte der dortigen Beamten geflossen; woher sollten sie künftig kommen? Andere, beklagenswerthere Folgen dieser unweisen Maßregel ließen nicht lange auf sich warten. Doch davon später.

Die in Madagaskar geöffnete Thüre blieb nicht lange unbenützt. Am 16. August 1861 hatte Ranawalona die Augen geschlossen. Schon im Oktober erschien als Antwort auf Radama's Schreiben an den Gouverneur von Mauritius eine von diesem abgeordnete Gesandtschaft in der Hauptstadt, um dem neuen König Geschenke zu überbringen und ihn zu seinem Regierungsantritt zu beglückwünschen. Sie wurde mit Auszeichnung empfangen; ein Franzose aber, mit dem Radama als Prinz sich einst in eine unheilvolle Vertraulichkeit eingelassen, war ihr bereits zuvorgekommen. Wegen des Plans, die

Königin zu beseitigen und dafür seinen jungen Gönner auf den Thron zu erheben, im Jahr 1857 von der Insel verbannt, hatte Lambert nur des günstigen Augenblicks zur Rückkehr geharrt. Es dauerte nicht lange, so besaß er wieder in dem Grade die Gunst seines alten Freundes, daß dieser ihn mit einer Mission an die Höfe von Frankreich und England betraute, um denselben die Nachricht von seiner Thronbesteigung zu überbringen. Auch die mit ihm (September 1861) von Réunion herübergekommenen Jesuitenmissionare wurden von Radama freundlichst aufgenommen, und Pater Jouen nannte sich fortan „apostolischer Präfekt von Madagaskar".

Noch war Lambert, der einstige Kaufmann und Pflanzer auf Mauritius und nachherige „Herzog von Imerina", nicht in Europa gelandet, als sich in Paris und London (November 1861) schon weitere Boten zur Begrüßung des neuen Herrschers von Madagaskar rüsteten: der Baron von Brossard Corbery, beladen mit den Geschenken des Kaisers der Franzosen, und der alte ehrwürdige Ellis, von Radama und den madagassischen Christen, die beide die Londoner Missionare zurückwünschten, ausdrücklich um einen Besuch gebeten. Beide trafen sich im Dezember bei der Ueberfahrt von Suez nach Mauritius auf demselben Dampfboot. Auch einige für Madagaskar bestimmte Priester waren an Bord. Eine seltsame Begegnung! Sie mußten Sonntags zuweilen fast den evangelischen Gottesdienst hören, der auf dem Verdeck der Norna gehalten wurde, und hatten sie den ihren in der Kabine, so stand ihr Altar so nahe bei Ellis Thüre, daß dieser manchmal die ganze Zeit über ihr Gefangener war. — Eine englische Gesandtschaft mit den Geschenken der Königin Viktoria folgte etwas später; einstweilen hatte Ellis einen Brief von ihr und einen von Lord Russell zu überbringen.

Von Allen, die jetzt ihre Blicke nach Madagaskar richteten, konnte es Niemand in berechtigterer Weise und mit uneigennützigerer Liebe thun als die Londoner Missionsgesellschaft. Für sie war es ja nicht ein neues Feld der Thätigkeit, das in Angriff zu nehmen günstige Umstände lockten; vor mehr als 40 Jahren schon hatte sie vielmehr ihre Arbeit dort begonnen. Die schwierigsten Anfänge derselben waren vollbracht. Die Missionare hatten die Sprache der Eingebornen gelernt und zur Schriftsprache erhoben. Die Bibel war übersetzt und wurde von Tausenden gelesen. Mit großen Kosten hatte man die Madagassen mit den nützlichsten Künsten des civilisir-

ten Lebens bekannt gemacht. Die Predigt des Evangeliums hatte eben angefangen in den Seelen zu zünden, als Ranawalona, um den Glanz und die Macht des alten grausamen Götzendienstes besorgt, erklärte: „Es soll keine andere Religion bestehen in Madagaskar.“ Die Missionare mußten die Insel verlassen; die Schulen wurden geschlossen, der christliche Gottesdienst verboten, das Bekenntniß Jesu mit dem Tode bestraft.

Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatten seither die Christen, stets an Zahl wachsend, die grimmigste Verfolgung erlitten. Tausende hatten Ketten, Folter und Sklaverei erduldet; viele der Besten des Landes um ihres Glaubens willen ihr Leben gelassen; Andere schmachteten in der Verbannung oder im Gefängniß. In dieser langen Trübsalsnacht hatte die Gesellschaft ihrer Kinder nicht vergessen. Sie hatte ihrer treulich in ihren Gebeten gedacht, hatte ihnen auch zweimal Miss. Ellis, den einstigen Bahnbrecher auf den Südseeinseln und jetzigen Leiter des Missionswerks in London, zum Trost und zur Ermunterung gesandt. Nun, da die Hand der Verfolgerin im Tode erstarrt und das Evangelium frei gegeben war, sah sie endlich die ersehnte und erflehte Stunde gekommen, in der sie das lang unterbrochene Werk wieder aufnehmen konnte.

Wir haben in diesen Blättern schon früher einige Mittheilungen gemacht über die vierte Reise des treuen Ellis und die Ankunft der Missionare, die er bei den madagassischen Gemeinden einzuführen hatte (Miss. Mag. 1865, S. 353 ff. 1866, S. 350), benützen zur Ergänzung derselben nun aber sein neuestes Buch, das, wenn es auch nicht gerade viele ganz neue Thatsachen enthält, um so mehr Licht wirft auf nur theilweise Bekanntes. Absichtlich verweilen wir gleich zum Anfang mit einiger Ausführlichkeit bei seinen von gewisser Seite her so bitter angefochtenen Beziehungen zu Radama, indem wir dieselben meist mit seinen eigenen Worten voll edler Einfalt schildern. Man hat Ellis vielfach beschuldigt, er habe sich jedenfalls stark mit Politik abgegeben, daher auch von politischen Verwicklungen die Rede werden muß. Den schon früher erzählten, tief gerührten Empfang, der ihm von den madagassischen Christen wurde, wiederholen wir hier nicht; als charakteristisch für die damalige Lage werden wir aber Manches zu erwähnen haben, was er auf dem Wege zur Hauptstadt sah und hörte.

Wie anders als in frühern Jahren stellte sich (22. Mai 1862) gleich die Hafenstadt Tamatawe dar, wo auf der weißen Fahne über der Batterie den Landenden in glänzendem Scharlach der Name Radama II entgegenstrahlte! Auf eben dieser Batterie hatte Ellis im Jahr 1853 die gebleichten Schädel der im letzten Kampfe gefallenen Engländer und Franzosen aufgepflanzt gesehen zur Warnung für alle Fremden, die sich der Insel nahten. Das Jahr darauf hätte es ihm um ein Kleines ernstliche Verlegenheiten zugezogen, daß er seine Camera obscura auf ein in der Nähe der Batterie stehendes Haus richtete, von der jeder Weiße sich in ehrfurchtsvoller Entfernung halten sollte. Jetzt wurde er von einer militärischen Ehrenwache mit Musik durch die sonst verschlossenen Thore geleitet, um mit dem Kommandanten zu speisen. Sonst waren die Christen nur verstohlen und in der Nacht zusammengekommen; jetzt sah er ihrer am hellen Nachmittag in einem vom König eigens dazu geschenkten Hause 60 singend und betend und die Schrift betrachtend vereinigt. — Zu den Neuerungen gehörte auch ein Gasthof, einige Bäckerläden, die täglich gutes Brod lieferten, und — ein Billardtisch. Sonst war man wohl auch mauriſchen und arabischen Kaufleuten da begegnet; jetzt aber gewahrte Ellis in einer kleinen Bude sogar einen Chinesen. Leute aller Nationen, die hier ein lockeres Leben zu führen und ohne Mühe reich zu werden hofften, hatten bereits sich eingefunden und den Markt mit Waaren förmlich überschwemmt. Hätte unter diesen nur nicht der eingeführte Branntwein eine so grauenerregende Rolle gespielt! Nicht weniger als 60,000 Gallonen waren laut amtlicher Papiere in der Woche vor Ellis Landung allein von Mauritius her verschifft worden. Jedes vierte Haus in Tamatawe war eine Schenke, in der man Tag und Nacht Personen beiderlei Geschlechts um ein Branntweinfäßchen hersitzen oder liegen sehen konnte. Trunkenheit, Raufereien, Diebstähle und Liederlichkeit, durch all das fremde Schiffsvolk genährt, nahmen dadurch in erschreckender Weise überhand. Die Feuerprobe, die alle Naturvölker bei ihren ersten Berührungen mit der Civiliſation zu bestehen haben, schien über Madagaskar mit so furchtbarer Macht hereingebrochen zu sein, daß man fürchten mußte, durch jene verheerenden Laster in nicht allzuferner Zukunft das ganze Geschlecht der Eingebornen aufgerieben zu sehen, wenn nicht das Evangelium rettend dazwischen trat.

„An seiner Kraft, die welche es annehmen, dem Verderben zu

entreißen, zweifelte ich nicht," sagt Ellis, „aber das fühlte ich tief, daß so ermuthigend auch die Freundlichkeit war, die ich erfahren durfte und mit der auch andere Missionare etwa unterstützt werden möchten, jede bloß menschliche Anstrengung, die Masse des Volks seiner Versunkenheit zu entreißen, hoffnungslos, und die sittliche und geistliche Pflege des vor uns liegenden Arbeitsfeldes keine leichte Aufgabe ist, ja daß wir erst nach viel Mühe und Arbeit und nach mancher Enttäuschung werden das Reich Christi in Madagaskar fest gegründet sehen dürfen."

Von zwei Boten des Königs in Tamatawe begrüßt und zur unverzüglichen Weiterreise eingeladen, eilte Ellis nach kurzer Rast der Hauptstadt zu. Mit ihm kehrten frohen Herzens auch einige Verbannte von Mauritius heim. Noch anderen Pilgern von dort begegnete man allenthalben: meist bejahrten Leuten, die in ihrer Jugend als Sklaven verkauft, nach der Emancipation nicht in ihre Heimat zurückzukehren wagten, aus Furcht dort noch einmal dem gleichen Loose zu verfallen. Wie freuten sie sich jetzt, im Alter die Stätte ihrer Kindheit wiederzusehen! — Aber eine traurige Wahrnehmung blieb es auf dem ganzen Wege, wie die Zahl der Dörfer so groß war, in denen Branntwein geschenkt wurde; nicht nur Abends, sondern auch in den Mittagsstunden schon sah man die Bewohner oft singend und trommelnd herumtaumeln oder in trunkenem Schlafe liegen. Herzerquickend war dagegen allenthalben die Begegnung mit einzelnen oder mit ganzen Häuflein von Christen und die Freude derer, die ihre aus der Verbannung heimkehrenden Angehörigen begrüßten. — Wie anders alles geworden in Madagaskar, das zeigten auch da und dort schon die verbesserten Wege.

Recht heimatlich klangs einmal dem alten Ellis, als er Morgens aus seiner Herberge trat, von einem der Küste zuziehenden königlichen Musikkorps mit dem englischen „God save the Queen" überrascht zu werden. Die Madagassen sind außerordentliche Musikfreunde, und Radama selbst war nicht nur ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, sondern hatte auch ein sehr richtiges Gehör. Außer Militärmusik hielt er immer noch ein besonderes Musikkorps zu seinem Vergnügen. Die Instrumente einheimischer Konstruktion setzten sachverständige Engländer und Franzosen durch ihre Güte wiederholt in Erstaunen; manche derselben waren von Silber. Dem König zu Gefallen legten sich auch mehrere der jüngern Offiziere mit

Eifer auf Gesang und Spiel. Ein Kapellmeister von Mauritius hatte zwei Jahre lang die erste madagassische Musikbande eingeübt und mehreren Gliedern derselben die Kenntniß der Noten so schnell beigebracht, daß sie bald mit Leichtigkeit einfache Stücke vom Blatt sangen und spielten. Die Christen zählten eine ihnen von den ersten Missionaren hinterlassene Liedersammlung mit leichten Melodien neben der h. Schrift zu ihren liebsten Schätzen. So klein, daß sie es leicht in die Falten ihrer Kleider verstecken konnten, hatte das Büchlein sie oft ins Gefängniß oder in die Verbannung begleitet und ihnen da manche trübe Stunde versüßt. Viele, die nie ein Buch besaßen, hatten jene Lieder auswendig gelernt, obgleich in der langen Verfolgungszeit gemeinsamer Gesang ja kaum möglich war. Aus um so vollerem Herzen strömten dann ihre Lieder, als sie endlich ohne Gefahr ihre Stimmen erheben konnten. Und zwar nicht nur in den Stunden des öffentlichen Gottesdienstes oder zu Hause bei der Familienandacht: die Kinder sangen beim Spiel und die Sklaven bei der Arbeit. In kühler Abendstunde noch, wenn schon die Sterne an dem tiefblauen Horizont aufstiegen und der Mond sein silbernes Licht über die Straßen goß, konnte man in Antananariwo oft Häuflein von jungen Männern oder Frauen herumziehen sehen und ihre lieben Lieder singen hören, nicht mehr in leisem, zitterndem Ton wie in den Tagen ihrer Bedrängniß, sondern mit froher hellklingender Stimme. — Hatten dann, noch ehe der allabendliche Flintenschuß ganz verhallt war, die Wächter ihre Runde angetreten und ihr entsetzliches Geschrei erhoben, das jeden Fremden, der es erstmals hört, wie Feuerlärm oder wie ein Allarmruf gegen Räuber aufschreckt, so ließ je und je hinter jenen her vom Palast bis zum Marktplatz eine Gesellschaft Musiker noch melodisch ihre Flöten, Klarinetten oder Violen durch die Nacht tönen. Verschiedene Instrumente spielen die Madagassen nie zugleich.

Fassen wir Ellis' Reiseeindrücke kurz zusammen, so brachten sie ihm einerseits große, kaum geahnte Uebel im Gefolge des für Madagaskar angebrochenen Tages unbeschränktester Freiheit zum Bewußtsein; andererseits zeigten sie ihm auch die Grundlosigkeit vieler dunklen, nach England gedrungenen Gerüchte: der König war nicht katholisch geworden; Lambert war nicht sein erster Minister; die Christen hatten sich nicht unter die Leitung der Priester begeben; das Land war nicht im Aufruhr.

Nein, von Empörungsgeist war in der That nichts zu spüren; schon der frohen, freien Haltung des Volks fühlte man es an, daß der Druck früherer Tage, die immerwährende Angst vor geheimen Angebereien von ihm gewichen war. Noch immer zwar trennte eine wüste Strecke Landes das Gebiet der Howa's und der Sakalawa's, aber die Herzen waren nicht mehr geschieden, Radama's Großmuth hatte Wunder gewirkt. Obgleich die Grenzdörfer acht und mehr Stunden auseinander lagen, waren sie unter der vorigen Regierung nie sicher gewesen vor gegenseitigen nächtlichen Ueberfällen und Raubzügen, bei denen die Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Heerden weggetrieben und die Wohnungen eingeäschert wurden. So hatten auch kurz vor Ranawalona's Tode die Sakalawa's wieder einige Dörfer im Westen der Provinz Imerina geplündert. Als Radama gerade diesen blutbefleckten Räubern ihre gefangenen Stammesgenossen als Friedensboten zusandte, wollte man Anfangs ihren Worten nicht glauben. Doch die mitgebrachten Geschenke zerstreuten die Zweifel, und Staunen über die nie gesehene, nie erhörte Milde ergriff die Herzen. Die gefangenen Howa's wurden in ihre zerstörten Dörfer zurückgeführt und alle Beute herausgegeben. Dann schickten die Sakalawa's eine Gesandtschaft nach Antananariwo, um die dargebotene Hand zu ergreifen und dem König ihren Huldigungseid zu leisten. Er empfieng sie mit der ihm eigenen liebenswürdigen Ungezwungenheit, die ihm so leicht die Herzen gewann, bewirthete sie mit königlicher Gastfreundschaft und ergötzte sie durch die Musik und die Tänze seiner Howa's, während sie dagegen mit lebhaftem Geberdenspiel ihre wilden Kriegstänze aufführten. Jetzt faßten auch andere Sakalawastämme im Süden und Westen Vertrauen zu dem neuen Herrscher und ließen ihm durch ihre Boten ihre Unterwerfung und ihre Bereitwilligkeit, Soldaten in sein Heer zu stellen, kund thun. In den Grenzdörfern bahnte sich ein freundlicher Verkehr, ja sogar eine förmliche Verschmelzung zwischen den einst so feindseligen Stämmen an, und ungefährdet konnten die Reisenden von einem Gebiet ins andere ziehen. Es war wirklich Friede geworden im Land, und mit dankbarer Liebe wird noch heute des Fürsten gedacht, der ihm diesen Segen verschaffte.

Am 16. Juli langte Ellis in der Hauptstadt an. Der König hatte ihm neue Boten entgegengesandt, um ihn willkommen zu heißen, auch Haufen von Christen hatten ihn bei seiner Annäherung freudig

begrüßt; andere drängten sich nach seiner Ankunft herbei, so daß der Aufregung des Tages für den müden Reisenden fast zu viel wurde. Nach einigen Stunden jedoch fiel es einigen christlichen Freunden, die selbst noch nicht gekommen waren, ein, ihm eine Abendmahlzeit zu schicken, an der er sich eben labte, als der Staatssekretär Rahaniraka eintrat.

In England erzogen, hatte dieser Mann schon der Königin Ranawalona als Sekretär gedient, und daneben den Prinzen und einige hochgestellte junge Offiziere im Englischen unterrichtet. Drei derselben hatten ein englisch-madagassisches Wörterbuch von 300 Klein-Oktavseiten angelegt und es Ellis zugesandt, so lange dieser in Mauritius der gesunderen Jahreszeit zur Weiterreise wartete. Er hatte das korrekt und sauber geschriebene Manuscript als eines der ersten Blümchen madagassischer Literatur sogleich der Londoner Missionsgesellschaft überschickt, damit sie es zum Druck befördere, und so seine Benützung in Radama's neu errichteter Schule möglich mache. An Berührungspunkten hätte es also Ellis, der überdieß Rahaniraka schon in England kannte, nicht gefehlt, auch wenn Letzterer nicht im Auftrag des Königs und der Königin gekommen wäre. — Kurz nach ihm trat auch seine Gattin mit seiner ganzen Familie — drei Söhnen, vier Töchtern und einer Schwiegertochter ein, um nach madagassischer Sitte dem neuen Ankömmling ein Geschenk zu überreichen. Ihnen folgte noch Rahaniraka's Schwiegersohn, Ramaka, ein etwa vierzigjähriger Mann von kräftigem Aussehen, der als Christ etliche Jahre im Gefängniß gelegen und zuweilen so fest gebunden gewesen war, daß die Seile sein Fleisch zerschnitten. „Sie alle sind Christen, und ich wollte, ich wäre wie sie," sagte Rahaniraka, indem er auf die wirklich einnehmend aussehende Gruppe deutete. Ellis erwiederte: „Das liegt nur an dir. Gott hat dich schon in England mit Seinem Wort bekannt werden und seither Seinen Schutz erfahren lassen. Wenn du Ihn aufrichtig suchst, hat Er den Willen und die Macht, dich in Herz und Leben zu einem Christen zu machen." Darauf Rahaniraka: die allgemeine Richtung der Gedanken auf religiöse Dinge, namentlich auch in seiner eigenen Familie, habe ihn in der Stille schon viel beschäftigt. Der König selbst sei noch kein Christ, aber den Christen gewogen und der Bibel neuerdings mehr zugethan als früher. Er wünsche Ellis zu sehen, sobald dieser sich von den Anstrengungen der Reise erholt habe.

Der Tag ſchloß unter wohlthuenden und ermuthigenden Geſprächen mit eingebornen Predigern und Gemeindegliedern, die noch zu Ellis kamen, um vereint mit ihm Gott dafür zu danken, daß Er ihnen ein ſo frohes Wiederſehen beſchert habe. Am andern Morgen liefen nach Landesſitte vom König und von der Königin, ſowie von den früheren Bekannten unter dem Adel und vielen der Chriſten Geſchenke die Menge ein: Ochſen, Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Eier, Reis und verſchiedenartige Gemüſe. Die Thiere gab Ellis, bis er ſie etwa brauche, den Chriſten in Verwahrung, froh, gleich auch dem Mangel der Armen durch ſeinen Ueberfluß abhelfen zu können. Kurz nach Mittag holten ihn einige Offiziere in den königlichen Palaſt ab.

---

„Der König und die Königin," erzählt Ellis, „ſaßen auf einem ſchön geſchnitzten, mit Damaſtpolſtern belegten Sofa von Ebenholz und ſahen beide recht gut aus. Nachdem ſie mich herzlich willkommen geheißen, dankte ich ihnen für die Fürſorge, die ich auf meiner Reiſe ſo reichlich hatte erfahren dürfen, und verſicherte, daß ſowohl in Tamatawe als auf dem Wege nach der Hauptſtadt die betreffenden Offiziere ihren Befehlen pünktlich nachgekommen ſeien und mir jeden erdenklichen Beiſtand geleiſtet haben. Der König erwiederte: damit haben ſie nur ihre Schuldigkeit gethan; es freue ihn, mich wieder in Antananariwo zu ſehen, und er hoffe, ich werde auch da die nöthige Bequemlichkeit finden. Dann fragte er, welche Neuigkeiten ich von England bringe. Ich ſagte, der Tod des Prinz-Gemahls habe nicht nur die königliche Familie, ſondern das ganze Land in tiefe Trauer verſetzt, das engliſche Volk nehme warmen Antheil an der Wohlfahrt Madagaskars und knüpfe dafür manche Hoffnungen an die neue Regierung, die der unveränderten Freundſchaft Englands gewiß ſein dürfe. Ich meinestheils komme im Auftrag der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, um die nöthigen Vorbereitungen für die ſechs Miſſionare zu treffen, die dem Wunſche Seiner Majeſtät gemäß ſich nun wohl eingeſchifft haben werden, um die lang unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

„Der König entgegnete: er ſchätze die Freundſchaft Englands hoch und freue ſich, daß ſeine Handlungsweiſe gebilligt werde; er höre mit Vergnügen, daß Miſſionare in ſein Land kommen werden,

und wolle ihnen gerne seine Unterstützung gewähren bei ihren Bemühungen zur Erleuchtung seines Volks.

„Bei der Uebergabe der mir anvertrauten Briefe sprach ich den Wunsch aus, Seiner Majestät, deren Offizieren und dem ganzen Volke von Madagaskar zugleich zu erklären, daß ich nicht im Dienste der englischen Regierung stehe und in keiner Weise mit Politik zu thun habe, sondern einzig und allein als ein christlicher Missionar und Freund ihres Landes komme, der dießmal der einfache Träger einer Mittheilung Englands an Madagaskar geworden sei.

„Hierauf theilte ich ihren Majestäten mit, daß mir englische Freunde einige Geschenke für sie mitgegeben haben, und erbat mir die Erlaubniß, gleich jetzt eines derselben zu überreichen. Es war das ein nach einer großen, bei einem meiner früheren Besuche aufgenommenen Photographie in Oel gemaltes Bild des Königs. Als ich es aus der Kiste nahm, sahen mir der König und die Königin zu, und ich beobachtete neugierig den Eindruck, den es machte. Im ersten Augenblick schien der König ganz verblüfft vor Erstaunen. Er lächelte und sah es wieder und wieder an; dann kam er zu mir her, drückte mir mit Wärme die Hand und sagte, indem er auf die verschiedenen Partieen des Gemäldes deutete: 'Ich erinnere mich alles dessen.' Die Königin stand eine Weile regungslos in schweigendes Anschauen versunken, dann rief sie aus: 'Izy hiany,' er ist es selbst! Jetzt kamen auch die Offiziere und übrigen Anwesenden herbei, sprachen ihre Freude über das Bild aus und fragten, wie es habe so ähnlich gemacht werden können. Herr Laborde, der französische Konsul, der während der ganzen Audienz zugegen war, fand es auch sehr gut."

Am folgenden Tag wird Ellis auch zu Radama's erstem Minister, Rainivoninahitrainony (der Vater der Blüthe des Grases des Flusses) gerufen und von diesem befragt, wann die Missionare ankommen, womit sie sich beschäftigen, wie viel ihrer sein werden, und ob der Arzt nicht in seiner Nähe wohnen könnte? Ellis erklärt ihm, die Missionare kommen nicht, um die Madagassen in Künsten zu unterrichten, die sie früher schon gelernt haben, wie Eisen und Holz zu bearbeiten, — ihre Aufgabe sei, die Jugend zu erziehen, das Volk Gottesfurcht und Gehorsam gegen das Gesetz ihres Königs zu lehren, und das zeitliche und ewige Wohl aller Klassen der Gesellschaft nach Vermögen zu fördern. Der Minister

erwiedert, er wisse, daß das der Hauptzweck der Missionare sei, und daß wahre Christen immer zuverlässige Leute seien; er achte sie hoch und habe in der Verfolgungszeit manche in seinem eigenen Hause geborgen.

Daß dem wirklich so war, und daß die Sache des Evangeliums alle Unterstützung von ihm zu erwarten hatte, wußte Ellis von anderer Seite. Auch unter der vorigen Regierung hatte der Minister wiederholt seine Stimme zu Gunsten der Christen erhoben; ihre Bücher waren ihm nicht unbekannt, ja seine Frau gehörte selbst zum Häuflein der Gläubigen.

Kurz darauf wird Ellis Gelegenheit, auch Rainimaharawo, dem Oberbefehlshaber der Armee, die Zwecke der erwarteten Missionare darzulegen. Er sagt ihm, dieselben seien weder politischer noch merkantilischer Art, denn die Engländer tragen kein Verlangen nach dem Besitz Madagaskars, und den Missionaren sei es verboten, sich mit Handel zu befassen. Sie kommen nur, um für die Belehrung des Volks und die Ausbreitung des Christenthums thätig zu sein, und begehren weiter nichts als die Erlaubniß, so viel Grund und Boden zu benützen als sie für ihre Häuser brauchen, so lang sie im Lande wohnen. Seien sie nicht mehr da, so solle derselbe an seine ursprünglichen Besitzer zurückfallen. Sie betrachten die Schulen und Kirchen, die sie etwa erbauen werden, nicht als ihnen oder den englischen Christen gehörig, die sie hersenden, sondern wollen dieselben den madagassischen Gemeinden als ihr Eigenthum übergeben. Neben ihrer Hauptaufgabe, die durchaus religiöser Natur sei, suchen die Missionare indessen noch in verschiedener Weise an dem Wohle der Länder zu arbeiten, in die sie kommen, wie ihm ja selbst durch deren frühere Wirksamkeit in Madagaskar wohl bekannt sei. Das Letztere bejaht Rainimaharawo (der Vater des Grundes der Wonne) in freundlichster Weise.

Kaum eine Woche nach seiner Ankunft in der Hauptstadt sehen wir Ellis bereits in voller Thätigkeit. Das Wichtigste ist ihm die Pflege der so lange verlassenen Christengemeinden, die sich vertrauensvoll an ihn anschließen und in vielen Stücken der Leitung und weiteren Belehrung auch noch sehr bedürfen. Mit Dank gegen Gott benützt er daneben aber auch die Gelegenheiten, die sich ihm ungesucht darbieten, den Großen des Landes in irgend einer Form das Evangelium nahe zu bringen.

Der Staatssekretär Rahaniraka und einige andere junge Offiziere waren die Ersten, die den Wunsch aussprachen, sich im Englischen bei ihm fortüben zu dürfen. Dann traten andere hochgestellte Männer, die Mangelhaftigkeit ihrer eigenen Ausbildung fühlend, mit der Bitte hervor, er möchte doch ihre Söhne unterrichten. Die Schwester des Ministers ließ bei der Anmeldung ihrer Söhne sich auch gleich nach dem Preis des Unterrichts erkundigen, worauf Ellis erwiederte, es freue ihn, daß sie ihm ihre Kinder schicken wolle, er sei aber nicht gekommen um Geld zu verdienen, sondern um den Madagassen behilflich zu sein, für dieses Leben tüchtig und im künftigen glücklich zu werden. — Nach wenigen Tagen belief sich die Zahl der jungen Leute, denen er fortan täglich zwei Stunden widmete, schon auf zwölf. Kurz darauf schickte ihm auch die Königin ihr Adoptivsöhnchen und zwei andere Knaben zu, für die sie mütterlich sorgte. Dem König selbst war schon vorher der Gedanke gekommen, sein Bischen Englisch aufzufrischen, und er hatte Ellis bitten lassen, täglich eine Stunde mit ihm zu lesen und zu sprechen. Zu dessen großer Freude war damit die weitere Einladung verknüpft, Sonntag Nachmittags im Palast ganz in derselben Weise christlichen Gottesdienst zu halten, wie er Morgens in den Versammlungslokalen der Gläubigen stattfand. — Davon hatte Ellis zwar sich bereits überzeugt, daß die früheren Berichte der Christen und das Urtheil, das er selbst sich über Radama gebildet hatte, zu günstig waren, denn dessen Leben zeugte noch von keiner Herzenserneuerung; aber sein Vertrauen auf die Kraft des heiligen Geistes ließ ihn hoffen, den strebsamen jungen Fürsten noch einen weiseren und besseren Mann werden zu sehen. Frohen Muthes folgte er also den an ihn ergangenen Aufforderungen.

---

„Sonntag den 6. Juli, Nachmittags drei Uhr, begab ich mich in Begleitung Rahinirakas erstmals zu dem besprochenen Zweck in den königlichen Palast. Obgleich der Saal ziemlich voll war, hatte man doch meinen mit mir kommenden Schülern Plätze aufgehoben. Der Gesang gieng gut, da sich in des Königs Gefolge eine Anzahl Sänger befand. Ich las einen Abschnitt der heiligen Schrift zuerst in englischer, dann in madagassischer Sprache vor. Beim Gebet hielt ichs ebenso. Dann las ich die Schlußverse von Matth. 6. und

knüpfte in englischer Sprache eine kurze Erklärung daran; die Rahaniraka übersetzte. Man sang wieder, und ich beschloß den Gottesdienst mit dem apostolischen Segen. Gleich darauf verabschiedete ich mich von dem König, da es mein Wunsch war, so oft wir zu gemeinsamer Erbauung zusammenkämen, mich in kein anderweitiges Gespräch mit ihm einzulassen. Man hatte mich darauf vorbereitet, er gedenke mich zu unterbrechen, sobald ich etwas sage, womit er nicht einverstanden sei; er war aber die ganze Zeit über sehr aufmerksam. Einige der anwesenden christlichen Offiziere bemerkten, das sei ein Anblick gewesen, den sie nimmer zu sehen erwartet hätten.

„Von da an besuchte ich den König täglich, und las mit ihm immer mindestens Ein Kapitel der heiligen Schrift. Niemand unterbrach uns beim Lesen, aber an der darauf folgenden Unterhaltung betheiligten sich oft auch die anwesenden Offiziere. Unser Gespräch beschränkte sich dann nicht ausschließlich auf religiöse Gegenstände und wurde oft recht lebhaft. Der König war ungemein verlangend, seine Kenntnisse zu erweitern und besaß ein vortreffliches Gedächtniß. Er beobachtete, wie mir scheint, mit Aufmerksamkeit die großartigen Umrisse der Schöpfung, wie sie in Antananariwo in den gewaltigen Felsschichten, deren Spitzen oft über den Wolken sichtbar sind, oder in den langgestreckten Bergrücken zu Tage treten, die in der Ferne den Horizont begrenzen. Auch die in Gebirgsgegenden vorkommenden plötzlichen Temperaturwechsel machten großen Eindruck auf ihn; Gewitter flößten ihm Schrecken ein. In jedem seiner Paläste hatte er ein unterirdisches Zimmer, in das er sich zurückzog, so bald es anfieng, heftig zu donnern und zu blitzen.*) Trotz seiner Angst bei Gewittern ließ der König häufig Aeußerungen fallen, als glaube er sein Leben durch einen geheimen Zauber gesichert. Er kenne keine Furcht, pflegte er zu sagen, Gott werde ihn beschützen; er sei schon in großen Gefahren gewesen, aber immer unversehrt geblieben. Er sei von Bösewichtern bedroht gewesen, die ihm den Tod geschworen haben, und von einem wüthenden Hunde gebissen worden, an dessen

*) Die Gewitter sind in Madagaskar zu gewissen Jahreszeiten sehr majestätisch und nicht selten gefährlich. Die Häuser der Vornehmen und oft auch die der Geringen sind mit Blitzableitern versehen, an denen das blendende Licht hinabgleitet, während man bei dem Gedröhne des Donners glaubt, ringsum die Granitwälle der Gebirge bersten zu hören. Es verstreichen wenige Jahre, in denen nicht in der Hauptstadt oder ihrer Nachbarschaft Jemand vom Blitz erschlagen wird.

Biß Andere geſtorben ſeien. Wie es ſich mit dieſen Gefahren in Wirklichkeit verhielt, konnte ich nicht ergründen; den Eindruck aber hatte ich immer, er gebe einem dunklen Gefühle Raum, daß die Geiſter ſeiner Ahnen ihm in übernatürlicher Weiſe ihren Schutz gewähren.

„Nie ſah ich den König tiefer bewegt als eines Tages, da wir den 104. Pſalm zuſammen laſen. Die darin enthaltene Schilderung der Größe und Majeſtät Gottes ſchien ſeinen Geiſt mit ehrfurchtsvollem Grauen, die dadurch in ſeiner Seele geweckten neuen Gedanken und Anſchauungen ihn mit hoher Freude zu erfüllen. Begierig lauſchte er den wenigen Bemerkungen, die ich über einige der bekannteſten Naturerſcheinungen, wie die Bildung der feſten Erdkruſte, die Veränderungen, welche ihre Oberfläche ſchon erlitt, und die Bewegung der Himmelskörper einflocht.

„Einer der Anweſenden ſprach die Anſicht aus, die Sonne müſſe nicht am gleichen Platze ſtehen bleiben, denn ein Mann, der vor mehr als 60 Jahren gelebt habe, habe jedes Jahr ſeinen Reis zu pflanzen gepflegt, wenn die Sonne hinter einem gewiſſen Theil eines Berges untergegangen ſei, deſſen nördliches Ende am Horizont ſichtbar war. Er habe ſeine Kinder gelehrt, es ebenſo zu machen; allmählich aber habe die Sonne bei ihrem Untergang jenen Punkt nicht mehr erreicht. Der König erwähnte einen andern wohlhabenden Mann, der die Gewohnheit habe, an einem Felſen die Stelle zu bezeichnen, über welcher die Sonne zur Zeit der Reisſaat untergehe; dieſe Stelle ſei aber jetzt eine andere geworden. Er fügte hinzu, zu Lebzeiten ſeiner Mutter habe jener Mann nicht davon zu ſprechen gewagt, aus Furcht beſtraft zu werden; er ſelbſt, der König, aber habe den Felſen zu wiederholten Malen geſehen. Die anweſenden Offiziere beſtätigten ſeine Ausſage, und auf meine Bemerkung, ich möchte gerne einmal den Mann und den Felſen ſehen, entgegnete er: 'Es ſoll geſchehen.'

„Als ich erwähnte, die Erdoberfläche ſei in ſteter Veränderung begriffen; während an einigen Stellen das Land zurücktrete, wachſe es an andern gegen die See hinaus an, erwiederte Radama, das finde jetzt auch an einzelnen Theilen der madagaſſiſchen Küſte ſtatt. Erſt kürzlich habe er einen Brief erhalten, der ihm aus einer entfernten Gegend des Landes melde, das Meereswaſſer ſei bedeutend geſunken, und man habe eine vom Roſt beinahe zerfreſſene Kanone gefunden,

obwohl da nie ein Landungsplatz geweſen oder ein Europäer hingekommen ſei. Ich ſtellte die Vermuthung auf, dieſe Kanone werde einem geſtrandeten Schiffe gehört haben und von den Eingebornen dorthin gebracht worden ſein. Bei dieſer Gelegenheit fragte der König mich auch, ob ich ihm genügende Auskunft über die Kometen geben könnte; es ſeien deren das Jahr vor dem Tode ſeiner Mutter zwei erſchienen und haben das Volk in große Unruhe und Aufregung verſetzt. Auch dieſe Erſcheinung ſuchte ich ihm zu erklären.

„Bei einer andern Gelegenheit wurde ich in der Geſellſchaft des Königs und ſeiner Offiziere auch veranlaßt, an einem Geſpräch über Regierungsangelegenheiten theilzunehmen, in Betreff deren ich mir von Anfang an Schweigen zur Regel gemacht hatte, falls ich nicht ausdrücklich zum Sprechen aufgefordert würde. Es fielen einige Bemerkungen über die Verluſte, welche der Regierung aus der Aufhebung der Zölle erwuchſen, und über die bedauerliche Zunahme der Trunkenheit unter dem Volke. Um meine Anſicht befragt, erwiederte ich, keine Regierung könne ohne Einkünfte beſtehen, und der Handel mit dem Auslande biete eine rechtmäßige Einnahme dar, beſonders für ein Reich, deſſen eigene Hilfsquellen noch ſo wenig entwickelt ſeien, wie die Madagaskars; ich glaube nicht, daß deſſen Freunde die Aufhebung aller Zölle für eine weiſe Maßregel halten werden. Einige der Offiziere meinten, die Waaren ſeien jetzt kaum wohlfeiler als früher. In Betreff der Trunkenheit bemerkte ich, ich habe mit Betrübniß ein Ueberhandnehmen derſelben wahrgenommen, das zur Verarmung und zum ſittlichen Verfall des Volkes führen müſſe. Der König erwiederte, ſtrenge Geſetze verhindern den Gebrauch geiſtiger Getränke nicht, es habe auch zur Zeit ſeiner Mutter Betrunkene gegeben, obgleich Todesſtrafe darauf geſetzt geweſen ſei. Abgaben könne er keine dafür fordern, er halte das auch nicht für nöthig. Es ſei jetzt kein Krieg, und ſein ganzes Beſtreben gehe dahin, Frieden zu erhalten. Man könne hoffen, bei vermehrtem Handel ohne Zölle durchzukommen, welche nur die Waaren für Jedermann vertheuren würden. Er brauche Geld für ſich ſelbſt, für ſeine Frau, für ſeine Familie, und um ſein Haus zu bauen, aber er könne deßwegen ſein Volk nicht mehr für ſeine Bedürfniſſe zahlen laſſen als jetzt der Fall ſei. Und dann, fügt er hinzu, habe er ſein Wort gegeben, daß keine Zölle beſtehen ſollen. Wollte er ſie jetzt wieder einführen, ſo würden ſeine eigenen Unterthanen ſowohl als die Aus-

länder ihn für einen unbeständigen Menschen halten, der nicht zu seinem Worte stehe, und künftig weder Achtung vor ihm haben, noch Vertrauen in ihn setzen.

„Radama zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Selbständigkeit und Festigkeit, als ich ihm zugetraut hatte. Er sprach sehr lebhaft, aber mit vollkommener Selbstbeherrschung und Höflichkeit. Er meinte, sein Herz habe ihm nicht gesagt, daß es unrecht sei, die Zölle aufzuheben, und sage es ihm auch jetzt nicht, aber er wolle darüber nachdenken; und obgleich er den Gebrauch geistiger Getränke nicht verbiete, wolle er doch das Uebermaß in deren Genuß verbieten und die Säufer bestrafen. Dann fuhr er fort: 'Es ist mir leid, sehr leid, wenn meine Freunde im Ausland die Aufhebung der Zölle nicht gut heißen, aber vielleicht werden sie ihre Ansicht ändern, wenn sie die Wohlfahrt meines Landes sehen.'

„Ein anderes Mal, als ich Sonntag Nachmittags nach Joh. 3, 16 über die Liebe Gottes und Christi gepredigt hatte, fragte der König: 'Wenn Jesus die Christen so lieb hat, wie du sagst, warum erlaubt er ihnen dann nicht, ihn zu verleugnen und dadurch ihr Leben zu retten? Warum müssen sie sterben? Er weiß ja ohne ihren Tod, daß sie an ihn glauben und ihn lieben.' — Ich erwiederte, nicht Jesus lasse es ihnen nicht zu, Ihn zu verleugnen um ihr Leben zu retten, sondern die Macht der Wahrheit in ihrem Gewissen und die Liebe Jesu in ihren Herzen heißen sie lieber sterben und Seine Liebe genießen, denn als Heuchler zu leben und ihrer verlustig zu werden. Christus habe sie geliebt und sich selbst zur Erlösung für sie gegeben. Sie haben ihrerseits Ihm ihre Liebe zugesagt, und können nun nicht dadurch, daß sie Ihn am Tage der Versuchung verleugnen, Ihm und der Welt zeigen, daß jene Zusage nicht ernstlich gemeint gewesen sei. In der Falschheit sei keine Liebe, und ohne Wahrheit keine Tugend; nichts sei aber, namentlich in Sachen der Religion, stärker als Liebe und Wahrheit. Uebrigens, schloß ich, wolle ich über diesen Gegenstand ein anderes Mal ausführlicher mit ihm reden.

„So wenig ich auch damals im Grunde Radama noch kannte, verlor ich doch nie die nachtheiligen Einflüsse aus den Augen, unter denen er seine Jugend verlebt hatte; auch fand ich seine sittlichen Grundsätze, obgleich in einigen Beziehungen wahr und lobenswerth, in andern Beziehungen so verkehrt, daß es mir nicht minder wichtig

schien, ihm die unveränderlichen Grundlagen des göttlichen Sittengesetzes zu Gemüth zu führen, als ihm die Heilslehre des Evangeliums darzulegen. Sollte der Geist Gottes einmal sein Herz erneuern, so konnte es doch nur durch diese beiden Mittel geschehen, und nicht durch eines allein.

„Unter der vorigen Regierung hatten nur bevorzugte Personen bei besondern Veranlassungen Zutritt zu der Herrscherin gehabt. Aller Verkehr mit dem Volke fand durch die Vermittlung der Minister statt. Radama erklärte sich von Anfang an zu bestimmten Stunden für jeden seiner Unterthanen zugänglich, und seine Volk schätzte dieses Vorrecht hoch. Oft hörte ich, als ob nun nichts mehr zu wünschen übrig bliebe, die Leute sagen: 'Jetzt fürchten wir uns nicht mehr. Radama ist König. Wenn uns irgend ein Uebel zustößt oder ein Unrecht gethan wird, können wir zu ihm gehen.' Viele kamen, wie ich glaube, nur um das Vergnügen zu haben, ihn zu sehen und ihm ihre Huldigung darzubringen. — Obgleich flatterhaften Wesens, hielt der König doch in seiner Tageseintheilung ein gewisses Maß von Ordnung fest. Die frühen Morgenstunden waren den öffentlichen Geschäften und dem Empfang der ceremoniellen Besuche seiner eigenen Familie gewidmet; die etwa noch übrige Zeit wurde aufs Erlernen des Englischen verwendet.

„Manche von denen, die für Radama eine starke persönliche Zuneigung zu hegen schienen, widerholten ihre Besuche fast täglich. Eines Morgens, als ich gerade da war, kam seiner Mutter Schwester (Mutter der jetzt regierenden Königin), die jener ungemein gleichen soll, mit ihrem Gemahl und Gefolge zu seiner Begrüßung. Letzterer trug einen prächtigen Mantel von blauem Seidendamast. Der König erhob sich, um den Gruß der Eintretenden zu erwiedern, und küßte seiner Tante mit viel Anmuth die Hand. Von beiden Seiten schien die Begrüßung mehr der Ausdruck herzlicher Theilnahme an einander, als leerer Höflichkeit zu sein.

„Die Mitte des Tags pflegte der König um jene Zeit in seiner Schule oder in einer Wohnung nahe bei den Werkstätten einiger geschickter Eisen- und Messing-Arbeiter, die sich in dem gleichen Gehöfte befand, zuzubringen. Zwei Schildwachen standen am Eingang desselben, und wenn irgend Jemand um Zutritt bat, ließ Radama, davon benachrichtigt, den Betreffenden durch einen seiner Diener hereinführen. Solche Besuche fanden oft statt, während ich

bei ihm war. Lasen wir gerade, so hieß er seine Gäste warten; sprachen wir, so ließ er sie entweder eintreten oder gieng er zu ihnen hinaus.

„Zuweilen kamen auch Gesellschaften aus entlegenen Provinzen; mehr als einmal stellten sich Leute von Modschanga, einem wohl 90 Stunden entfernten Hafen an der Westküste, ein. Es machte mir Freude, die Gesichtsbildung, die Kleidung, den Schmuck und das ganze Benehmen dieser verschiedenen Landeskinder zu beobachten. Die Sprache der aus der Ferne Gekommenen wich von der der Howa's ab, doch verstanden sie einander gegenseitig.

„Diese Zusammenkünfte des Königs mit seinen Unterthanen waren mir ungemein interessant. So jugendlich, frohsinnig und zum Scherze geneigt auch Radama war, vergaß er sich doch nie bei solchen Veranlassungen. Führte irgend eine Noth einen Betrübten herbei, so war er sanft und gütig, und versprach zu überlegen, in welcher Weise er Hilfe schaffen könne. Wurde über ein Unrecht geklagt, so sandte er nach dem betreffenden Beamten, um die Sache ins Reine zu bringen. Mit großer Strenge aber trat er auf, wo er die Absicht, ihn zu hintergehen, zu entdecken glaubte. Besonders herzlich und freundlich benahm er sich gegen solche, die aus weiter Entfernung kamen. Brachten streitende Parteien ihre Klagen vor ihn, so hörte er geduldig die Erzählung beider Theile an, erkundigte sich genau nach Allem, was er nicht ganz verstanden zu haben glaubte, und gab dann ohne Zaudern seinen Richterspruch als Einer, der seiner Sache gewiß ist, und bei dessen Entscheidung es zu verbleiben hat.

„So klagte einst eine Christin, welche die qualvolle Kettenstrafe in der letzten Verfolgung überlebt hatte, in der ihr Mann gesteinigt worden war, worauf die Offiziere, die das Urtheil über die Christen zu sprechen hatten, ihre Güter als gute Beute unter sich vertheilt hatten: daß der reiche und mächtige Häuptling, der ihr Besitzthum an sich gezogen habe, sich weigere, ihr dasselbe herauszugeben, obgleich sie außer dessen Ertrag nichts zu ihrem Unterhalt habe. Der König hörte sie ruhig an, erkundigte sich bei seinen Offizieren, ob sich die Sache wirklich so verhalte, und hieß, als diese es bejahten, die Wittwe getrosten Muthes sein, es solle ihr Recht werden. Darauf ließ er den Häuptling fragen, warum er derselben ihr Eigenthum nicht zurückerstattet habe, es sei ja kein Verbrechen, sondern eher der

Belohnung als der Strafe werth, wenn man zu Gott bete; jene Frau aber habe durch den Tod ihres Mannes ohnedieß ſchon genug gelitten. Zugleich ließ er dem Häuptling befehlen, ihr das Grundſtück zurückzugeben oder es durch ein anderes von gleichem Werth zu erſetzen. Etwa vierzehn Tage darauf beſuchte mich die Wittwe, um mir zu ſagen, daß ſie durch Gottes Güte ein ſchönes Stück Land erhalten habe. 'Ihm ſei Dank, daß Radama König iſt,' fügte ſie hinzu.

„Geſchenke an Früchten, Fiſchen, Wildbret oder irgend welchen Seltenheiten wurden ſowohl der Königin als dem König faſt täglich gebracht, nicht von den Reichen und nicht als Tribut, ſondern als ein Ausdruck der Freude, die es dem Landvolk zu bereiten ſchien, dem Königspaar eine ihm angenehme Gabe darreichen zu können, und als ebenſo viele Zeichen der Liebe und des Vertrauens. Noch war keine der lange genährten ſüßen Hoffnungen getäuſcht worden. Die Laſten des Volks waren erleichtert, die Grauſamkeit der Milde gewichen, jede Verfolgung hatte aufgehört, und dafür war das Land der Freundſchaft, dem Unternehmungsgeiſt, dem Handel und der Religion fremder Völker erſchloſſen. Die geſchehenen Fehltritte konnten leicht wieder gut gemacht werden, und nichts ſchien noch die Ausſicht auf eine lange Periode des Fortſchritts ernſtlich zu trüben.

„In Betreff des Volkswohls theilte ich damals die allgemeinen Erwartungen. Es war mir von dem König nichts bekannt, das die Hoffnung ausſchloß, falls durch die Wirkung des heiligen Geſtes eine ſittliche Umwandlung mit ihm vorgehen ſollte, ihn die Einſicht, Charakterfeſtigkeit und Reife des Urtheils erlangen zu ſehen, die ihn befähigt hätten, ſeine Unterthanen einer ſchönen Zukunft entgegenzuführen. Dabei verbarg ich mir aber auch nicht, wie leicht er bei ſeinem natürlichen Frohſinn, ſeiner offenen Gemüthsart, ſeiner Freude an Umgang und ſeiner Gaſtfreundſchaft mit der Neigung, ſich den Eingebungen des Augenblicks zu überlaſſen, den Verſuchungen unterliegen konnte, welche ſchon im Gefolge des erwarteten Zufluſſes von Fremden und der bevorſtehenden Krönungsfeierlichkeiten heranrückten. Dennoch ſchien mir, ſo weit mein Blick reichte, der Horizont mehr durch Hoffnungsſtrahlen erhellt als durch drohende Wolken verdunkelt.

„Die wachſende Zahl der Ausländer in Tamatawe und die in Ausſicht ſtehende Ankunft ſolcher auch in der Hauptſtadt erweckte in

dem König und seinem ersten Minister den Wunsch, einige Verordnungen zu erlassen, um etwaigen Mißverständnissen und Streitigkeiten zwischen den Fremden und Eingebornen möglichst vorzubeugen. Beide besprachen sich darüber mit mir, und ich erwiederte, gewiß wäre es gut, wenn sie die Regeln drucken ließen, deren Beobachtung sie von den Fremden wünschen, da manche Händel zwischen Eingebornen und Ausländern aus der Unbekanntschaft der Letzteren mit der Landessitte entspringen. Ich bemerkte noch, der englische Konsul wäre gewiß im Stande, ihnen die rechten Maßregeln zur Erhaltung des guten Einvernehmens zwischen den verschiedenen Parteien treffen zu helfen, und erwähne hier die Sache nur als einen Beweis, wie dem König und seiner Regierung daran gelegen war, den Fremden keine gegründete Ursache zur Unzufriedenheit zu geben.

„Ich setzte meine täglichen Besuche bei dem König fort, der in seinen Anstrengungen, ein wenig Englisch zu lernen, genau so viel Ausdauer bewies, als ich erwartet hatte. Unser nachheriges Gespräch hieng von seiner Muße und Stimmung ab."

Zuweilen knüpfte sich das Gespräch an irgend eine Merkwürdigkeit, die Ellis mitbrachte. Einmal ist es ein Stereoskop, welches das madagassische Herrscherpaar einige Blicke ins Innere des Buckinghampalastes und des königlichen Schlosses in Windsor thun läßt, und in der afrikanischen Inselfürstin den Wunsch erweckt, in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen anbringen zu lassen wie ihre gekrönte Schwester in England, worauf ihr natürlich der mit dem Bau des neuen Palastes beauftragte Engländer Cameron zu verstehen geben muß, daß sich dazu unter ihren Unterthanen doch wohl kaum die tauglichen Hände finden werden. Ein anderes Mal lehrt ein scharfes Mikroskop, Geschenk eines Pariser Protestanten an Radama, ihn und seine gerade anwesenden Freunde den prachtvollen Bau eines Insektenflügels in ehrfurchtsvoller Stille bewundern, worauf dann freilich laute Zweifel folgen, als ein gemeiner Floh zu einem Ungethüm vergrößert erscheint. Ellis überführt sie indeß und benützt diese Gelegenheit, ihnen zu sagen, daß man vermittelst des Mikroskops in allen Dingen um uns her, ja in jedem Wassertropfen, eine Welt voll schöpferischer Weisheit entdecken könne, so mannigfaltig und wunderbar wie die, welche wir jeden Tag mit bloßem Auge schauen. — Dann aber ist er auch wieder der Hörende, und Radama's Offiziere ergehen sich in Erinnerungen an frühere Zeiten. Sie erzählen, wie er sich als

Prinz so redlich mühte, Menschenleben zu retten und dem Volke Wohlthaten zuzuwenden, wie er mit äußerster Anstrengung bei seiner Mutter Abhilfe suchte, wenn er von dem Elend hörte, das Erpressungen, ungerechte Urtheilssprüche und grausame Strafen über so viele Familien brachten, und wie er selbst mit seinen Freunden sich aufmachte, steinerne Brücken zu bauen, weil die hölzernen in der Regenzeit oft von den hochangeschwollenen Flüssen fortgeschwemmt wurden, und alljährlich dann mancher, der schwimmend oder in einem Kahn überzusetzen suchte, in den Wellen sein Grab fand. Sie erzählen, wie sie Jahre hindurch unverdrossen fortgearbeitet haben, ohne Lohn und besondere Ermunterung, der Prinz immer voran, und zwar in seinen Mantel gehüllt oft in Regen und Sturm bis tief in die Nacht oder schon bei Tagesanbruch, wenn dem angefangenen Werke gerade eine besondere Gefahr drohte. Sie erzählen, wie sie dazu keinen Lehrmeister hatten, sondern nur Bücher über Brückenbau mit Abbildungen und besonderer Anleitung zur Gründung und Wölbung der Pfeiler und Bogen, und wie am Ende die Königin, ihre Räthe und das Volk dem gelungenen Unternehmen ihren Beifall zollten.*) Dann fügen sie, auf das steinerne Haus in der Nähe deutend, hinzu: „Radama hat keine Batterie, sondern eine Schule erbaut, denn er wünschte sein Volk zu erziehen.“ Und nochmals auf alle die Bestrebungen zurückkommend, die sie so lange mit ihm theilten, erzählen sie weiter, wie er gleich Anfangs zu ihnen sprach: „Wir müssen nicht nach Ehre oder Geld verlangen, sondern so viel Gutes thun als wir können; wir müssen die Leiden des Volks zu lindern suchen, indem wir den Elenden Hilfe schaffen und bei den Reichen Unterstützung für sie begehren; vor Allem aber müssen wir das Leben der Verurtheilten zu retten bemüht sein, indem wir uns bei den höchsten Beamten für sie verwenden oder ihre Hüter vermögen, ihre Gefangenen entkommen zu lassen unter dem Versprechen, daß wir sie vor jedem sie selbst treffenden Uebel schützen wollen.“ Er habe der Christen als solcher sich nicht vor Andern angenommen, sagen sie ferner; nur weil ihre Verurtheilung zum Tode ihm durch

*) Ellis kam selbst über mehrere dieser Brücken von verschiedener Größe, und so oft er sich nach deren Erbauer erkundigte, hieß die Antwort: „Radama und die Menamaso.“ Manche derselben sind jetzt im Zerfall, aber das Land hat keine andern Bauwerke dieser Art aufzuweisen.

nichts gerechtfertigt erschienen sei, habe er vielen das Leben gerettet. Endlich kommen sie noch auf seine Großmuth gegen seinen Nebenbuhler Ramboſalama und die Achtung vor dem Unglück zu sprechen, die ihn die Gebeine der in der Gefangenschaft gestorbenen Sakalawa's ihren Stammgenossen zurücksenden ließ. Als hierauf Ellis das Wort nimmt und die Ansicht ausspricht, wenn die Eroberungen seiner Vorfahren längst vergessen sein werden, werde die Erinnerung an Radama's Milde noch leben, und es werde dieselbe mehr zur Befestigung des Friedens in Madagaskar beitragen, als alle Streitkräfte, die er gegen seine Feinde hätte ins Feld führen können, alles Gelingen aber komme von Gott, dem der Dank dafür gebühre, und der mit jeder neuen Gelegenheit Gutes zu thun auch eine neue Verantwortung verbinde; als er dann fortfährt: viele englische Freunde folgen mit großer Theilnahme den Schritten des Königs und beten inbrünstig zu Gott, daß er selbst auch der Segnungen des Christenthums theilhaftig werden möge, zu deren Verbreitung unter seinem Volk er das Werkzeug geworden sei, da schlägt wieder eine Geschichte die andere, was Radama Alles schon zur Rettung von Menschenleben gethan, und wie mancher Gefahr er selbst entronnen sei. Immer lebhafter wird das Gespräch, bis Radama endlich, ganz der augenblicklichen Erregung zur Beute, aufspringt mit den Worten: „Ich muß vor Freude tanzen. R.... willst du mit mir tanzen? ich muß tanzen.“ Der Offizier entschuldigt sich, er habe das Tanzen ganz verlernt, so lange habe er es nicht mehr geübt; Radama aber läßt sich leichte Schuhe und ein leichteres Gewand bringen und tanzt zum großen Ergötzen der anwesenden Jugend eine englische Volksweise.

---

## 2. Verhandlungen mit fremden Mächten.

Nicht immer sind es indeß nur Radama's Mußestunden, in denen wir Ellis bei Hofe treffen; zuweilen verlangt der König auch seine Anwesenheit bei glänzenden Hoffesten. Ellis lehnt ab, so oft er es für thunlich hält; wo er es aber seiner Stellung als Missionar unbeschadet thun kann, kommt er dann und wann auch den Wünschen des jungen Fürsten nach. So nimmt er also z. B. den ihm bestimmten Sitz ein beim Empfang der französischen Gesandtschaft (31. Juli), die Radama in französischer Generalsuniform mit

breiter goldener Feldbinde begrüßt, und berichtet darüber: „Der Kommodore Dupré hielt in französischer Sprache eine vortreffliche Anrede an das Königspaar, worin er dasselbe der freundschaftlichen Gesinnungen des Kaisers und der Kaiserin versicherte und deren Glückwünsche zu seinem Regierungsantritt darbrachte. Es sei dieß die erste Friedensbotschaft, die Frankreich nach Madagaskar sende, sagte er unter Anderm, und er betrachte es als eine Ehre, damit betraut zu sein. Hierauf überreichte der französische Konsul die madagassische Uebersetzung der Rede, die von den beiden Majestäten wie üblich entgegengenommen wurde. Der ganze Empfang fand auf die würdigste Weise statt. Mir war es eine Freude, bei dieser Gelegenheit meine Bekanntschaft mit einigen Damen vom Hof zu erneuern, mit denen ich bei einem meiner früheren Besuche schon zusammengetroffen war, und dem Kommodore Dupré, sowie dem die Gesandtschaft begleitenden Naturforscher vorgestellt zu werden. Das offene, freundliche Benehmen des Kommodores und die Gefühle, die er aussprach, machten mir einen recht wohlthuenden Eindruck, und ich hatte auch später nie Veranlassung, seiner anders als mit Achtung zu gedenken."

Gleich den Tag darauf wird Ellis in aller Frühe schon wieder zu Radama gerufen. Es ist von Tamatawe die Nachricht gekommen, der englische General Johnstone sei auf dem Wege nach der Hauptstadt, um den König zu krönen. „Was soll ich thun?" ruft der Arme in peinlicher Verlegenheit. „Die Franzosen sagen, der Kommodore Dupré wolle mir die Krone aufsetzen. Ich habe nicht zwei Köpfe." Ellis beruhigt ihn: gewiß sei das nur ein Mißverständniß; die französische und englische Gesandtschaft habe schwerlich einen andern Zweck, als daß jede im Namen ihrer Regierung seiner Krönung beiwohne. Natürlich sei es an ihm, dem König, dabei Alles nach seinem Ermessen zu veranstalten, und da dieselbe ein durchaus nationaler Akt sei, wäre es wohl das passendste, wenn die Madagassen sie allein vollzögen. Das sei auch seine Ansicht, erwiederte Radama; der Thron sei ihm durch Erbschaft zugefallen, und so möchte er die Zeichen königlicher Macht weder von Frankreich noch von England empfangen, sondern lieber selbst die Krone sich aufs Haupt setzen. Minister und Höflinge stimmen bei, und so ist für dießmal das hochwichtige Thema der Krönung erledigt.

Am 8. August langt die englische Gesandtschaft in der Haupt-

stadt an, und mit ihr der anglikanische Bischof von Mauritius, Ryan, der sich die Dinge in Madagaskar selbst besehen will, um dort auch Kräfte der kirchlichen Missionsgesellschaft ins Feld zu führen. Nach brüderlicher Besprechung mit Ellis über die beste Art, der Londoner Schwestergesellschaft unter die Arme zu greifen, ohne die jungen Christengemeinden vor der Zeit durch den Anblick zweier verschiedener Formen des Protestantismus zu verwirren, überzeugt er sich, daß es nicht mehr als billig ist, die Londoner Missionare in der Hauptstadt und den innern Provinzen die reifenden Früchte der vor mehr als 40 Jahren begonnenen und die lange Verfolgungszeit hindurch mit heißen Gebeten begleiteten Aussaat nun auch selbst einsammeln zu lassen. Im vollen Einverständniß mit Ellis beschließt er, der kirchlichen Gesellschaft den Vorschlag zu machen, zunächst die Ost- und Nordküste zu besetzen und von dort aus das Netz des Evangeliums landeinwärts auszuwerfen, bis ihre Sendboten mit den Londonern zusammentreffen, die dann ihrerseits sich noch weiter nach Süden ausbreiten können, wo in einer Entfernung von fast 100 Stunden sich bereits Christengemeinden gebildet und mit ihnen in brieflichen Verkehr gesetzt haben. — Allerdings war auch die östliche Hafenstadt Tamatawe schon von den Londonern besetzt; den dortigen Christen aber verspricht Ellis zu empfehlen, falls die kirchliche Gesellschaft einen Missionar dahin senden sollte, denselben brüderlich aufzunehmen und sich, wenn sie es mit innerer Freudigkeit thun können, demselben anzuschließen.

Gleich am folgenden Tag ist der Empfang bei Hofe. Ellis ist wieder zugegen. Radama trägt dießmal die englische Uniform. General Johnstone, nachdem er durch den Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten den beiden Majestäten vorgestellt ist, übergibt nach kurzer Rede den Brief der Königin Viktoria, kündigt die Ankunft eines englischen Konsuls an und stellt dann seinerseits dem Königspaar den Bischof von Mauritius, Hauptmann Anson und die übrigen Glieder der Gesandtschaft vor. Der Bischof überreicht mit einer angemessenen Ansprache die englische Bibel, deren Adresse die Königin eigenhändig geschrieben hat, und der mit der Uebergabe der Geschenke beauftragte Hauptmann Anson kündigt, zur madagassischen Fürstin gewendet, dieser zu ihrer unverkennbaren Freude an, daß auch sie bei denselben nicht vergessen, sondern von seiner Gebieterin mit einem Kleid bedacht worden sei. Auf Radama's Wunsch steht Ellis neben

ihm, während er den Brief der Königin liest. Er sieht das Königspaar dessen breiten schwarzen Rand mit ehrfurchtsvoller Theilnahme betrachten, und Radama, nachdem er ihn gelesen, dem General die Hand drücken. Nachdem dann Rahaniraka das Schreiben noch ins Madagassische übersetzt und Radama einige Fragen über England gemacht hat, bringt Johnstone ein Hoch auf das madagassische Königspaar aus. Radama dankt durch ein Hoch auf die Königin Viktoria, in das plötzlich sein Musikchor mit der englischen Nationalhymne einfällt, während der madagassische Ruf Tranantitra (mögest du 1000 Jahre leben) kräftig dazwischen tönt. Mit sichtbarer Befriedigung wird hierauf Hauptmann Ansons Hoch auf ewige Freundschaft zwischen „England und Madagaskar" aufgenommen, woran der Sprecher noch die Bemerkung knüpft, es werden wohl auch noch Vertreter anderer Nationen mit Freundschafts- und Friedensversicherungen in Antananariwo eintreffen.

Den Tag darauf hat der Bischof mit Hauptmann Anson seinem Wunsche gemäß noch eine Privataudienz beim König, und Ellis muß seine Schule früher entlassen als sonst, weil einer von Radama's Offizieren ihn dazu ruft. Der Bischof überreicht dem König ein schön gebundenes Gebetbuch, Abschriften der bei der Krönung der Königin Viktoria gelesenen Gebete und eine Abschrift seiner den Tag zuvor bei der Uebergabe der Bibel gehaltenen Ansprache. „Die Unterhaltung war dießmal viel belebter und interessanter als das erste Mal. Unter Anderem fielen einige Bemerkungen über die Fürsorge und Theilnahme unserer Königin für ihre leidenden Unterthanen, und diesen Zügen wurde Radama's Güte gegen die Christen zur Zeit der Verfolgung gegenüber gestellt. Er warf mir einen Blick zu, als wünschte er, mich das Wort ergreifen zu sehen. Ich sagte, ja, er habe viel für die leidenden Klassen in Madagaskar gethan, und sein Volk sei ihm dankbar dafür. In einigen Beziehungen sei er Alles, was seine Unterthanen nur wünschen können, aber das Eine was noth sei, fehle ihm noch; er selbst sei noch immer kein Christ. Er sah mich ernst an und sagte mit einigem Nachdruck: 'Er (Ellis) weiß, was in meinem Herzen ist. Er weiß, daß ich Gott zu kennen und ihm zu dienen wünsche. Ich bete zu Gott, daß er mein Herz erleuchte und mich lehre, was ich zu wissen brauche und zu thun habe.' Auf seine Gäste und einige der anwesenden Offiziere schien diese Aeußerung wirklich Eindruck zu machen.

Ich meinestheils habe keinen Zweifel, daß sie aufrichtig gemeint war, als er sprach, daß er sie aber unter neuen Eindrücken anderer Art sehr leicht vergessen konnte. Der Abscheu vor Grausamkeit und Blutvergießen schien ihm immer gleichmäßig inne zu wohnen, aber in vielen andern Beziehungen gehorchte er ganz nur den Eingebungen des Augenblicks und schien alles zu vergessen, was darüber hinaus lag."

Die Audienz ist zu Ende; Ellis aber wird noch immer festgehalten. Radama eröffnet ihm, der französische Konsul habe ihm gesagt, der 15. August sei der Geburtstag seines Kaisers, dazu sei denn er mit der Königin zur Mittagstafel eingeladen; vor Tisch finde als ein Theil der Festfeier Gottesdienst in der katholischen Kirche statt, daher es passend wäre, wenn sie demselben auch beiwohnen wollten. Daran knüpft Radama die Frage, ob Ellis ihn nicht begleiten möchte? Dieser erwiedert, er trage kein Bedenken, dem Kaiser der Franzosen, der sich gegen Madagaskar so freundlich bezeuge, alle mögliche Ehrerbietung zu beweisen; wenn aber auch Andere den Gottesdienst und das Gastmahl als ganz gute Dinge betrachten mögen, so würde doch er weder in der Kirche noch bei Tafel sich an seinem Platze fühlen.

Abends bitten ihn die Christen der Hauptstadt, sie zu der englischen Gesandtschaft zu begleiten, vor deren Wohnung schon viele von ihnen versammelt sind mit einem zum Geschenk bestimmten Ochsen. Nachdem Ellis dem General den Zweck seines Kommens erklärt hat, tritt dieser mit dem Bischoff in die Verandah heraus. Rainimarosandy, ein stattlicher Offizier aus der Reihe der Christen, spricht ihnen in kurzen, tiefgefühlten Worten im Namen seiner Brüder deren Freude aus, Besuche aus England, der Heimat ihrer frühesten Freunde, begrüßen zu dürfen und dadurch die alten Liebesbande neu befestigt zu sehen, und bittet sie, ihnen als Ausdruck dieser Freude nach Landessitte einen Ochsen anbieten zu dürfen. Ellis hat bei dieser Rede wie bei der freundlich dankenden Antwort des Generals und des Bischofs den Dolmetscher zu machen.

Sie wollen kein Ende nehmen, alle die neuen, ungewohnten Erlebnisse und Erscheinungen in der sonst so eintönig ruhigen Gebirgsstadt der fernen afrikanischen Insel.

(Fortsetzung folgt.)

# Arbeiter in der Tamil-Miſſion.

Bekannt iſt, daß die vielnamigen Stämme, welche das weite Indien bewohnen, ſich hauptſächlich in zwei große Zweige theilen, die ariſche und die drawidiſche Bevölkerung. Es ſcheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die letztere einmal ſo ziemlich das ganze weite Land vom ſchneebedeckten Himalaya bis zum Vorgebirg Kumari (Komorin) eingenommen hatte: ein Jäger-, Fiſcher- und Hirtenvolk, das auch den Ackerbau betrieb, beherrſcht von Stammesälteſten und kleinen Fürſten, jedoch faſt mehr noch von Dämonen, die es wegen ihrer Macht, zu ſchaden und zu ſegnen, nach Kräften zu verſöhnen trachtete. Ihre Verwandten finden wir nach den Vergleichungen, welche die Sprachen bieten, in den Scythen oder Turaniern, mit welchen die alten Perſer zu kämpfen hatten, ſowie beſonders in den finniſchen Völkern, welche einſt auch Mitteleuropa durchſtreiften.

Durch die Einwanderung der japhetiſchen Arier wurde dieſe drawidiſche Urbevölkerung theils verdrängt, theils unterworfen und aſſimilirt. Dieß geſchah beſonders im Lande der großen Stromgebiete des Indus und Ganges, wo ſie in Maſſe eindrangen, daher ſich dort nur ſpärliche Ueberreſte drawidiſcher Sprachen bei kleinen Gebirgsvölkern (wie in den Radſchmahal-Bergen Bengalens, bei den Brahuis im Weſten des Indus ꝛc. ꝛc.) bis heute erhalten haben. Im Süden aber des großen Windhja-Gebirges, in der Halbinſel Dekkan (Südland) haben die Arier mehr nur durch Kolonien ihrer Fürſten und Weiſen ihren Einfluß verbreitet; Heiligthümer der Brahmanen und Höfe von Kſchatriya- und Drawida-Königen in bunter Miſchung wurden die Mittelpunkte einer neuen Civiliſation, welche zum Theil merkwürdige Compromiſſe mit dem altdravidiſchen Herkommen ſchloß, und in vielen Gebieten nur theilweiſe durchdrang. Hier wurde die drawidiſche Sprache in mehreren Dialekten, wie Telugu und Karnataka ſammt Tulu im Norden, Tamil und Malayalam im Süden, mit dem Sanskrit der Eindringlinge verquickt und zur Schriftſprache herangebildet. Fortan nahmen dieſe Länder an allen innern und äußern Kämpfen des eigentlichen Indiens lebhaften

Antheil. Sie haben die verschiedenen Phasen des Buddhismus und seinen langwierigen Streit mit dem Brahmanismus, sowie die kleinern Kämpfe der Siwa- und Wischnu-Anbeter mit durchgemacht; haben in ähnlicher Weise wie die Hindustani's dem Eindringen der Muhammedaner lange widerstanden, theilweise auch sich ihrer bis zuletzt erwehrt, um endlich in Folge des großen Seehandels und des Eifers der europäischen Mächte um seinen Besitz der Herrschaft Großbritanniens anheimzufallen. Damit sind sie wohl das erstemal seit ihrem Entstehen Bestandtheile Eines großen Reiches geworden.

Das Tamilland nimmt die südöstlichste Ecke der Halbinsel ein. Der Name desselben ist wohl eine Corruption des ursprünglichen Drawida-Namens, welcher vielfach auch Dramila geschrieben wird, während die Tamiler in der alten Sprache Ceylons immer als Damilo figuriren. Die Tamiler sind auch diejenigen Drawider, welche diesen Namen der ganzen großen Völkerfamilie zu verewigen am meisten Anspruch haben, was auch immer seine ursprüngliche Bedeutung sein mag. Sie stehen nämlich bei den übrigen Völkern des weiten Indiens als die am wenigsten arischen in einem gewissen Verruf. Von den 56 Ländern, welche dasselbe umfassen soll, gilt Drawida für das ärmlichste, das am schwächsten civilisirte, d. h. brahmanisirte. *) Von allen Indiern scheinen auch die Tamiler sich am leichtesten in fremdes Wesen zu finden, wie sie denn nicht blos den Kern der Madras-Sipahiregimenter bilden, sondern auch weithin durch Indien und darüber hinaus dem Europäer als Diener folgen oder als Taglöhner, Kulies (von kuli = Lohn) sich auf die entferntesten Gestade und Inseln begeben. Irgendwie muß dasjenige Volk Indiens, welches jetzt drei Viertheile seiner gesammten protestantischen Christenheit befaßt, einen etwas galiläischen Beigeschmack haben.

Das Tamilland theilte sich übrigens von Anfang an in mehrere Gebiete. Seine reichgesegnete Mitte bildet der Tschöla-Kreis (Tschola mandala, woher die Portugiesen den Namen Choro-mandel schöpften, jetzt Koromandel), das untere Stromgebiet und Delta der Kaweri, eines Flusses, der dem sonst vom Nordostmonsun (im Okto-

*) Ein Vorwurf, der freilich auch von dem hartnäckigen Bestand des Buddhismus in dieser Ecke Indiens herrühren mag; ein anderer Name für Tamiler, besonders in den Grenzbezirken, lautet nämlich Arawa, das „Motalisten" bedeuten kann, vom tamilischen Stichwort des Buddhismus aram Pflicht = dharma.

ber) nur spärlich beregneten Strich die reichliche Bescherung des Regens von den westlichen Ghats zuführt. Hier ist frühzeitig Damm- und Kanalbau mit allem Zubehör indischer Reiskultur eingeführt worden; es ist ein Land alter Königsstädte, wie Ureiyür und Tandschaur, und ebenso berühmter Tempel (Tschidambaram, Kumbakonam, Srirangam bei Tirutschinapalli u. s. w.). — Nördlich davon erstreckt sich zwischen dem Meer und den Ostghats ein weniger fruchtbarer, theilweise sandiger und gebirgiger Strich bis Palikat hin, der zu Zeiten gleichfalls dem Tschola-König unterworfen war. Hier ist Kantschipuram das größte Heiligthum, Tschendschi die Königsburg. — Westlich vom Kaweri-Gebiet liegt das Reich Tschera, das durch den Bergeinschnitt bei Pälakädu (Palghat) sich gegen Malabar hin ausdehnte. — Das hügelige Südland aber, Pändi genannt, hatte erst an Kolchei eine schon zu Christi Zeit den Westländern bekannte Handels- und Hafenstadt, sodann an Madura einen vielgenannten Sitz von Göttern, Königen und Weisen. Von dort erstreckte sich Tamil-Sitte westlich bis in die Nähe von Tiruwanandapuram (Trevandram) und östlich über die Nordhälfte der Insel Ceylon. Die Zahl aller Tamiler mag sich auf 10 Millionen belaufen.

Von den Kämpfen ihrer Könige unter sich und mit ihren Nachbarn ist wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Wichtiger ist, daß am Tungabhadra seit 1340 ein neues Reich entstand, das der Rayer von Widschajanagara, welches die norddrawidischen Länder (Karnataka und Telugu, auch Tulu) umfaßte, und 200 Jahre lang die vom Norden andringende muhammedanische Macht mit aller Kraftanstrengung aufhielt, auch die Tamilkönige von Tschendschi, Tandschaur und Madura sich zinsbar machte. Es war auf religiöse Duldung basirt; europäische und muhammedanische Abenteurer waren da willkommen, wenn sie nur den gefürchteten Reitern der Pathanis sich keck entgegenwarfen, auf Pferden, die mit großen Kosten von Ormuz und Maskat herbeigeschafft wurden. Dieses Rayerreich blühte noch zur Zeit, da die Portugiesen (1498) sich auf der Westküste Indiens festsetzten, und sank erst, als auch ihre Macht den Höhepunkt erreicht hatte. Die Bekämpfung der Muhammedaner war ihr gemeinsames Interesse, das die Portugiesen zur See und an den Küsten verfolgten, wie die Rayer auf dem Hochland des Dekkan. Durch die verbündeten muhammedanischen Mächte wurde 1564 bei Talicota am Krischnafluß der Rayer auf's Haupt geschla-

gen und seine Residenz zerstört. Sofort zerbröckelte das Reich und es trat im südlichen Indien eine Zeit grausiger Verwirrung ein, in der auch ein streifender Mahrattahäuptling 1674 im Tscholakreis sich festsetzen und die neue Tandschaur-Dynastie begründen konnte, während verdrängte Telugu-Barone und erobernde Muhammedaner andere Gebiete einnahmen und an den Küsten Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen Handelskomptoire gründeten.

---

## 1. Franz Xavier.*)

Es ist nicht unsere Absicht, ein neues Leben des vielgepriesenen Heiligen zu schreiben, dessen Aufgabe es war, den Tamilern zum erstenmal das Christenthum in der römischen Form zu bringen. Nur was er für die indische Mission gethan, soll hier kurz geschildert werden. Während uns scheint, daß der feurige Eifer und die Wahrheitsliebe des Mannes alle Anerkennung verdienen, gibt doch sein Wirken in dieser Mission den Eindruck, daß ihm zu einer grundlegenden Thätigkeit die rechte Umsicht, Selbstbeschränkung und Ausdauer fehlten. Wie hätte er sonst in den zehn Jahren seiner Thätigkeit so viele Länder besuchen können! Seine Bedeutung für das Christenthum in Asien liegt viel mehr in dem Eindruck, den seine selbstvergessende Arbeit auf die geistlosen Portugiesen, und rückwirkend auf seine Freunde in Europa machte, als in dem, was er für die Eingebornen Indiens gewirkt hat.

Als Repräsentant des kaum erst (27. Sept. 1540) gestifteten Jesuitenordens und mit der ganzen Vollmacht eines päpstlichen Legaten versehen, schiffte sich Franz Xavier, 35 Jahre alt**), am 7. April 1541

---

*) The Missionary life and labours of F. Xavier, taken from his own correspondence. By H. Venn. London 1862. Gesammelte Briefe des heiligen F. Xaver. Augsburg 1794. Dazu die Werke von Maffei, Acosta, Jarric, Bartoli ꝛc.

**) Gewöhnlich läßt man ihn 1506 geboren sein. Bedeutend älter erscheint et in der Vita F. Xaverii, libr. VI. Horat. Tursellini. Antverp. 1596., allwo (p. 6) seine Geburt ins Jahr 1497 verlegt wird, wie ihn dieser Biograph (p. 110) auch 45 Jahre alt in Goa landen läßt. Schon auf der Schwelle begegnen wir der Unsicherheit, welche der jesuitischen Geschichtschreibung eigen zu sein scheint. Wir halten uns daher meist an Xaviers eigene Briefe.

in Liſſabon nach Indien ein. Martin Alfonſo de Souza, der neue Vicekönig des portugieſiſchen Aſiens, fuhr mit ihm hinaus, angewieſen, den ſpaniſchen Gaſt, der mit ihm an der Tafel ſaß, auf's Beſte zu ehren. Am 6. Mai 1542 landete man in Goa, wo Xavier ſich über die herrſchende Sittenloſigkeit und das laue Weſen auch der Geiſtlichkeit von Herzen betrübte und nach Kräften unter den Europäern zu reformiren trachtete. Nicht nur beſuchte er nun die Hoſpitäler und führte Katechiſationen in den Kirchen ein; er gründete auch mit Hilfe frommer Männer ein Seminar (collegium), das er mit ſechzig Zöglingen füllte und ſeinem Gefährten Paul und dem Franziskaner Jac. Borba zur weitern Leitung übergab, voll der Hoffnung, daß in wenig Jahren eine Anzahl tüchtiger Arbeiter für die Kirche daraus erwachſen werde. Fünf Jahre ſpäter ſchrieb er ſeinem Freunde Loyola, daß dieſe Ausſicht auf eingeborne Arbeiter ſich zerſchlagen habe; wolle man, daß die Religion die Jetztlebenden überdaure, ſo müßten neue Rekruten aus Europa geſandt werden. Das arme Indien ſei noch nicht ſo weit, chriſtliche Tugenden hervorzubringen.

Das ſchreibt er nicht, nachdem er etwa ſelbſt Jahrelang an dieſen Jünglingen gearbeitet hatte; vielmehr hat er ſich ſchon im Laufe des erſten Jahrs vom Vicekönig ſagen laſſen, die meiſte Ausſicht auf Bekehrung biete die Fiſcherküſte im ſüdlichen Pandilande. Dort hatte ein Kaufmann von Cochin, ein Herr Cruz, gefunden, daß die Parawer (Fiſcher) von den muhammedaniſchen Händlern, welche ſeit Jahrhunderten an jenen Geſtaden ſich der Schifffahrt bemächtigt hatten, ſehr gedrängt und beeinträchtigt wurden. Er redete ihnen zu, ihre Häuptlinge (Pattankatti d. h. Steuereinnehmer) nach Kotſchi (Cochin) zu ſenden, um portugieſiſchen Schutz anzuſprechen. Das geſchah im Jahr 1538; und da die Leute ſich bereit erklärten, Chriſten zu werden, wenn man ihnen helfe, die Abgeſandten ſich auch gleich taufen ließen, zum Beweiſe, daß es ihnen ein Ernſt ſei, wurde ihnen eine Flotte zur Hilfe geſandt und die ganze Kaſte in wenig Tagen getauft. Es ſollen ihrer 20,000 geweſen ſein; ein Lehrer blieb nicht bei ihnen.

Kaum war die Regenzeit vorüber, als Xavier ſich aufmachte, dieſe neuen Chriſten zu ſehen. Im December 1542 langte er vor der Küſte an, und landete am Kap Kumari, nachdem Souſa erſt die Mohren, welche den Fiſchern wieder Boote abgenommen hatten, zurückgeſchlagen und die eroberten Schiffe den Parawern geſchenkt

hatte. Es war ein armes Völkchen. Auf alle Fragen, die der Missionar durch seine Begleiter, mitgenommene Zöglinge, an sie richtete, bekam er nur die Antwort: wir sind Franken d. h. Christen. So ließ er denn das Credo, das Vater Unser, Ave Maria und die zehn Gebote nothdürftig in ihr Tamil übersetzen, versammelte die Dorfgemeinde um sich und lehrte sie diese Worte nachsprechen. Er that dieß von Ort zu Ort, indem er mit einer Glocke in der Hand herumzog, die Leute damit zusammenrief und, am Sonntag namentlich, diese Formeln von allen nachsprechen ließ. In etwa vier Wochen hatten sie dieselben gelernt.

Nun findet er aber, daß noch Viele sich mit dem Schnitzen von Götzenbildern abgaben und auch sonst kein besonderer Fortschritt bemerklich wurde. Also verfaßte er noch eine eigene Ermahnung an die Taufkandidaten, die gleichfalls vorgelesen wurde, ehe einer die Taufe empfieng, zu deren Schluß ein Salve Regina angestimmt wurde, um den Schutz der h. Jungfrau anzuflehen. Es kam vor, daß an einem Tage ein ganzes Dorf getauft wurde*): so konnten bald dreißig Dörfer für christliche Gemeinden gelten. In jedem Dorfe wurde nun ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher (Kanakkapilla, Rechner, Schreiber) gewählt, der die Uebrigen lehre, Nothtaufen verrichte und namentlich an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorsage. Als Gehalt bekamen diese Männer 4000 Goldfanam von dem Vicekönig. Daß die Fischerchristen von dieser Art des Unterrichts viel Nutzen gezogen hätten, wird kaum anzunehmen sein. Sechzig Jahre später noch ärgert sich ein anderer Jesuit, daß z. B. im credo das Wort: Ich glaube, mit „Ich will" übersetzt worden sei. Nach fast zwei Jahren (im August 1544) versteht Xavier das Tamil noch nicht, klagt vielmehr, daß auch er von seinem Dollmetscher nicht verstanden werde; so bleibe ihm wenig, das er thun könne, nämlich: Kinder taufen und Nackten und Hungrigen beistehen. Freilich hat er wohl 1000 Heidenkinder, die im Sterben lagen, getauft, und hofft, sie werden seine Fürsprecher droben geworden sein. Hatte gleich bei seinem Eintritt die glückliche Entbindung einer Frau, der er unter den Wehen die Taufe ertheilt hatte, ein günstiges Vorurtheil für ihn geweckt, so schickte er

*) Loyola hat seinen Freund und Jünger wegen dieses raschen Taufens rückhaltslos getadelt.

nun oft seine Knaben mit Kruzifixen zu den Kranken und konnte melden, daß die Auflegung derselben in den meisten Fällen Genesung bewirke.

Großer Eindruck auf die Umwohner war jedoch mit solchen Operationen nicht zu erzielen. Zwar ließ sich auch ein Brahmane taufen, der dafür als Lehrer angestellt wurde, aber seine Beweggründe werden nicht offenbar. Er blieb der einzige. Ein anderer Gelehrter hätte wohl die Taufe angenommen, wenn sie verborgen bleiben konnte, doch dazu wollte Xavier mit Recht sich nicht verstehen. Einmal disputirte er in einem Tempel mit 200 Brahmanen, die seine Lehre und Person als lobenswerth anerkannten, aber es für unmöglich erklärten, ihre gesicherte Stellung aufzugeben.

Die christlichen Parawer übten auch keinen günstigen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Xavier schickte den Amtsdiener aus, um Weiber, die sich noch mit Arrak berauschten, auf drei Tage einzusperren und um einen Fanam zu strafen. Den Pattankattis droht er, wenn sie in ihren alten Lastern, ihren Lustbarkeiten und Tänzen fortfahren, werde er sie geschlossen nach Kotschi führen lassen und von der Rückkehr nach Punical werde dann nicht mehr die Rede sein. Seinen Mitarbeiter, Fr. Mansilla, ermahnte er, mit allem Ernst den Werkstätten nachzuspüren, da die Götzen heimlich fabrizirt werden. Uebrigens möge ihm Gott Geduld verleihen, das erste Erforderniß im Verkehr mit diesem Volke, das der Unrath des Menschengeschlechtes sei; die Schwachheitssünden seien mit viel Langmuth zu tragen und ein heiteres Gesicht beizubehalten, auch wenn einen die Leute beständig mit den kleinen Anliegen quälen, die ihre einzige Sorge ausmachen!

Das war im März 1544, zu einer Zeit, da er schon Indien zu verlassen und etwa den Priester Johann in Aethiopien aufzusuchen gedachte. Was ihm den längern Aufenthalt unerträglich machte, war das gewissenlose Treiben der Portugiesen. Da ist z. B. ein Portugiese, der sich Menschenraub erlaubt; ein anderer, Paiva, der Gouverneur des Hafens Tuticorin (Tuttukudi), bedrückte die Christen aufs gewissenloseste und mußte von Xavier mit den Schrecken der Inquisition bedroht werden, an deren Vorstand, Prinz Heinrich, er selbst zu schreiben entschlossen war. Nur durch solche Schreckmittel kann er hoffen, die Portugiesen in leidlicher Ordnung zu halten. Ueber jedem Beamten muß die Drohung schweben, daß er, Xavier,

ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen vermöge. Wie glücklich erscheint ihm in dieser Umgebung das Loos eines Knechtes Christi, der da wirken dürfte, wo noch keine Europäer sind, „da diese immer niederreißen, was wir aufgebaut haben." Das Leben ist ihm oft eine Last, wenn er so viel Böses unter seinen Landsleuten findet und es doch nicht zu hindern vermag.

Xavier suchte sich nun an den König von Travankor (Tiruvidankodu) zu machen, welcher die Südküste diesseits und jenseits der Ghats beherrschte, selbst aber dem Rayer zinsbar war. Er besuchte dessen Verwandten und Stellvertreter in der Nähe von Manapādu, den die Portugiesen schwer gereizt hatten. Doch gelang es ihm, den Fürsten zu besänftigen und sogar ein Geschenk von 2000 Goldfanam zur Erbauung christlicher Kirchen von ihm herauszulocken. Uebrigens scheint der Fürst selbst kaum im Stande, den zugesagten Schutz der neuen Christengemeinden wirksam zu machen. Nicht nur ließen sich die eingebornen Satrapen, Pilla (Kind) genannt, wenig sagen; die Steuereintreiber, die mit Heeresmacht herumzogen (sie heißen Badaga's d. h. Nördlinger, Telugu's), suchten sogar im Sommer 1544 die Parawa's mit solchen Bedrückungen heim, daß diese ans Kap Kumari flüchteten, wo Xavier selbst sie aufsuchte, mit Nahrung versah und nach Manapādu brachte. Daselbst versprach der Radscha, er wolle sie „nach Kräften" schützen, d. h. wenn die Badaga's kommen, sie wenigstens zuvor benachrichtigen, daß sie Zeit zur Flucht gewännen. Diese Pilla's und Badaga's scheinen es übel vermerkt zu haben, daß die Portugiesen auf der Küste hausten, als wären sie herrenloses Land. Sie fielen daher im August über Tuticorin hin, verbrannten dem portugiesischen Gouverneur Haus und Schiff, und nöthigten ihn zur Flucht auf die nahen Inseln.

Von diesen hatte eben Mannar große Bedeutung erlangt, indem dort die unter den Fischern der Küste angezettelte Bewegung sich fortpflanzte und viele derselben katholisch wurden. Der Tamil-König von Jaffna (Yālpānam), der nördlichen Halbinsel Ceylons, hatte nun zwar sich selbst den Portugiesen unterworfen und zu einem jährlichen Tribut von 4000 Dukaten verpflichtet, aber der Uebertritt seiner Unterthanen zum Glauben der Oberherrn reizte ihn dergestalt, daß er die Neubekehrten mit Truppen überfiel und ihrer 600 (?) niedermachen ließ. Sogar seinen, dem Christenthum geneigten Sohn soll er in seiner Wuth ermordet haben.

Wie nun Xavier schon im letzten Jahre die Sitze der portugiesischen Macht, Kotschi und Goa, besucht hatte, um die lässigen Regenten zu treuerer Pflichterfüllung anzustacheln, so machte er sich auch jetzt auf den Weg. Er reiste im November 1544 durch Travankor, wo er in einem Monat 10,000 Fischer getauft haben soll (in 10 Dörfern zwischen Virindscham und Perumanel, und 7 Dörfern weiter gegen Norden); ein Unternehmen, dessen Gelingen er selbst der Thätigkeit des bekehrten Malabaren Antonio Fernandez zuschreibt, eines eifrigen, dabei vorsichtigen und erfahrenen Mannes, an dessen Rath er sich beständig halte. Von Kotschi, wo er den 16. Dezember anlangte, begab er sich nach Goa und erreichte dort, daß die Regierung den König von Mannar zu vertreiben und durch seinen, dem Christenthum geneigten älteren Bruder, zu ersetzen beschloß. Ausgeführt wurde übrigens dieser Strafzug erst sechzehn Jahre später. —

Wir bekommen hiebei einen kläglichen Eindruck von dieser Art des Missionirens. Ueberall ist entweder Intrigue oder Gewaltanwendung das Mittel, die Herrschaft der Kirche auszudehnen. Xavier gebraucht die ihm selbst gründlich verhaßten Behörden, um seinem Werke Vorschub zu thun, ohne zu bedenken, wie er damit nur erreicht, daß der katholische Name mit dem Parangi Namen identifizirt und zum Abscheu aller Hindu's gemacht wird. Parangi (Franke, d. h. Portugiese) hieß hinfort jeder katholische Christ, sogar in der Kirchensprache der Neubekehrten!

Nun aber gieng Xavier einen Schritt weiter. Er schrieb an König Joao III über den Stand der Dinge im portugiesischen Asien. Zunächst empfiehlt er ihm den, eben jetzt nach zwölfjährigem Dienst aus Malabar heimkehrenden, bischöflichen Vikar Mig. Vaz, als einen Eiferer für Gottes Ehre, zu näheren Mittheilungen über Indien. Sodann aber verlangt er geradezu, daß der König seinen christlichen Pflichten besser nachkomme, wozu der einfachste Weg der wäre, daß er einen andern Gouverneur nach Goa sendete, dem aufs strengste aufgetragen würde, fürder in der Hauptstadt kein Heidenthum mehr zu dulden, alle Götzen aufzusuchen und zu vernichten, ihre Bildner zu strafen, jeden Feind des Evangeliums entschieden niederzuhalten, dagegen die Neubekehrten durch Gehalte für ihre Verluste zu entschädigen, den christlichen Fischern den ganzen Ertrag der Perlfischerei zu überlassen ꝛc. Wir nehmen ihm den Schritt nicht übel, denn es

sah elend genug aus im portugiesischen Indien, so daß Xavier einen Gesinnungsgenossen in Portugal, Rodriguez, beschwören konnte: „Laß nicht zu, daß einer deiner Freunde im königlichen Dienst nach Indien geschickt werde; denn der allgemeine Brauch hat dem Diebstahl an den öffentlichen Kassen nicht blos die Gehässigkeit, sondern alle Schuld benommen. Ueberall wird beständig geraubt und zusammengescharrt" ꝛc. Wie sollte aber einem solchen Verderben ein einziger Mann, und wäre er Vicekönig, zu steuern vermögen?!

Und mit diesem Schritt hat Xaviers zweijährige Wirksamkeit in der Tamil-Mission ihr Ende erreicht. Nicht ganz mit Unrecht fällt Abbé Dubois*) darüber das Urtheil: „Franz Xavier, völlig entmuthigt durch die unüberwindlichen Schwierigkeiten in seinem apostolischen Laufe und durch die offenbare Unmöglichkeit, wirkliche Bekehrte zu machen, verließ das Land nach zwei bis drei Jahren. Wo solch ein Mann nichts ausrichtete, konnten seine Nachfolger kaum hoffen, glücklicher zu sein." Nur sollte er hinzusetzen: mit seinen Mitteln. Daß sich mit andern Mitteln, mit geduldiger Erlernung der Sprache, mit unerschütterlicher Ausdauer auch gegen die Feindseligkeit europäischer Behörden, vor allem mit dem Worte Gottes, in Kraft und Leben übergegangen und den Indiern, Dra-widen wie Ariern, zugänglich gemacht, etwas ausrichten ließ, haben Ziegenbalg und seine Nachfolger gehörig gezeigt. Und auch die Nachfolger Xaviers und Dubois finden jetzt, daß sich unter einer protestantischen Regierung mit mehr Hoffnung auf Frucht Mission treiben läßt, als mit allen Schrecken portugiesischer Waffen oder Inquisitionen.

---

Wir verfolgen noch kurz den weitern Verlauf von Xaviers Leben. Er begab sich zunächst nach Nagapatnam, um die Expedition gegen den König von Jaffna und Mannar abzuwarten; diese zerschlug sich aber, als eines der portugiesischen Schiffe am feindlichen Ufer strandete und die übrigen gegen Auslieferung seiner werthvollen Ladung sich zum friedlichen Abzug verpflichteten. Xavier reiste also schweren Herzens weiter nach des h. Thomas Grab (Mailâpur bei Madras), und suchte dort ein Schiff nach Malakka zu bekommen.

---

*) Siehe seine Letters on the state of Christianity in India. 1825.

Seine bekehrten Parawa's übergab er der Fürsorge seines Ordensgenossen Mansilla, der mit einem spanischen und drei malabarischen Priestern den Dienst auf der Fischerküste versehen solle. Er selbst sei hier nicht mehr nöthig. Mansilla möge nun mit den Geldmitteln, die der freigebige Cruz spende, Schulen errichten, die Kinder unausgesetzt in den Grundlehren des Glaubens unterrichten und dazu von Dorf zu Dorf reisen. Ueber die malabarischen Geistlichen habe er genaue Aufsicht zu führen, daß sie nicht in Unkeuschheit fallen; sündigen sie, so möge er sie rasch und strenge züchtigen.

Er besuchte sodann Malakka und die Molukken, wo er erfahren durfte, daß an einzelnen Portugiesen sein selbstverläugnendes Beispiel nicht verloren gieng. Im Januar 1548 finden wir ihn wieder in Kotschi, wo bereits von Wundern, die er bewirkt haben sollte, geredet wird. Von hier schreibt er den Vätern seiner Gesellschaft in Trawankor: Glaubt mir, Alles was wir an Indiern zu thun vermögen, beschränkt sich auf zwei Stücke: wir müssen Kinder taufen und sie unterweisen, sobald sie dafür empfänglich sind.*) Thut nun das aufs fleißigste, jenes, indem ihr selbst herumzieht, dieses durch geschickte Kanakkapilla's, die ihr durch Examinationen der Kinder bei euren Besuchen im Athem erhaltet. Seid treu im Dienst der Armen und Kranken, stiftet allenthalben Frieden. Die, welche Götzenbilder machen, straft mit Verbannung. Vor den Portugiesen aber dürft ihr eure Christen nie tadeln, sucht da vielmehr sie zu entschuldigen und zu loben; im Uebrigen laßt euch angelegen sein, mit den Portugiesen gut auszukommen und namentlich den Statthalter günstig zu stimmen.

Den König aber bittet er (20. Jan. 1548): Jeden Vicekönig und Gouverneur, welcher für die Mission nicht thätig gewesen sei, nach seiner Rückkehr in die Heimat mit Gütereinziehung und langjährigem Gefängniß zu strafen. „Denn nicht wir, sie haben die Gelegenheit, Christen zu machen, und sie sollen sie benützen. Wenn nämlich bei der Ausbreitung des Glaubens das Ansehen des Königs oder seiner Statthalter uns im Stiche läßt, so ist alle Mühe vergebens.**) Glaubet es mir, der

*) „Aus Indien werden nur wenige Weiße oder Schwarze in den Himmel kommen, außer solche, die schon vor dem vierzehnten Jahr in der Taufgnade entschlafen."

**) Nach Navarette soll Xavier oft gesagt haben: so lange man ihnen die

ich es mehr als zur Genüge erfahren habe. Laßt sie wissen, daß der einzige Weg, Eure Gunst zu erlangen, darin besteht, so viel Christen als möglich zu machen. Wenn Ihr das gelobt, so werden viele Könige Malabars und das ganze Vorgebirg Kumari in Einem Jahre sich bekehren. Der einzige Grund, warum nicht Jedermann in Indien die Gottheit Christi anerkennt, liegt in dem Umstand, daß der Vicekönig, der diese Pflicht vernachläßigt, von Euch nicht gestraft wird." Wie wird der gute Mann jetzt lächeln, wenn er sich noch an diesen Brief erinnert!

Ein anderes Schreiben an Ignatius Loyola, den „Vater seiner Seele", vom 14. Jan. 1549 läßt tief in sein umgetriebenes Herz blicken. Er beschreibt darin die unglaubliche Abneigung der Indier gegen das portugiesische Christenthum, sowie die Unbeständigkeit der Neubekehrten und klagt über die Schwierigkeiten der Sprachen. Uebrigens seien die Indier so unwissend, daß den Missionaren nicht Wissenschaft, sondern allein Tugend noth thue, namentlich Gehorsam, Demuth, Beharrlichkeit, Geduld, Liebe, Keuschheit, auch Leibeskraft und Geschäftsklugheit. „Die christliche Religion wird uns, die wir hier sind, nicht überleben, daher Brüder nachgeschickt werden müssen. Mit den Studien der Seminaristen geht es langsam, unsere indischen Zöglinge passen nur, um die häuslichen Geschäfte zu verrichten. Weil nun die Eingebornen das Christenthum wie den Tod hassen, um der Sünden willen von Portugiesen begangen, geht alle unsere Arbeit darauf hin, diejenigen zu bewahren, die schon Christen geworden sind. Die Portugiesen behandeln die Bekehrten mit Verachtung und Bedrückung. Daher gehe ich fort nach Japan, wo es keine Muhammedaner, Juden und Christen gibt; drei japanische Zöglinge, die ich von Malakka mitgebracht habe, feuern mich zu diesem Versuche an. Wenn ich einmal deiner, Gesellschaft Jesu! vergesse, so werde auch meiner Rechten vergessen!"

Im April 1549 ist er dann nach Japan gefahren, wo er Menschen finden durfte, wie er sie im Grunde doch immer suchte, „Leute, die sich durch die Ueberzeugung, nicht wie in Indien durch bloße Aussicht auf Gewinn zu Christo führen lassen. Diese Japaner folgen dem natürlichen Lichte mehr als alle andere Menschen."

---

Muskete nicht vorhalte, lassen sich keine rechten Christen erzielen. (Steinmetz, Hist. of the Jesuits. Lond. 1848. I. p. 437.)

Zwei Jahre hielt er sich dort auf, ohne doch die Landessprache zu erlernen, daher er äußerte: er selbst richte nichts aus, öffne aber doch den Weg für seine Nachfolger. Zu solchen empfahl er, beiläufig gesagt, Niederländer und Deutsche, weil sie abgehärteter seien als die südeuropäischen Missionare.

Im Januar 1552 landete er wieder in Kotschi, wo er wenig Freude, nur Händel und Verwirrung vorfand. Daher bat er Loyola, die nach Indien ausgehenden Brüder doch strenger zu prüfen, die Versuchung zur Weichlichkeit und Weltlust sei so groß. Bereits habe er zwei Brüder (? Morales und Gonzalez) *) aus der Gesellschaft ausstoßen müssen, und er fürchte, noch mehrere werden zur Entlassung reif sein. Er meint, es seien schon viele in den Orden aufgenommen und werden es noch immer, die besser draußen bleiben; namentlich sei kein Mann von jüdischer Abstammung zuzulassen (wir hören da den Spanier von reinem Blute), oder der seine Begierden nicht zu zäumen wisse, all das auf die Gefahr hin, am Ende allein übrig zu bleiben. **) Die von ihm Entlassenen verbot er jedem Bruder wieder aufzunehmen, oder auch nur zu beherbergen, und wenn der Vicekönig und ganz Indien Fürbitte für sie einlegen wollten. „Um Alles sollen nur die Brüder in keine weltlichen Händel sich verstricken lassen!" (Ahnte er vielleicht, daß er selbst hierin schon zu viel gethan habe?)

Nachdem er sodann Gaspar Barzäus zu seinem Stellvertreter in Goa ernannt, machte er sich (April 1552) auf die letzte Reise; mit zwei Gefährten will er China besuchen und erfährt, daß „der Teufel den Eingang in dieses Reich auf jede Weise zu verhindern trachtet." Wohl hätte er gewünscht, seinem Jesu noch länger zu

*) Dr. Hahn in seiner „Geschichte der katholischen Missionen" nennt Mansilla und Gomez.

**) Einer seiner Nachfolger variirt dieses Thema in einer von Missionsgesellschaften noch jetzt zu beherzigenden Ausführung: „Wir brauchen Leute wie Gideons Krieger, wenige, aber starke Helden, in strenger Manneszucht gehalten, die von der Welt nicht mehr trinken, als hinreicht den Durst zu löschen, und für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten ihre irdenen Gefäße hinwerfen und zertrümmern. Weil aber der Streit im Dunkel der Nacht geführt wird, so sind die Lampen des Glaubens und der Liebe anzuzünden; denn gefährlich ists zu kriegen ohne Licht. Auch die Trompeten der Weisheit und des Wortes Gottes sind mitzubringen, damit die Teufel verscheucht und unsers Herrn Jesu Name überall verherrlicht werde."

dienen, doch ist ihm (13. November) diese Sehnsucht von der brennenden Begierde nach Seiner Gegenwart bereits verschlungen. Nach einem kurzen Fieber entschlief er 2. Dez. 1552 in einer elenden Hütte auf der Insel Sanschan, indem er den Jüngern seines Ordens den Eintritt in das chinesische Reich als sein Legat hinterließ. Er starb zur rechten Zeit, denn Ignatius hatte schon den Brief geschrieben, der den Jünger bei seinem Gehorsamsgelübde beschwor, nach Europa zurückzukehren.

Gewiß ein innig frommer, grundredlicher Mann, so vielfach er auch in seinen Mitteln fehlgriff! Er war oft so ins Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß, oder auf die Knie fallen und ausrufen konnte: O HErr, genug, mehr als genug von Seelenwonne! Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein: O HErr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer! — Die zehn Wunder aber, auf deren Grund er 1622 zum Heiligen erklärt wurde, sind nicht erwiesen (Todtenerweckungen ꝛc.), und einige derselben scheinen uns geradezu lächerlich. Was soll man auch davon halten, daß er beim Messelesen eine Elle hoch vom Boden aufgehoben wurde, oder daß er, der nie Tamil oder Japanisch erlernt zu haben bekennt, „eine Sprachengabe besaß, vermöge deren er so geläufig und elegant redete wie die Eingeborenen, und wenn Leute verschiedener Zungen seine Zuhörer waren, von ihnen verstanden wurde, als höre ihn jeder in seiner eigenen Sprache reden!“ Es scheint, der Orden wollte nun einmal einen gefeierten „Apostel Indiens“ haben, und es gelang ihm, den im Leben vielfach hart getadelten und scharf kritisirten Mann nach seinem Tode zum Mustermissionar und Schutzheiligen der Glaubenssache zu stempeln.

Ein Theolog war er nicht. In seiner Christenlehre für die Molukken behauptet er z. B.: „Bei Annäherung des Weltendes werden alle noch lebenden Menschen sterben; auch die Vollkommenen müssen dann den Tod kosten und so mit den Uebrigen erweckt werden!“ Von protestantischem Sauerteig ist bei ihm nichts zu verspüren, obgleich schon vielfach behauptet worden ist, er sei eben um desselben willen in die ferne Heidenmission geschickt worden. Uns will scheinen, daß seine Bibelkenntniß nie eine eingehende gewesen sein kann, daher die Ketzerei, von deren Schlingen ihn Ignatius auf der Pariser Universität errettet haben soll, mehr in Freigeisterei und Weltliebe als im Geschmack am Evangelium bestanden haben

mag.*) Wohl lehrt er einmal ein schönes Gebet: „Wäge, o HErr, meine Sünden auf der Wage der Verdienste des Leidens und Todes meines Herrn Jesu Christi, und nicht meiner geringen und nichtswürdigen Verdienste ab, so werde ich von der Macht meines Feindes frei sein und zum Genusse der ewigen Freuden des Paradieses eingehen. Amen." Darauf folgt dann aber ein Gebet zu der h. Jungfrau, als „der Hoffnung der Christen", zu Michael, dem h. Schutzengel ꝛc. Unter Vergebung der Sünde versteht er nur die priesterliche Absolution, welche den Büßenden die Gnade Gottes wieder eingießt; und „wenn die Heiligen statt unser leiden oder ihre vergangenen Leiden für uns aufopfern, so werden wir von Schuld und Strafe befreit." Doch kommt er, wie sein Lehrer Ignatius, immer wieder auf die Liebe zurück, die uns zuerst geliebt und damit uns bewegt, zieht, treibt und entzündet, wieder zu lieben. Darum bleibe er uns werth mit allen seinen Mängeln!

Zwei Jahre nach seinem Tode schätzte Pater Brandon die Christen der Fischerküste auf 12,500, oder die der Malabarküste ein gerechnet, auf 20,000.**) Sie haben ihr katholisches Christenthum bis heute festgehalten, ohne aber auf ihre Nachbarn merklichen Einfluß auszuüben. Doch wird Xaviers Bild in der Nähe des Kaps Kumari auch von Heiden verehrt, welche die Kapelle den Tempel des großen Padre (peria padri ambalam) nennen.

*) Loyola soll den Studenten bei seinem Ehrgeize gefaßt haben, indem er diesem ein weiteres Ziel steckte, als sich durch literarischen Ruhm erlangen ließ (Steinmetz I, 291). Man nehme dazu, daß Xavier in Paris über den Aristoteles Vorlesungen hielt, und dabei solchen Staat machte und so viel Geld brauchte, daß sein Vater ihn schon zurückzurufen gedachte (Tursellini p. 9 ff.), so wird man in den Gefahren, aus denen Loyola ihn herausriß, keinen Anhauch lutherischen Geistes vermuthen können.

**) Dr. Hahn läßt ihre Zahl in den nächsten 50 Jahren auf 300,000 Seelen anschwellen, die „Alle — bei geringer Bildungsfähigkeit — eine große Frömmigkeit hatten;" es ist das eine der vielen Mythen dieses unkritischen Werkes. Der ebenso unzuverläßige Dr. de Djunkovskoy aber behauptet (in seinem Dict. des Miss. cath. Paris 1863), „daß es nur ein Vierteljahrhundert bedurfte, um die glänzendsten Missionen des h. Xavier zu ruiniren." Wir überlassen es den beiden Lobrednern der katholischen Missionen, diese Differenz auszugleichen.

# Literatur.

**Hawaii-Nei.** Ein Bild aus der Inſelwelt des ſtillen Oceans in ſechs Geſängen von Karl Eduard Fürer. Barmen 1867. W. Langewieſche's Verlag.

Der verehrte Verfaſſer, Herr Paſtor Fürer zu Kronenberg bei Elberfeld, führt uns in dem epiſchen Gedichte „Hawaii-Nei", welches ſeinen Namen hat von der Inſelgruppe, welche die Entdecker nach dem damaligen Lord der Admiralität Sandwichs-Inſeln genannt haben, ein Stück aus der Miſſionsgeſchichte vor die Augen, welches unzweifelhaft zu den Glanzpunkten derſelben gehört. Es umfaßt einen Zeitraum von 100 Jahren, läßt uns einen Blick thun in die Greuel des Heidenthums, zeigt, wie das erſte Licht des Evangeliums auch in das Volk der Kanaka's eindringt, und bietet uns zuletzt ein Bild des blühenden Zuſtandes, in welchem das Volk ſeit ſeiner Bekehrung ſich befindet. Geben wir den Inhalt der ſechs Geſänge kürzlich an! Fern im Weſten ſieht Cook, der Weltumſegler, etwas Weißes aufſteigen, und weiß nicht ob es bloßer Nebel, ob es Inſelland iſt. Er fordert den alten braunen Lootſen auf, der gekauert in einer Ecke des Schiffs ſitzt, zu lugen, was das Weiße ſei. Der Lootſe lugt — lugt unverwandt, und als Inſelland erkennt er, was Cook in der Ferne erblickt. Und je länger er ſchaut —, Erinnerung ſteigt in ſeiner Seele auf; das ferne Land — es iſt ſein Heimatland. Seit er vor vielen Jahren Schiffbruch gelitten hat, und von Fremden gerettet worden iſt, iſt er durch viele Meere und Länder gekommen, und ſoll nun noch einmal, ehe das lebensmüde Auge ſich ſchließt, ſich „baden in der Heimat Sonnenlicht". Er zeigt Cook die Feuerberge Mauna Kea, Mauna Loa, Kilauea, die allmählich aufſteigen, und je mehr das Schiff der Inſel naht, um ſo mehr erſtaunt das Schiffsvolk über all die Herrlichkeit und Pracht, die es da ſchaut. „Wunder gleich Hawaii's Wundern hat ihr Auge nie geſchaut." (1. Geſang: Entdeckung.) Das Schiff landet; „aber ob in Jugendſchöne glänzend hell das Eiland ſtrahlt, doch des Menſchenkindes Bildniß nächtlich düſter hier ſich malt." Tauſende hungern in dem reichen Lande in Folge des Tapu, eines Bannes, der auf vielen Lebensfrüchten liegt; Menſchen werden gemordet, Kinder geopfert, der Haifiſch mit zerſtückten Menſchenleibern geſühnt, Wolluſt herrſcht überall ſtatt des heiligen Ehebündniſſes, und wie wenn die Kanaka's,

der Insel Bewohner, selbst es fühlten, wie tief sie gesunken, nennen sie sich Kanaka-Thiere. Kaum ist Cook gelandet, so kommen der Kanaka's braune Schaaren von allen Seiten herbei, und staunen über die Wunder, die sie da sehen, und als ein Häuptling „eisenhungrig" zum Rauben auf's Verdeck kommt, schmettert ihn eine Kugel sofort todt nieder. Nun sind die Schiffsleute keine Menschen mehr, Götter sind sie, und Cook ist Lono selbst, der Kriegsgott. Um seinen Zorn zu sühnen, werden auf den Rath der Häuptlingsfrau die schönsten Dirnen ihm gesendet. Cook nimmt das Geschenk an, aber schlimmen Lohn tragen die armen Opfer heim. Und damit nicht genug, als Gott läßt der große Weltumsegler sich verehren, in dem Heiau nimmt er zwischen Götzen seinen Sitz. Einige Zeit währt die Verehrung, da stirbt ein Weißer, und nun „zerrinnt des Wahnes Blendwerk, und das Göttergrauen schwand". Die Opferwilligkeit hört auf, eigener Mangel treibt die Kanaka's zum Stehlen, und als Cook, ein geraubtes Boot zu suchen, an's Land gestiegen ist, sinkt er, den man jüngst noch als Gott verehrt hatte, als Opfer heidnischer Wuth. Blutige Rache nehmen seine Gefährten, dann verläßt das Schiff die Insel. (2. Gesang: Cook und die Kanaka's). Vierzig (?) Jahre sind seitdem verschwunden. Da kommt der edle Vancouver und lehrt die Kanaka's Handwerk und Gartenbau. Der gelehrteste seiner Schüler ist der König Kamehameha. Bei seinem Scheiden verspricht er diesem, Gotteslehrer zu senden. Doch ehe sie kommen, ist er, des Volkes größter König, schon in's Schattenreich gerückt. Sie predigen von dem Einen Gott im Himmel, und preisen die Wunderliebe Jesu, und die Königin-Wittwe ist die erste, die unter's Kreuz sich beugt. (3. Gesang: Missions-Brigg). Die Göttin Pele ist die Göttermutter, welche ihren Sitz hat in dem Krater des Kilauea mit seinem Feuersee. Jeder Ausbruch des Vulkans wird ihrer Macht zugeschrieben; im 4. Gesange (Pele) wird ein solcher in seiner ganzen Schauerlichkeit geschildert.

Die Furcht vor Pele's Macht blieb, selbst als das Christenthum schon Erfolge errungen hatte, bis zu dem Ereignisse, welches im 5. Gesang: Kapiolani, erzählt wird. Die Königin, „ihres Volkes Bonifacius", faßt, da kein Mann sich dazu findet, in ihrer Heldenseele den Entschluß, Pele's Tapu zu brechen. Gemahl und Kinder bitten sie dringend, das Wagniß nicht zu unternehmen. Sie aber läßt durch Nichts sich abhalten, und schreitet beherzt und voll Gottvertrauen,

von des Volkes Menge begleitet, dem Berge zu. Die Prieſterin der Pele ſtürzt ihr entgegen und ruft ihr zu:

„Kapiolani, Kapiolani, weich zurück, du Unglücksweib!
„Nimmer naht zu Pele's Fluthen ungeſtraft ein Menſchenleib."

Kapiolani hält die Schrift ihr vor, und ſpricht:

„Alſo hat die Welt geliebet Gott, daß Er von Seinem Thron
„Sandte für das Heil der Sünder ſeinen eingebornen Sohn."

Scheu weicht die Prieſterin zurück, und weiter ſchreitet die Königin. Schon ſieht ſie des Kraters „ſchauerliche Majeſtät", da betet ſie, gießt verächtlich Waſſer in der Pele Becken, und unverſehrt kehrt ſie vom Abgrund zurück. Lauter Jubel umrauſcht ſie vom Volke, das ängſtlich geharrt hatte, und die Chriſten ſtimmen Danklieder an.

Endlich der 6. Geſang: Königin Emma, verſetzt uns in die Gegenwart, läßt uns einen Blick thun in die Verwandlung, die mit dem Volke ſeit ſeiner Bekehrung vor ſich gegangen iſt, und die ſich am ſchönſten zeigt, wenn „des Sabbaths Frühroth aus den Wellen ſteigt". Unter Allen aber erglänzt am hellſten Königin Emma, Jeſu ſanfte Jüngerin. Sie vermählt ſich mit Kamehameha, und beide Gatten, tief vereint im Glaubensgrunde, führt „der Jeſusliebe Leitſtern eine Bahn". Nach langem Harren wird ihnen ein Sohn geſchenkt, aber bald ſtirbt das Kind, und raſch folgt der Gatte nach. „Was auf Erden Glück man heißet, ward geſchenkt ihr und — geraubt; Eins nur kann kein Tod ihr rauben: Emma hofft und liebt und glaubt." Nun iſt: „Jeſum preiſen, Lieb' erweiſen, tröſten, lindern Gram und Leid" — ihre Wittwenarbeit. Mit einem Blick auf die Miſſion und ihr Werk ſchließt das Gedicht.

Wir hoffen, daß dieß genügt, Manchen zu veranlaſſen, nun ſelbſt das ſchöne Gedicht zu leſen, und wollen zu ſeiner Empfehlung ſchließlich nur noch bemerken, daß es von Anfang bis zu Ende von einem echt chriſtlichen Geiſte durchweht iſt, und von viel dichteriſchem Geſchmacke zeugt. Die Natur- und Sittenſchilderungen ſind höchſt anziehend. Die Sprache iſt ſchön und würdevoll. Ob die Farben für die ſtrenge hiſtoriſche Wahrheit nicht manchmal zu ſtark aufgetragen ſind, wollen wir hier nicht unterſuchen; Emma's Gatte ſcheint uns jedenfalls zu günſtig geſchildert. Möge — mit dieſem Wunſche ſchließen wir — Herr Paſtor Fürer uns ſpäter mit noch manchen ähnlichen Produkten aus dem weiten Miſſionsgebiete erfreuen! C.

Madagaſſiſche Chriſten und eines Märtyrers Wittwe.

# Arbeiter in der Tamil-Miſſion.

(Fortſetzung.)

## 2. Robert dei Nobili.

Um dem Chriſtenthum, wie es an der Fiſcherküſte fortvegetirte, nun auch am Hofe des Königs von Madura, des Mütta Virappa Näyaken, Eingang zu verſchaffen, hatte ein portugieſiſcher Prediger ums Jahr 1592 in der Hauptſtadt ſelbſt ſich niedergelaſſen. Es war der eifrige Gonſalvo Fernandez, ein Mann von geringer Bildung. Allein er richtete Nichts aus; kein Heide aus den höheren Kaſten wollte Franke werden, was nach der ungeſchickten Ueberſetzung des Katechismus für gleichbedeutend mit Chriſtwerden galt. Franke bedeutete einmal für die Hindu's einen unwiſſenſchaftlichen Menſchen, der Ochſenfleiſch ißt, Branntwein trinkt und mit Pareiern ſich abgibt. Es war natürlich, daß die höheren Geſchlechter kein Bedürfniß in ſich fühlten, in einen andern Stamm (kulam) ſich aufnehmen zu laſſen, am wenigſten in den durch ſo viele Gewohnheiten für ſie abſtoßenden Frankenſtamm. Aber auch die Pareier wollten ſich nicht unterrichten laſſen; Fernandez Predigt blieb unfruchtbar.

Als nun im Dezember 1606 der Provinzial von Malabar, A. Laerzio, dieſe Miſſion in Geſellſchaft des hochgebornen Römers Robert dei Nobili beſuchte, der drei Jahre zuvor in Indien gelandet war, ſtund dieſem das Vorbild eines Paulus vor Augen, der Allen Alles wurde, und mit hochherzigem Entſchluß ſprach er es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindu's ſelig zu machen! ja er gelobte Gott, bis zu ſeinem letzten Athemzug als heiliger Büßer zu leben.

Sobald die Genehmigung des Erzbiſchofs von Cranganor ein-

geholt war, stellte Nobili sich den Brahmanen als ein Sannyâsi, d. h. Weltentsager vor, der weder Franke, noch Portugiese sei, sondern ein Radscha von Rom. Er kleidete sich in das rothgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den Reinen ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. An seiner Brahmanenschnur, aus drei Gold- und zwei Silberfäden bestehend, trug er ein Kreuz und wußte diese Symbole alle in der Gelehrtensprache, dem höhern Tamil, geistlich zu deuten. Bedient war er ausschließlich von Brahmanen, die ihm einmal des Tags Reis, Milch und Gemüse brachten.

Mit dem portugiesischen Missionar Fernandez unterhielt er nunmehr keinerlei Gemeinschaft*); er hielt sich irgendwo im Brahmanenquartier der Hauptstadt verborgen, gieng nie aus und mied alle Gesellschaft. Eben damit lockte er sie an; Jedermann wollte den neuen Sannyasi sehen. Allein den Besuchern wurde entgegnet: der Vater betet, er studirt, er sinnt über das göttliche Gesetz ꝛc. Vielleicht erst das drittemal wurde der hartnäckige Besuch eingelassen und traf dann einen in Nachdenken versunkenen Mann von imponirender Gestalt, auf rothem Teppich niedergekauert, der mit gefalteten Händen begrüßt werden mußte. Wer aber sein Schüler werden will, hebt dreimal die Hände über das Haupt, wirft sich dann auf den Boden und wagt nur stehend mit dem Lehrer zu sprechen.

Gern hätte der König den Wundermann gesehen; allein dieser hielt es noch nicht für zeitgemäß sich vorzustellen — er hatte noch gar viel zu lernen — und ließ sich bei der Majestät entschuldigen: einmal sei er in geistliche Betrachtung vertieft, und dann vermeide er die Straßen, um sich nicht durch den Anblick von Weibern zu verunreinigen.

Schon aber meldet sich ein Guru, ein Philosoph, an, um über den Weg des Heils zu disputiren. Zwanzig Tage lang währt der Wortkampf, wohl 4—5 Stunden des Tags; mit philosophischem Scharfsinn wird über Schöpfer und Geschöpf, über den Lohn der Thaten durch die Seelenwanderung ꝛc. gestritten, bis endlich der Guru sich für überwunden bekennt, Unterricht in der christlichen Lehre nachsucht und mit der Taufe den Namen (des Provinzials)

*) Daß er Anfangs bei demselben gewohnt hatte, blieb freilich eine unbequeme Thatsache, die sich nie ganz wegläugnen ließ.

Albert empfängt. Er wird nun selbst ein begeisterter Apostel der neuen Lehre und treibt gar viele Teufel aus, nachdem er sie erst noch genöthigt hat, die Wahrheit der Christenlehre zu bezeugen.

Wunderbare Bekehrungen folgen, Krankheiten werden durch Weihwasser, Reliquien oder Auflegen des Evangeliums Johannis geheilt; schon das bloße Kreuzeszeichen wirkt die erstaunlichsten Kuren, und Eine solche Kur bringt 20 Taufbewerber herbei. Am Thomastag 1608 allein werden 9 Erwachsene getauft und die Getauften verbreiten überall die neue Lehre, erwehren sich allerlei heidnischer Zumuthungen und sind bereit, für die Wahrheit des Christenthums Gottesurtheile (wie durch siedendes Oel) zu bestehen. Schon sendet der neue Muni (Heilige) Boten und Briefe an große Herren in der Ferne und in der Nähe, und fordert sie auf, endlich den wahren Heilsweg einzuschlagen, den er sie lehren wolle.

Wie verhält sich aber das Heidenthum gegenüber diesem Angriff? Schon im Dezember 1608 bricht der erste Sturm los. Nobili wurde angeklagt, die drei Hauptgötter zu läugnen, anderen Guru's ihre Schüler zu entziehen, durch seine Gegenwart den Regen abzuhalten ꝛc. Namentlich aber hieß es, er sei gewiß ein Franke oder Türke; habe man ihn doch früher in Schwarz gekleidet gesehen, und jetzt wage er, sich von Brahmanen bedienen zu lassen und erfreche sich, ihre heiligen Bücher zu studiren! Man müsse seinen Brahmanen den Zopf abschneiden, die Schnur abnehmen und die Augen ausreißen. Ein panischer Schrecken kam über die brahmanischen Köche, sie wollten kein einziges Mahl mehr für Nobili bereiten, sondern flohen bestürzt; während auch die neuen Christen, mit Schimpfwörtern, wie Frankensklave ꝛc. überhäuft, allen Muth verloren und Padre Fernandez sich Nachts herbeischlich, um Nobili zur Flucht zu rathen.

Dieser aber erkannte richtig, daß damit sein Werk der Vernichtung preisgegeben wäre, entschloß sich daher zu bleiben und wußte einen der Staatsräthe (den Ermekatti) so für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Ruhe vor seinen Feinden verschaffte. Indessen hatte sich (Febr. 1609) der Brahmane, der Robert im Sanskrit unterrichtete, vor einer Versammlung von 800 Brahmanen zu vertheidigen. Er führte seine Sache mit großer Gewandtheit. Wenn man nämlich behaupte, der Sannyasi sei weiß und darum ein Franke, so lasse sich ebensogut vom Ankläger sagen, derselbe sei schwarz und darum

ein Pareia. Vielmehr gebe es unter den Weißen auch verschiedene Kasten, nicht bloß Franken und Türken. Zu behaupten, daß das Gangeswasser für sich allein nicht reinige, sei keine Ketzerei; ohne Gotteserkenntniß und Andacht wirke es nichts ꝛc. Man sieht übrigens, daß allem Scharfsinn aufgeboten werden mußte, um dieser Anklage zu begegnen; Nobili dankte Gott, daß Er der Sache eine so glückliche Wendung gegeben habe, freilich ohne zu fühlen, daß im Fortschritt der gewagten Unternehmung der letzte Rest von Taubeneinfalt der auf die Spitze getriebenen Schlangenklugheit zum Opfer fallen müsse.

Das Heidenthum durchdringt nämlich alle Verhältnisse des Lebens in solchem Grade, daß für immer neue Schwierigkeiten Rath geschafft werden mußte. Im Januar z. B. feiert man das Fest des Pongal oder Reissiedens. Die Christen wären unglücklich gewesen, wenn sie sich davon hätten ausschließen müssen; also erlaubt ihnen Nobili, ihre Milch mit Reis am Fuße eines Kreuzes zu sieden. Das Bestreichen der Stirne mit heiliger Asche hat er zuerst verboten; aber die Unterlassung macht Rumor; er sieht sich also genöthigt, Sandalpulver mit einer Formel zu weihen, die ihm der Erzbischof aufsetzt. Sein brahmanischer Lehrer will getauft werden und zerreißt seine Brahmanenschnur; Nobili weiht ihm eine andere und hängt ein kleines Kreuz daran, um zuerst zu sehen, wie die Aenderung aufgenommen wird. Und vieles, ach so gar vieles muß ganz insgeheim geschehen. Brahmanen schreiben die Weda's nicht, sondern lernen 10—12 Jahre daran, sie dem Gedächtniß einzuprägen; Nobilis Lehrer aber schreibt sie insgeheim für ihn nieder. „Die Sache ist gefährlich, aber unumgänglich nöthig, denn — von der Kenntniß dieser Geheimnisse hängt die Bekehrung der Heiden ab!" Am Pfingsttag 1609 (7. Juni) taufte er dann diesen Brahmanen (Dewadatta), den zuletzt ein Traum überzeugt hatte.

Nun erfordert aber die Ausdehnung, welche das Werk gewinnt, daß Nobili nicht allein gelassen werde. Neue Schwierigkeit! Denn wo ist der passende Mann zu finden, voll Liebe und Selbstverläugnung, der in Allem sich zu der Lebensweise des Sannyasi bequeme? „Er wird Jahre daran zu lernen haben, und doch beruht auf diesen Kleinigkeiten die ganze Hoffnung dieser Mission; nach meinem Tode läßt sich die nöthige Masse von Kenntnissen vielleicht nicht mehr erwerben."

Es ist nun lehrreich zu sehen, wie im Jahr 1609 dieser Gehilfe herbeigeschafft wird. Nobili schickt zwei Bekehrte nach Kotschi, welche in das ganze Geheimniß eingeweiht sind und also an der verschiedenen Lebensweise der dortigen Jesuiten sich nicht stoßen werden. Im Gegentheil verspricht er sich von ihrem Besuch eine Erweiterung ihrer Anschauungen: sie werden die syrischen Christen (die damals mit Rom unirt waren) in ihrer eigenthümlichen Lebensart beobachten und daraus weiter schließen, daß man Christ werden könne, ohne portugiesisch zu leben. „So wird jenes Vorurtheil, durch welches der Teufel die Bekehrung dieser Völker unmöglich zu machen suchte, als ob man mit der Annahme des Christenthums seiner Kaste, seinem Adel, seinen Bräuchen entsage, immer entschiedener widerlegt."

Wirklich war es ein hoher Genuß für die beiden Tamilchristen, die Pracht der Kirche in Kotschi zu sehen und dann bei dem Erzbischof in Angamali einen tieferen Blick in das Leben der hochadeligen syrischen Christen zu werfen. Als der Erzbischof sie firmelte und ihnen erklärte, der Backenstreich, den er ihnen gegeben, bedeute, daß sie um des Glaubens willen auch Schmach auf sich nehmen müßten, antworteten sie entschlossen: „ja sogar den Tod, und das mit Freuden." Beladen mit Medaillen, Rosenkränzen und Bildern kehrten sie nach Madura zurück und stärkten dort den Glauben der übrigen Bekehrten.

Ein Vater Leitaõ folgte ihnen bald auf dem Fuße nach, gekleidet in die Tracht des Ayer. So hieß man nun allgemein den römischen Sannyasi; der Name bedeutet einen Göttlichen oder Brahmanen und er ist seither in der Tamil-Christenheit der Titel jedes Missionars, auch der protestantischen Kirchen, geworden! In der ersten Aufregung fand Leitaõ die beschwerliche Reise über die Berge, unter den Regengüssen des August, eine leichte Aufgabe. In Madura wurde er mit hoher Freude empfangen; übrigens dauerte sie nicht lange, da sich bald herausstellte, daß er die Entbehrungen des Büßerlebens nicht fortsetzen konnte. Im September zwar schrieb er, er möchte dieses Leben gegen alles Gold der Welt nicht austauschen, wenn es ihn auch etliche Tage gekostet habe, bis er ohne Eckel mit den Fingern habe essen können, was der Brahmanenkoch aufgetragen; die Neubekehrten seien wahre Engel; der getaufte Brahmane Dewadatta namentlich zeige sich bereit, Zopf und Schnur, Augen und

Kaste, ja das Leben sich nehmen zu lassen, so dankbar sei er für den wahren Glauben, und erkläre offen, wie im Gesetz der Brahmanen keine Wahrheit zu finden sei ꝛc. Allein nach neun Monaten verließ Leitaõ die Station, da er sich weder an die harte Lebensweise zu gewöhnen, noch das vom Dialekt der Westküste sehr abweichende Hochtamil zu bewältigen vermochte. Es zeigte sich klar, daß dieses System eine Reihenfolge außerordentlicher Männer, wie Nobili unzweifelhaft einer war, zu seinem Gelingen in Anspruch nehme. Wird sich auf eine solche rechnen lassen?

Eine neue Schwierigkeit erhob sich, als der Ayer eine größere Kirche zu bauen beschloß. Zwar der Staatsrath Ermekatti schenkte dazu einen geeigneten Platz, aber der erste Brahmane des Soccanaden-(Siwa-)Tempels sprach denselben als zur Pagode gehörig an und rief laut auf den Straßen, der Ayer sei ein gemeiner Franke, der mit dem Frankenpadre (Fernandez) zusammen gewohnt und gegessen habe. Es war das eine „unglückliche" Thatsache, welche Nobili nicht wegläugnen konnte: er war einmal im schwarzen Priesterrock hergekommen und hatte im Frankenhause logirt. Nobili behandelte den Gegner mit hoher Verachtung: „Beweiset, daß ich ein Franke bin, so will ich mir die Augen ausreißen lassen. Aber nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr den Beweis nicht führen könnt, wird man Euch die Augen ausreißen." In der Stille aber beschwichtigte er den Hohenpriester mit einer Geldsumme und erhielt von ihm die Zusage unverbrüchlicher Freundschaft. —

Neue Gefahren erhoben sich von einer andern Seite. Ein Fischerchrist, ob nun von seiner Eitelkeit gestachelt oder von den Brahmanen gewonnen, nahte sich geheimnißvoll einigen Neugetauften von Nobili's Gemeinde und vertraute ihnen im Stillen an, wie der Ayer sie, die Nichtsahnenden, durch die Taufe um ihre Kaste gebracht und in die Gemeinschaft der Parangi und Parawar aufgenommen habe, indem der Ayer selbst ein Franke sei. Das Herz wollte ihnen fast darüber brechen, 14 Erwachsene blieben alsbald von der Kirche weg.

Umsonst ließ sie der Ayer rufen. Mit Mühe konnten sie bewogen werden, bis an die äußere Thüre des Pfarrhauses zu kommen, ohne jedoch in den Hof zu treten. Sie erklärten mit lauter Stimme, das Christenthum sei ihnen eine willkommene Lehre, aber eher wollten sie sterben, als zur Kaste der Franken gehören. Darauf verfaßte Nobili eine Erklärung, worin er mit den höchsten Eidschwüren be-

theuerte, er sei weder Franke (Portugiese), noch mit dieser Kaste verbunden. Das Gesetz, das er bringe, verlange von niemand, daß er seine Kaste aufgebe oder etwas thue, das seiner Kastenehre zu nahe trete. Es sei dasselbe Gesetz, welches früher heilige Büßer in diesen Landen verkündigt haben, ein Gesetz, das freilich allen Klassen gelte und von allen verlange, daß sie an den einigen Gott und an Seinen Sohn glauben. Ein Palmblatt mit dieser feierlichen Erklärung heftete er an einen großen Baum vor seinem Hause und lud Heiden und Christen ein, es aufmerksam zu lesen.

Die Christen scheinen dadurch beruhigt worden zu sein. Aber nun wurde der Brahmane Dewadatta, weil er sich nicht mehr an den Opfern betheiligte, von den Gastmählern der Brahmanen ausgeschlossen. Lange Disputationen der Brahmanen mit Nobili folgten, in welchen Letzterer endlich soweit den Sieg davon trug, daß man ihm glaubte, er sei kein Franke, und wer gegen diesen göttlichen Weisen rede, verdiene eine strenge Bestrafung. Dewadatta wurde nicht weiter verfolgt. Und Nobili konnte schon daran denken, mit der Zeit Sanskrit-Vorlesungen über die indische Philosophie zu halten, wodurch er den 10,000 brahmanischen Studenten des berühmten Kollegiums von Madura näher gerückt wäre. Allein er fand seine Kenntniß der Sprache vorerst noch ungenügend für eine so große Aufgabe. Doch hieß er nun schon der Tatwa-bodhaka-swami (Wesenheits-lehrfürst).

Antonio Vico, Professor der Theologie in Kotschi, hatte sich (Sept. 1610) aufgemacht, das Loos seines Jugendfreundes Nobili zu theilen. Er hatte bald von neuen Verfolgungen zu berichten, indem auch Ermekatti sich gegen die Europäer einnehmen ließ. Alles drehte sich um die Kastenfrage. Etliche Christen fielen ab, andere schworen: Gesetzt auch, der Ayer wäre ein Franke, seine Lehre bliebe darum doch die Wahrheit, und keine Macht der Welt soll uns von der Kirche abhalten, in der wir das Heil gefunden haben. Nobili wußte durch seine Festigkeit nnd Vorsicht den Sturm zu beschwören; einem groben Brahmanen, der ihn duzte und mit Ohrfeigen drohte, begegnete er mit solcher Geduld, daß dieser sich für besiegt erklärte. Und neue Wunder mehrten wiederum die Zahl der Täuflinge.

Vico, der im Hochtamil bedeutende Fortschritte machte, sollte nun die Pflege der Stadtgemeinde übernehmen, während Nobili seine apostolischen Wanderungen antrat. Da kam eine neue Prüfung über

das eigenthümliche Missionswerk, das diesem originellen Geiste seinen Ursprung verdankte, und verurtheilte es zu längerem Stillstand.

---

Der Pater Fernandez erhielt von seinen Fischerchristen, wie von den Heiden allerhand beunruhigende Nachrichten über die Anbequemungen, durch welche der gelehrte Missionar das Evangelium den höhern Kasten zu empfehlen suchte. Die einfältigen Leute wußten sich Vieles nicht zurechtzulegen, sie konnten die von Nobili gewählten Sanskritworte jedenfalls nicht verstehen, fühlten es aber tief, daß diese neue Christengemeinde sich ihnen nur gar nicht nähere. Fernandez faßte darüber einen weitläufigen Bericht ab, der bei dem Provinzial Perez, Laerzio's Nachfolger, sowie bei den Padres in Kotschi schon darum tief einschnitt, weil ihr portugiesischer Stolz durch Nobilis geringschätzige Ansicht vom Frankennamen und seine Lossagung von demselben verletzt war. Der jesuitische Erzbischof von Cranganor aber, Brito, selbst ein Portugiese, nahm Nobili unter seinen Schutz und erklärte, derselbe habe jeden Schritt nach seinen Weisungen gethan. Nobili wurde nach Kotschi berufen, wo er vor den versammelten Vätern sein System zu fast allgemeiner Befriedigung rechtfertigen konnte. Obgleich in Goa die Stimmung sich entschiedener gegen ihn aussprach, deckte ihn doch auch dort die Billigung des Metropoliten, des erfahrenen Dominikaners Alexis Menezes, der zwar 1599 in Malabar bekehrten Brahmanen das Tragen ihrer Schnur verboten hatte, nun aber sich unbedenklich dahin aussprach: Wenn es sich um das Heil Einer Seele handelte, würde ich mich nicht fürchten, 600 Brahmanenschnüre zu tragen.

Aber Fernandez fuhr fort zu schüren; der Visitator der Provinz, N. Pimenta, und die Inquisitoren standen zu ihm; in Rom wurde Nobili als Erfinder einer neuen Mischreligion verdächtigt, und Kardinal Bellarmin beschwor den geliebten Vetter mit Thränen, um der Gesellschaft, der Kirche und der eigenen Seele willen von seinem „falschen Wege“ zurückzukehren: indem er den Hochmuth der Brahmanen nachahme, streite er wider die Demuth Jesu Christi. Einen ähnlichen Brief schrieb ihm der General der Gesellschaft, Claud. Aquaviva.

Nobili hatte sich bisher in seinen übermenschlichen Entbehrungen und Kämpfen von der Liebe seiner Brüder getragen gefühlt. Auf einmal sah er sich von allen verlassen. Er wirft sich mit den Briefen

vor dem Kruciſix nieder, prüft noch einmal ſeinen ganzen Gang und findet, daß er nur zur Ehre Gottes und zum Heile möglichſt vieler Seelen denſelben gewählt habe. Er kann alſo nicht Buße thun, beſcheidet ſich aber, keinen neuen Taufkandidaten anzunehmen, ſeine Miſſionsreiſen aufzugeben und ſich auf die Pflege der gewonnenen Chriſten zu beſchränken. Das geſchah im Jahr 1613.

Gern wäre Nobili nach Goa gereist, um ſich zu vertheidigen, aber der Viſitator erlaubte es ihm nicht. Auf ſeine Vorſtellungen nach Rom antwortete ihm zuerſt Bellarmin (1615), dann auch der General (1616), in einer Weiſe, die zeigte, daß ſie im Allgemeinen zufrieden geſtellt waren; allein der neue Primas von Indien war ihm entſchieden feindlich*) und ſein Viſitator Palmerio haßte ihn dergeſtalt, daß er nicht einmal ſeinen Namen ausſprechen mochte. Auch ein bekehrter Brahmane, Bonifacio, fiel von dem Miſſionar ab und zeugte gegen ihn. Wie Nobili ſelbſt ſeine Lage anſah, ſollte er, ähnlich ſeinem Vorbild, dem Apoſtel Paulus, durch gute Gerüchte und böſe Gerüchte gehen, und er nahm die Prüfung mit Freuden auf, ſei's, daß damit ein Theil ſeiner früheren Sünden abgebüßt werden ſollte, oder daß er dem Leiden Chriſti, das er predige, ähnlicher werde.

Dem Bericht, den er über ſein ganzes Verfahren aufſetzte, entnehmen wir einige Hauptpunkte. Man hatte ihm die Ehrennamen vorgeworfen, die er ſich beilegte. Da ſucht er nun zu beweiſen, daß er ſich mit Recht Guru oder Ayer, Sannyäſi und Radſcha nannte; die Gründe für ſolche Titulaturen liegen jedenfalls nicht im Stolz. Ebenſowenig rühre es von dieſem her, wenn er ſeine Mitarbeiter zunächſt als bloße Jünger aufgenommen habe. Bei ihrer Unbekanntſchaft mit der Sprache und den Gebräuchen habe er ſie nur durch eine ſolche Stellung allerhand Zumuthungen, denen ſie noch nicht gewachſen geweſen wären, zu überheben vermocht.

Schwächer fällt der Beweis aus, daß Parangi (vom arabiſchen und perſiſchen Farangi, d. h. Franke) gar nicht Europäer oder Portugieſe bedeute. Es ſei ein Schimpfwort, das beſonders den Miſch-

*) Nach India orientalis Christiana, von Paulinus a S. Barth. Rom. 1794, war es Sebastian a St. Pedro. Paulinus, ein ehrlicher Deutſcher, behauptet geradezu, dieſe Metropoliten von Goa ſeien gegen alle nicht portugieſiſchen Miſſionare feindlich geſinnt geweſen.

lingen gegeben werde und alle mögliche Gemeinheit bedeute, wie man denn den Parangi nachsage, sie essen Kinder in Butter geröstet ꝛc. Daß der Haß der Muhammedaner den Christen alle möglichen Laster aufbürdete, war ja natürlich, aber Nobili hätte anerkennen sollen, daß einmal im Orient der Europäer und besonders der Portugiese Franke heiße. Dagegen wehrt er sich mit vollem Rechte gegen die kindische Uebersetzung der Frage im Katechismus: willst du Christ werden? woraus die portugiesischen Missionare gemacht hatten: willst du dich zum Frankenstamm halten? (parangi kulam pidikka.)

Eine Trennung der Kircheneinheit, verwahrt er sich feierlich, sei nicht in seinem Sinn gelegen. Er habe aus Leuten, die sich nie der früher bestehenden Gemeinde angeschlossen hätten, eine neue gesammelt. Das stimme aber mit dem bisherigen Brauch. Denn die Kareiyär Christen (aus einer Kaste von Bootleuten) werden auch in die Kirchen der Parawer (Fischer) nicht aufgenommen, noch die Pulayer (Reissklaven) von Malabar in die der dortigen Fischer (Mukkuwer). Sogar in Europa bestehe wenigstens ein Unterschied der Plätze in den Kirchen.

Nobili rechtfertigt dann die von ihm eingeführten Kunstausdrücke, daß er z. B. für Himmel nicht mehr swargam brauche, weil das bei den Heiden ein sehr fleischliches Paradies bedeute. „Ist es doch dahin gekommen, daß sich unsere Fischer-Christen von einem heidnischen Dichter eine Ode zum Preis der Himmelsfreuden aufsetzen ließen, die sie noch mit Begeisterung singen, obwohl darin Schaaren von Freudenmädchen figuriren. Da keiner unserer Väter die Tamilverse versteht, ist das Lied bis heute unkorrigirt geblieben!“ Für Beichte galt vor Nobili nur das portugiesische confessar, für Geist spiritu, für Kirche igreja ꝛc. Mit großem Ernst beansprucht er für jedes Volk ein Eingehen der christlichen Theologie in seine Sprache.

Was sodann die heidnischen Gewohnheiten betrifft, beruft er sich auf seinen liebsten Gewährsmann, Thomas von Aquino, für die Behauptung, daß nicht alle Handlungen der Heiden böse seien. Ihm scheint es eine leichte Sache, bürgerliche Bräuche von den religiösen zu scheiden. So könne man den Zopf (cudumi), der durch seine verschiedene Stellung die Kaste bezeichne, wohl unangetastet lassen; ebenso die Brahmanenschnur, über deren Bedeutung die ununterrichteten Brahmanen von Goa die Väter irregeführt haben, wie

von dem Primas Indiens, Menezes, anerkannt worden sei. Eine Stirne ohne Zeichen sei für den Indier etwas Erniedrigendes, etwa wie wenn man in Europa barfuß vor einen König trete; die Stirne müsse daher durchaus geschmückt werden, nur nicht mit den Abzeichen der Götzen. Er selbst trage ein Quadrat von Sandalpulver auf der Stirne, weil diese Figur den Doktor bezeichne; den Christen habe er das ovalrunde Zeichen (tilakam) erlaubt, wozu der Erzbischof selbst die Weiheformel bestimmt habe. Den Waschungen habe er nie ein besonderes Verdienst zugeschrieben, obgleich er allerdings, wie seine Christen, vor jedem Essen bade. Aberglaube könne sich an alles Mögliche hängen; so suche man denn, ihn abzustreifen, zum Heile so vieler Seelen, aber schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! Wie frei habe doch von Anfang an die Kirche geschaltet, da sie so viele heidnische Bräuche, wie die Neujahrsfeier u. a. nach einigem Schwanken adoptirt und geheiligt habe! Des h. Gregors Weisungen an den Apostel der Angelsachsen boten dafür schlagende Beispiele.

„Wenn nun in vorigen Zeiten die h. Kirche weislich vermieden hat, die Bekehrung der Heiden zu erschweren, sollen wir ihnen schon zum ersten Eintritt in die Kirche die allerheroischeste Opferthat zumuthen, daß sie ihren Adel, ihre Ehre, ihre ganze bürgerliche Stellung dahingeben und Heloten, Auswürflinge werden? Und all das um einiger auf Vorurtheilen beruhenden Skrupel willen? Ich gestehe, daß ich meine, wir sollten uns einen etwas gewichtigeren Skrupel machen, ob wir nämlich nicht mit unsern übertrieben strengen Anforderungen die Bekehrung von Millionen Seelen verhindern, die auch durch das Blut Jesu Christi erkauft sind?“

Antonio Vico schloß sich in seinem Bericht ganz der Ausführung seines Vorgängers an, nur fügte er noch bei, was dieser aus Bescheidenheit unterlassen hatte, nämlich den Beweis der Güte des Baums aus seinen Früchten. Eine solche Kenntniß des Sanskrit, Tamil und Telugu, wie Nobili sie erreicht habe, lasse sich nur aus einer übernatürlichen Gnadengabe erklären, und die wunderbaren Erfolge der Mission schließen alle Gedanken an etwas Gemachtes von selbst aus.

Nobili wurde nach Goa zur Verantwortung berufen. Der Erzbischof von Cranganor begleitete ihn. Palmerio, der obenerwähnte Visitator, wollte den Gruß des Missionars zuerst gar nicht annehmen; doch als er dessen Bericht gelesen hatte, war er wie um-

gewandelt und übernahm selbst die Vertheidigung der bedrohten Mission. Auch auf andere Väter machte dieser Aufsatz großen Eindruck; gar keinen aber auf den Primas, der alsbald die Synode in seinen Palast zusammenberief, alle Diskussionen abschnitt und die Neuerungen von Madura als „Anstoß erregende" verurtheilte.

„Ohne solche Schonung," erklärte Nobili, „wird sich kein Hindu bekehren." Darauf erwiederte ein Doktor: „um so schlimmer für die Heiden; wenn sie sich selbst verdammen, so ist das ihre Sache." — Ein anderer meinte: „wer kann auch ein Leben führen, wie es die Madura Mission erheischen würde? Das gienge ja über alles, was die menschliche Natur vermag!" Nobili aber hoffte, Gott werde immer solche Männer zu finden wissen, welchen Seine Gnade ein Vergnügen daraus mache. — Noch einer spottete: „Hat wohl Christus Ihr Kleid getragen?" — Nobili: „So wenig wie das Ihre." — Ein anderer fragte, ob der Ayer mit seinen Absonderlichkeiten ein Bisthum zu erjagen hoffe? Damit kam er schlecht an. Nobili konnte mit Wahrheit sagen: eben um solchen Ehrenstellen zu entgehen, sei er von Rom nach Indien gekommen; er überlasse es Andern, sie zu suchen. Er wußte nicht, daß er mit diesen Worten den Primas selbst an einer wunden Stelle aufs tiefste verletzt hatte. Und nun hagelte es Schimpfwörter und Schmähungen auf den armen Missionar.

Der Inquisitor Almeida, der Erzbischof von Cranganor, der Visitator Palmerio bekannten sich zu ihm, wie auch die übrigen Jesuiten. Das hinderte aber den Erzbischof nur an der schon beschlossenen Verdammung des Verhörten, ohne daß sich seine Stimmung im mindesten gebessert hätte. Sogar in seinen Predigten zog er unbarmherzig gegen Nobili und die Madura Mission los*). Er beschloß nun, den sichersten Weg zur Vernichtung des neuen Unternehmens einzuschlagen, indem er die Akten mit der gewöhnlichen Schiffsgelegenheit über Lissabon nach Rom sandte, dagegen einen seiner Priester insgeheim auf dem Landwege dahin abschickte, damit er die Kardinäle im Voraus gegen den Missionar einnehme. Natürlich blieb die Sache nicht so verborgen, daß nicht Nobili und

*) Dies erhellt aus einem Brief Nobilis an seinen eben zur Kardinalswürde erhobenen Bruder (Goa, 20. Febr. 1619): »qui etiam in publicis concionibus in me *unum* et Madurense institutum acerrime invehitur meumque nomen et existimationem assidue mordet et vellicat.«

seine Freunde davon gleichfalls Wind bekommen hätten, daher auch sie das Ihrige thaten, die Intriguen des Erzbischofs zu vereiteln. Ein neuer Bericht wurde aufgesetzt, verstärkt durch ein Zeugniß von 108 Brahmanen, daß es mit Nobilis Behauptungen von den rein bürgerlichen Eigenschaften der Kastenabzeichen seine Richtigkeit habe.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Nobili zu seiner Gemeinde zurück und hatte die Befriedigung, den abgefallenen Erbrahmanen Bonifacio reuig und weich zu finden, wie denn derselbe selbst auch nach Kotschi reiste, um alle früheren Zeugnisse gegen Nobili zurückzunehmen. Am 31. Januar 1623 entschied Papst Gregor XV zu Gunsten der Beibehaltung von Stirnzeichen, Brahmanenschnur, Zopf, Waschungen ꝛc., nur mit dem Vorbehalt, daß kein Aberglaube damit verbunden werden dürfe, indem namentlich Zopf und Schnur nicht von Jogi's, Bhatta's und andern Heiden, sondern vom katholischen Priester mit Weihwasser und bischöflich gebilligten Gebetsformeln geweiht werden sollen. Der Papst stützte sich dabei besonders auf das eingehende Urtheil des Großinquisitors F. Mascarenhas (Lissabon, 23. Januar 1621), welches diese Dinge für bürgerliche Rangzeichen (politica stemmata et insignia, symbolum politicæ nobilitatis) erklärt, als welche sie bei Brahmanen der verschiedensten religiösen Ueberzeugungen im Gebrauche seien, und die Zeugnisse Nobilis und seiner Freunde denen des Erzbischofs von Goa als eines bittern Feindes der Jesuiten*), und seiner verstimmten und unwissenden Mönche weit vorzieht. — Damit hat denn auch die katholische Kirche nur die Politik fortgesetzt, die ihrer ganzen europäischen Vergangenheit zu Grunde liegt, wornach nämlich mit dem Heidenthum weniger gebrochen als vielmehr ein Compromiß geschlossen werden muß (humanæ infirmitatis miserendo, wie die Formel in der Bulle lautet).

---

Mittlerweile waren mehr als zehn Jahre vergangen, in welchen die Mission zum Stillstand verdammt war, wenn nicht geradezu Rückschritte eintraten. Der brahmanische Koch, der entlassen werden mußte, verrieth (oder log) aus Rachedurst, daß Nobili auf Besuchen in Kotschi sich schwarz kleide, Ochsenfleisch esse und Wein trinke, be-

*) »Patribus Societatis ac præsertim archiepiscopo Cranganorensi valde infensus«.

sonders aber, wie viel Gold von dort herüberkomme. Die Geschenke, welche allein solche Feinde entwaffnen konnten, verzehrten fast alle Mittel der Mission. Aber Nobili läßt sich durch nichts entmuthigen. Er ist nie rathlos, findet immer neue Wege. Einmal ist der Schatzmeister des Königs so betrübt, daß trotz aller Opfer und Büßungen ihm kein Erbe geboren wird; da wendet er sich an Nobili. Dieser schreibt ihm auf ein Goldblättchen ein Amulet in Sanskrit, das der Minister seiner Gattin umhängen, und ein Gebet, das er selbst hersagen muß, und siehe — der Mann wird erhört und rühmt nun dem Könige und allen Großen die Herrlichkeit der neuen Lehre. Oder ein hochgestellter Brahmane leidet von schauerlichen Geistererscheinungen, die sich durch keine Ceremonie beschwören lassen. Er wird an Nobili gewiesen und dieser erscheint, segnet seinen Palast ein, bindet allen Bewohnern desselben ein Goldblättchen mit einem biblischen Spruch an den Arm — und der Teufel weicht. Zum Dank verhängt dann der Brahmane eine schwere Strafe über einen der schlimmsten Verfolger.

In Madura herrschte damals der größte aller Pandikönige, der durch seine großartigen Bauwerke berühmte Tirumala Nāyaker, und zwar immer noch als Unterkönig des tiefgesunkenen Rāyers, dem er wie die Könige von Tandschaur, Tschendschi ꝛc. einen Tribut von 6—10 Millionen Franken jährlich zu zahlen hatte. Eine solche Abgabe wurde in Indien nie regelmäßig entrichtet; man wartete in den meisten Fällen, bis ein mächtiges Heer nahte, sie sammt den Zinsen einzutreiben. Des Fürsten Vater hatte bereits angefangen, statt des Tributs bloße Geschenke zu schicken. Der Nayaker nun hatte wieder seine Barone, die von ihren Ländereien etwa die Hälfte des Ertrags ansprachen. Was sie so vom Schweiß der Bauern erpreßten, wurde in drei Theile getheilt, wovon der Nayaker einen erhielt, der Baron einen andern, während der dritte auf die Erhaltung des Truppencontingents verwendet wurde. Ein solcher Baron war der Nayaker Ermekatti, dem das ganze Stadtviertel angehörte, in welchem Nobili wohnte. Er hatte außerdem noch große Domänen und mußte für den König ein Kontingent von 3000 Soldaten, 200 Reitern und 50 Elephanten unterhalten. So lange dieser Baron der Mission geneigt blieb, hatte sie von andern Feinden wenig zu fürchten.

Der König führte nun den von seinem Vater bereits verfolgten Plan, sich vom Rayer, der nach Welur gedrängt worden war und

immer mehr aller Macht verlustig gieng, unabhängig zu machen, vollends aus. Es war das eine für das Tamilvolk unheilbringende Politik, weil zur Bekriegung des Nayers auch ein Bund mit dessen nördlichen Feinden, den muhammedanischen Fürsten, gehörte. Zu diesem Zweck verlegte er (1621) seinen Hof nach dem festen Tirutschirapalli, einst der nördlichen Grenzburg, jetzt der zweiten Stadt des Reiches. Viele Christen mußten ihm folgen, daher Madura von seiner Bedeutung für die Mission nicht wenig verlor. Sobald nun Nobili sich von Rom aus gesichert wußte (es war im Juni 1623), beschloß er, dem Könige nach Tirutschirapalli zu folgen. Weil aber dort die kriegerische Luft sammt allen Intriguen eines indischen Hofs vorherrschte, drang er noch weiter nordwärts und präsentirte sich in brahmanischem Pomp einem Lehensträger des Königs, dem Baron von Sendamangalam. So gute Aufnahme er aber auch dort fand, zog er doch vor, bei dem mächtigeren Lehnsfürsten von Selam (volle 60 Stunden von Madura) sich zuerst niederzulassen, wo er 40 Tage im offenen Gasthaus, verschmäht und gemieden von allen Einwohnern, ausharrte, bis seine Festigkeit Eindruck machte und nun ein wahrer Zusammenlauf nach seiner Person und seinen wunderwirkenden Goldblättchen eintrat. Der Fürst ließ ihn rufen und veranstaltete eine Disputation über das Wesen der Seligkeit. Dieses suchten die Brahmanen in der Vernichtung der Persönlichkeit, Nobili aber gab dem Streit eine glückliche Wendung, indem er sich auf die allgemeine Erfahrung berief: „Was anders suchen alle Gottlosen als schließliche Vernichtung? Wie kann sie denn der Lohn der Tugend sein?“ Der Fürst ehrte ihn mit seiner Freundschaft, und zum Dank befreite er jenen von den Ränken zweier Goldmacher, indem er sich selbst erbot, ihn die wahre Alchemie zu lehren, welche Koth ins feinste Gold zu verwandeln wisse, nämlich elende Sünder in vollkommene Bilder des Allmächtigen. Und bald folgten auch hier Bekehrungen.

Die nachhaltigste war wohl die eines gelehrten Pandāram von Pareier Abkunft, in Moramangalam (8 Stunden von Selam), der durch einen Traktat Nobilis überzeugt, sein Lingam abwarf und mit Freuden sich taufen ließ. Das war im Jahr 1625. In kurzer Zeit hatte Muttiudeiyan (Erlösungstheilhaftiger, so hieß er seit der Taufe) 80 Taufkandidaten herbeigezogen, meist Verwandte und Schüler, während Nobili bewiesen hatte, daß er nicht bloß die Hohen

dieſer Erde zu gewinnen trachte, ſondern auch die Armen freundlich aufnehme. Dieſer Neubekehrte aber wurde einer der ſtandhafteſten Bekenner und Diener des neuen Glaubens.

Auch in Tirutſchirapalli organiſirte Nobili eine Kirche, meiſtens aus Armen (1627). Uebrigens widmet er ſich ihnen nur insgeheim; denn das ſteht ihm feſt, daß durch Nichtbeachtung der Kaſtenunterſchiede der ganze mühſam aufgeführte Bau zuſammenſtürzen würde. Mit den Pareierchriſten aber hatte man nun die liebe Noth; denn energiſcheren Charakters als viele hochgeſtellte Hindu's, begnügten ſie ſich nicht mit Abwerfen des Heidenthums, ſondern griffen dasſelbe offen an und verſpotteten die Götzen und ihre Verehrer oft ſehr unvorſichtig. Nobili dagegen ſtützte ſich in ſeinem milden Verfahren unter anderem auf 2 Moſ. 22, 28: „den Göttern ſollſt du nicht fluchen“ (Vulg. Diis non detrahes), indem er ſich auf Baronius beruft, der ein direktes Vorgehen gegen den falſchen Wahn der Heiden durch dieſe Stelle bekämpft ſah. Vico und Martinez ſind ſeine Mitarbeiter, denen er bald dieſen, bald jenen Zweig des Werks anvertraut, bis Martinz als Portugieſe mit der Superintendenz der ganzen Miſſion betraut wird. Nobili aber bleibt und darf nachgerade auch in Tandſchaur und Karur Gemeinden erſtehen ſehen, während unter vielen Kämpfen das Feld allenthalben behauptet wird. Entſteht je und je eine Verfolgung, ſo fehlt es auch nicht an neuen Hilfsmitteln. Aber geeignete Mitarbeiter zu gewinnen, bleibt immer ein ſchweres Anliegen. Vico entſchlief (Okt. 1638) nach 28jährigem treuem Wirken, und Nobili, faſt erblindet in Folge der ununterbrochenen Strapazen und Mühen, begab ſich nun nach Kotſchi, um für die Miſſion friſche Kräfte zu gewinnen.

Hier brachte er wieder etwas Neues zu Stande. Während die Miſſionare der höhern Kaſten fort und fort als brahmaniſche Büßer (Brahma Sannyasi) aufzutreten hätten, konnte für die Pareier-Chriſten eine andere Klaſſe von Predigern eingeführt werden, die nach Art der gemeineren Siwaprieſter leben und deren Namen Pandara-Swami tragen ſollten. Da Coſta und Alvarez waren die erſten Jeſuiten, die ſich dieſen Namen gefallen ließen; ein anderer Miſſionar, de Maya, ſchätzte ſich glücklich, Nobili in ſeiner Eigenſchaft als Brahma Sannyaſi nachzuahmen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß dieſe beiden Klaſſen von Miſſionaren hinfort allen öffentlichen Umgang miteinander völlig aufgaben!

Bald nach ihrer Rückkehr ins Pandiland brach eine Verfolgung aus, welche Nobili und Maya, 1640, ins Gefängniß von Madura führte, während Martinz in Tirutschirapalli sogar in Ketten gelegt wurde. Kirchen und Missionshäuser wurden geplündert und von den Heiden besetzt. Zu gleicher Zeit aber reisten die neuen Pandara-Swamis frei im Lande herum und gewannen Seelen aus den höheren und niederen Kasten. Wiederholt treffen sie auf nachdenkliche Personen, die schon als Heiden die Nichtigkeit des Götzendienstes und die Hohlheit der verschiedenen Sekten erkannt und noch im Dämmerlicht sich der Verehrung des Einen Urgrunds oder Schöpfers zugewendet hatten, bis sie im Christenthum fanden, was sie bisher tappend gesucht hatten. Es trug sich öfters zu, daß ein solcher beredter Pareier-Christ auf große Gesellschaften höherer Kasten, denen er Christum predigte, den tiefsten Eindruck machte, wie denn namentlich die Bekehrung eines Dorfes von Wellalern bei Satja mangalam (30 Stunden nordwestlich von Tirutschirapalli) die Frucht eines Pareia-Katecheten war (im Jahr 1643).

Wie nun diese und jene Verfolgung ihr Ende nahm, läßt sich nicht im Einzelnen schildern. Einmal ists eine Orgel, die dem König zum Präsent gemacht wird, wodurch sich Nobili Eingang bei ihm verschafft, indem er zugleich einen Organisten von Kotschi vorstellt, der wacker darauf spielen kann und nun in Madura bleiben muß. Am meisten Eindruck aber machte doch immer Nobilis Beredtsamkeit in drei Sprachen; der Fürst ergötzte sich daran so sehr, daß er ihm die Vollmacht ertheilte, das Evangelium überall in seinen Staaten zu verkündigen. Auch das geraubte Gut wurde theilweise zurückgegeben, nicht aber Kirche und Pfarrhaus (1644).

In einer Hütte sitzt nun der frühgealterte Mann und schreibt Gedichte über den Schmerz der h. Mutter unter dem Kreuz, den Fall der Engel und den der ersten Menschen; er verfaßt eine Apologie von 700 Versen und Gespräche über das ewige Leben in 2000 Versen. Reisen kann er nicht mehr; das versieht da Costa für ihn und tauft wohl 600 Heiden in einem Monat.

Auf Befehl der Oberen zieht sich endlich Nobili nach Jafna (Jalpanam) zurück, um dort, auf portugiesischem Gebiet, mehr in der Stille zu arbeiten, während Martinz die gesammte Madura Mission unter seine Leitung nimmt, aber meist in Satjamangalam wohnt. Das Land im fruchtbaren Osten wird nun abwechselnd von

Tamil- und Muſelmanheeren durchzogen und verheert, weil die eiferſüchtigen Fürſten ſich nicht mehr vereinigen können, um dem wilden Dränger vom Norden gemeinſam die Spitze zu bieten. Tirumala Nayaken ſtirbt, nachdem er wiederholt vor muhammedaniſchen und Maiſur Heeren zu fliehen und Tribut zu zahlen genöthigt worden war. Zuletzt hatte er noch einen glücklichen Zug gegen Maiſur unternommen, die „Naſenjagd“ betitelt; denn weil der Maiſur Fürſt nach ſeinem Siege allen Gefangenen die Naſe hatte abſchneiden laſſen, mußte dafür nun ein Einfall in Maiſur gemacht und dieſelbe Anzahl von Säcken mit Naſen gefüllt werden. Man kann ſich denken, oder vielmehr kein Europäer kann ſich darein verſetzen, wie es damals im Tamillande ausſah: alle Einwohner beſtändig auf der Flucht oder zur Flucht ſich rüſtend, ſoweit ſie nicht über irgend einen gerade ſchwächeren Nachbar herfielen! Zugleich aber ſchwärmten die holländiſchen Schiffe an allen Küſten und machten dem Verkehr der Miſſionare mit Portugal und Rom ein Ende. —

Dieſe Männer aber hielten aus bis zum letzten Athem. Viermal gefangen, zweimal verbannt, oft beraubt und geſchlagen entſchlief Martinz in Tirutſchirapalli am 22. Aug. 1656 nach 31jähriger Arbeit, nicht ohne auch eine Anzahl von Schriften in Tamil zurückzulaſſen. Noch vor ihm hatte Nobili ſeinen Lauf vollendet. Er hatte die Leitung der Tamil-Miſſion im nördlichen Ceylon übernommen, ehrfurchtsvoll begrüßt von den Chriſten, die ihn nur den heiligen Vater nannten und den beinahe Erblindeten oft auf den Armen in die Kirche trugen. Weil er aber von ſeiner ſtrengen Lebensweiſe nicht abgieng, wurde er zuſehends ſchwächer, daher ihm zuletzt Mailapur (bei Madras) als Wohnſitz angewieſen ward. Dort, am vermeinten Grabe des Apoſtels Thomas (Beit Thoma hieß es ſchon im Mittelalter) lebte er mit ſeinen vier Brahmanen in einer Hütte dem Gebet, der Büßung und der Arbeit. Er gab nun auch den Genuß von Reis und Milch auf, um nur von bittern Kräutern und Salz zu leben. Das Leben der indiſchen Büßer war eine Art Leidenſchaft für ihn geworden. Obwohl er dem Rath der Aerzte ſoweit folgte, daß er ſich nun immer im Dunkel der Hütte oder der Grabgrotte aufhielt, erblindete er doch nun völlig, mußte am Ende auch, wegen eines Kriegszugs der Franzoſen gegen die Portugieſen in Mailapur, ſeine Hütte räumen, fand aber immer noch Zeit, in einer freilich ſehr mit Sanskrit verſetzten Sprache Werke dogmatiſchen und apo-

logetiſchen Inhalts und chriſtliche Poeſien zu diktiren. Sie wurden 1675 im malabariſchen Jeſuitenkollegium zu Ambalacadu, in Malabar, gedruckt, wenigſtens theilweiſe. Er ſtarb, wie es ſcheint, im Jahr 1648 (al. 1656), nach 42jähriger Arbeit in der Tamil-Miſſion.

---

Wir haben uns in der Schilderung dieſes hochbegabten Mannes an die Quellen ſelbſt gehalten, wie ſie der Jeſuiten-Miſſionar Bertrand in ſeiner Geſchichte der Madura-Miſſion zuſammengeſtellt hat.*) Sie mag darum viel günſtiger ausgefallen ſein als andere Darſtellungen von katholiſchen und proteſtantiſchen Geſchichtſchreibern. Namentlich wenn die Behauptung bewieſen werden könnte (oder ſchon bewieſen ſein ſollte, denn der Schreiber hat nicht alles, was über Nobili geſchrieben worden, geleſen), daß Nobili einen ſogenannten vierten Weda verfaßt habe, der den Brahmanen verloren gegangen, nun aber ihm geoffenbart worden ſei, ſo müßte das Urtheil über den Mann ſich bedeutend verſchärfen. Dr. Kalkar in ſeiner Geſchichte der römiſch-katholiſchen Miſſion behauptet das entſchieden und Kardinal Wiſeman vertheidigte den Betrug. Es läßt ſich aber kaum annehmen, daß Nobili bei ſeinem vertrauten Umgang mit Brahmanen gerade einen „Jadſchur Weda" ſollte erdichtet haben, indem dieſer Weda ja anerkanntermaßen der dritte iſt und die brahmaniſche Tradition blos vom Verlorengehen des vierten, nur mündlich fortgepflanzten Atharwa Weda redet. Wie ließe ſich auch annehmen, daß Nobili in ſeiner ſo überaus ſchwierigen Lage, am Sitze aller Künſte und Wiſſenſchaften des Tamilvolkes, eine Fälſchung gewagt hätte, die ſeinen Feinden die ſchärfſten Waffen in die Hand geben könnte? Eine ſolche Arbeit ſchmeckt viel mehr nach einer ruhigen Studirſtube in einer von Europäern vertheidigten Hafenſtadt, in der wohl auch ämterſüchtige Brahmanen ſich angeſiedelt haben, aber gerade keine Gelehrten. Nach den meiſten Zeichen gieng der unterſchobene Jadſchur Weda erſt ſpäter von Pondiſcheri aus; man wird alſo wohl daran thun, die Schuld, die auf dem ganzen Akkommodationsſyſtem ruht, zu vertheilen und Nobili nicht zugleich für alle Fehler ſeiner Nachfolger verantwortlich zu machen.

---

*) La mission du Maduré d'après des documens inédits. Par P. Bertrand de la Compagnie de Jésus. Paris 1847.

Für viele derſelben trägt er freilich die Verantwortlichkeit mit; denn ein ſolches Syſtem, einmal begonnen, erlaubt kaum irgendwo Halt zu machen. Man ſieht, Nobili ſelbſt befindet ſich vom Anfang an auf einer geneigten Ebene und wird durch die Stellung, die er einmal eingenommen, immer mehr aus der Taubeneinfalt hinausgedrängt; wie wird es erſt ſchwächeren Nachfolgern ergehen? Aber er iſt doch in dem Allen ein treuer Sohn ſeiner Kirche. Ein geborener Römer, vertraut mit dem ganzen Geiſt und Syſtem der damaligen Kirchenleitung, hat er durchaus nicht ſich, ſondern mit voller Hingebung dem Orden und dem Papſte gedient, und eben darum — nach ſeiner Anſicht — dem Reiche Jeſu Chriſti. Er ſcheint vielleicht kühl und ſchlau, verglichen mit der fieberiſchen Glut des Bekehrungseifers, die einen Xavier von Land zu Land trieb; aber ſeine Opferwilligkeit iſt eben ſo ſtark und ächt, und ſein Dienſt bietet ungemein viel mehr nachahmungswürdige Seiten für jeden Miſſionar. Ja man möchte behaupten, an Nobili iſt Alles lehrreich; ſeine Mißgriffe ſind es kaum minder als ſeine Tugenden.

Unter dieſen dürfte zuerſt hervorzuheben ſein: der mannhafte Entſchluß, im neuen weiten Lande unter allem Schwanken der Machtverhältniſſe auf jeglichen Schutz der europäiſchen Schiffe und Machthaber zu verzichten, ja ſich ihrer kaum zweifelhaften Feindſeligkeit blos zu ſtellen. Er opfert damit möglicherweiſe allen Umgang ſeiner Glaubensgenoſſen, aber er wirft ſich dafür in das neue Element, das er zu durchſäuern hofft, mit um ſo ungetheilterer Liebe. Wie verſchieden von Xavier, der immer auf die portugieſiſchen Beamten böſe wird, wenn es mit der Bekehrung nicht voran will; der die indiſche Art wohl zur Noth tragen, aber ſich einmal nicht mit ihr befreunden kann; der überdies ſich gar nicht daran macht, etwas wie eine Volksſubſtanz zu begreifen, weil er darin wahrſcheinlich doch nur ein Teufelswerk finden würde!

Was für ein Leben ſodann unter allen dieſen Umgebungen, bedient von Brahmanen, deren Argwohn von Anfang an nie ſchläft, die den Europäer ſchon an den zuſammengedrückten Zehen der Füße erkennen, geſchweige denn an ſeiner Verwechslung der rechten und linken Hand, zwiſchen welchen in Indien keine geringe Kluft befeſtigt iſt, an dem ungehinderten Mienenſpiel, an jeder raſchen Bewegung in Freud und Leid, vollends gar an ſeinem Gebahren in Krankheit und plötzlichen Wechſelfällen! Ohne die völlige Gelaſſenheit des indiſchen

Jogi ließ ſich der Verſuch gar nicht machen. Welche Selbſtbeherrſchung gehörte dazu, Seele und Leib gleichermaßen in die noch neue, ungewohnte Form eines fremden Volkslebens hinein zu zwängen und ſich doch darin wohl zu fühlen! Wohl iſt das auch einigen wenigen Europäern gelungen, aber nur auf dem bedauerlichen Wege eines Salomo, wenn unreine Liebe ihr Herz neigte, bis ſie auch den Göttern der fremden Weiber Altäre bauten. Nobili dagegen erſcheint freilich auch von einer Leidenſchaft ergriffen, die uns manchmal ein Lächeln abgewinnt, deren Verirrungen ſich nicht verbergen, die wir aber ihrem innerſten Grunde nach doch eine heilige, durch Treue bis in den Tod bewährte, nennen müſſen.

Seine Gelehrſamkeit mag oft überſchätzt worden ſein; ſeine Sprachkenntniſſe werden, wenn man aus einigen Proben, wie ſie in den Briefen enthalten ſind, ſich ein Urtheil bilden darf, manche Lücke entdecken laſſen; was ſeine Handhabung des Tamil betrifft, ſo iſt der ſpätere Beſchi ihm darin weit überlegen, — aber ſeine Gelehrigkeit ſteht über allen Zweifel erhaben. Und das will viel beſagen. Er ſelbſt iſt nie mit ſich zufrieden, lernt immer weiter, wird nicht müde, Neues zu erforſchen und mit dem Alten zu vergleichen, und iſt eben ſo geſchickt zu hören, als zu reden. Der Einfluß, den er damit auf ſeine Schüler und Gemeinden ausübte, kann kaum hoch genug angeſchlagen werden; es iſt dadurch ein Wiſſensdurſt bei den Tamil-Katholiken angeregt worden, wie er z. B. in den von Goa aus bekehrten Hindu's ſich nicht vorfindet. Wie viel war aber damit der Zeit vorgearbeitet, da auch das einfältige Gotteswort tamiliſchen Leſern zugänglich gemacht werden ſollte!

Wenn uns aber auch feſtſteht, daß Nobili etwas Rechtes zu Stande gebracht hat, das für die Zukunft des Tamil-Volkes, wie für die Ewigkeit ſeine Bedeutung behält, ſo können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß dieſer bleibenden Früchte nicht mehr waren. Was hätte mit dieſem Verein der edelſten Kräfte, wie er in ihm ſich vorfand, gewirkt werden können, wenn er ſich rückhaltslos in den Dienſt des lauteren Evangeliums geſtellt hätte, wenn namentlich mit der Luſt und Kraft, Allen Alles zu werden, auch ein pauliniſcher Wandel im hellen Tageslicht verbunden geweſen wäre. So aber ruhte das Gerüſt, das er zu ſeinem wunderbaren Bau aufführte, auf ſo künſtlich zuſammengeſtellten Stützen, daß man ſich nur wundern muß, wie wenig der Meiſter ſelbſt durch alle Liſten,

Umwege, inneren Vorbehälte und Halbwahrheiten, zu denen er ſich genöthigt glaubte, im Vertrauen auf ſeine Haltbarkeit erſchüttert wurde. Gemäß ſeiner jeſuitiſchen Erziehung bewegt er ſich mit augenſcheinlichem Behagen in jeder Art von Geheimthuerei. Daß ſich aber damit auf keinem Gebiete ſolide Gebäude aufführen laſſen, hat das unerbittliche Gericht der Geſchichte bereits gezeigt. Sie hat bewieſen, daß was gleichſam nebenher unter armen Pareiern und durch ſie geſchah, wie das Werk Gottes an einem Muttiudeyan, in Satjamangalam ꝛc. am Ende doch das Bleibendſte am ganzen mühſamen Gebäude war. Schade, daß Nobili von der Bekehrung jenes Pandarams nur auf den neuen Plan der Pandara Miſſionare geführt wurde, ſtatt darin den Wink Gottes zu erkennen, von ſeinen Höhen herabzuſteigen! Die Kaſtenfrage hätte er mit ſeinen reichen Mitteln des Geiſtes ebenſoleicht abſchwächen und ſchlichten können, als das nachher einem Schwarz, Rhenius und anderen gelang. Statt deſſen hat er ſie ruhen, d. h. ſich verhärten und verſchärfen laſſen, hat insbeſondere durch ſeine Maßregeln die Bildung einer einheimiſchen Geiſtlichkeit in verhängnißvoller Weiſe verhindert. Natürlich konnten nur europäiſche Jeſuiten ein ſo komplicirtes Syſtem fortführen. So wurden denn vom Jahr 1650 an Kirchen und Pfarrhäuſer nach einem wunderlich ausgedachten Plane aufgeführt (Bertrand theilt einen ſolchen mit), worin durch allerhand Höfe, Gänge und Einläſſe dafür geſorgt war, daß die Kaſten für den Eintritt, die Beſuche, für Beichte und Abendmahl ſtreng auseinander gehalten wurden, während nur der Ausblick auf den Einen Altar allen gemeinſchaftlich blieb. Aber der Streit mit Goa ruhte nie; in Rom wechſelte die Stimmung zu wiederholten Malen; die franzöſiſchen Jeſuiten, welche Louis XIV ſchickte, brachten auch ein neues Element von Wirren in den künſtlichen Compler, und am Ende wurde doch die ganze Akkommodationstheorie vom Papſte verworfen, worauf in allen Gemeinden bitterer Streit ausbrach, dem kaum der Sturz des Ordens im Jahr 1773 ein Ende machte. Auf 50,000 Seelen wird von Jeſuiten ſelbſt die Zahl der ins Heidenthum Zurückgefallenen berechnet! Welch eine Warnung für jeden, auch den redlichſten und weiſeſten Baumeiſter, zuzuſehen, wie er auf dem Einen Grund, der gelegt iſt, weiter baue!

(Fortſetzung folgt.)

# Madagaskar.

(Fortsetzung.)

## 2. Verhandlungen mit fremden Mächten.

Am Morgen des 15. August 1862 verkündet das Wehen der auf dem Dache des französischen Konsulats aufgepflanzten großen seidenen Flagge den Bewohnern Antananariwo's den Geburtstag Napoleons. In der französischen Kirche wird Messe gehalten, im Landhaus des französischen Konsuls findet sich zu Ehren des Tages das madagassische Königspaar und die englische Gesandtschaft zu einem stattlichen Mittagsmahl ein. — Tags darauf begrüßen Kanonensalven den Einzug des englischen Konsuls Pakenham. Noch am gleichen Abend gibt der Oberbefehlshaber der madagassischen Truppen der englischen Gesandtschaft ein Fest, zu dem auch Ellis, als der einzige in der Hauptstadt wohnende britische Unterthan, geladen wird. Wirthe und Gäste zeigen dabei viel muntere Laune und den besten Willen, sich gegenseitig zu verstehen; Ellis und der Bischof ziehen sich aber schon vor sieben Uhr zurück. Ersterem ist seit einigen Tagen das Herz schwer geworden durch Mittheilungen über den sittlichen Zustand des Volks, die der Bischof von einigen Offizieren erhalten und Ellis wieder berichtet hat. Diesem war ja zwar keineswegs entgangen, in wie betrübender Weise seit einiger Zeit die Trunkenheit überhand nahm und wie schamlos sie oft zu Tage trat; andere Vergehen gegen Zucht und Sitte hatte er aber öffentlich nie wahrgenommen. Die Madagassen waren ihm in dieser Beziehung weit über den heidnischen Südsee-Insulanern stehend erschienen, obgleich er wohl wußte, daß sie ihrerseits wieder eine viel niederere Stufe einnahmen als die, auf welcher civilisirtere oder christliche Völker wenigstens dem äußeren Anschein nach sich befinden. „Vermehrter Verkehr mit Fremden wird schwerlich zur Verminderung dieser Schäden beitragen, die meiner Ueberzeugung nach nur das Christenthum heilen kann. Meine Befürchtungen, der gegenwärtige Stand der Dinge in der Hauptstadt möchte zu Versuchungen von den beklagenswerthesten Folgen Anlaß geben, hatten sich sehr gestei-

gert, seit ich zwei Tage zuvor bei meinem Besuch beim König bemerkt hatte, daß er am vorhergehenden Abend einige englische und französische Offiziere zur Tafel geladen und sich bei dieser Gelegenheit betrunken hatte, was freilich der Aussage seiner Offiziere nach bei ihm sehr schnell geschehen war. Ich fand ihn theilnahmlos und stumpf, sich selbst ganz unähnlich, und sprach mit ihm über die Gefahr und Schande, sich so zu vergessen. Er sagte, es sei ihm sehr leid, und er werde sich hüten, es wieder zu thun; seine beste Freundin (seine Nebengemahlin Marie) zürne ihm, daß er sich zu den Trunkenen gesellt habe. Darauf ich: er solle nie vergessen, was er seinem Ruf und seiner Stellung schuldig sei; vor einem Trunkenbold könne niemand Achtung haben."

Auch ein ermuthigendes Wort aber darf Ellis aus dem Munde des Bischofs hören, den er an zwei Sonntagen bei den verschiedenen Christengemeinden der Stadt und ihrer nächsten Umgebung herumgeführt hat. „Was ich heute gesehen und gehört habe," sagt ihm am Abend des zweiten der scheidende Freund, „ist allein schon eine Reise nach Madagaskar werth." Am andern Morgen findet sich eine Anzahl Christen in Ellis Wohnung ein, um jenem Lebewohl zu sagen. Beide beten noch mit ihnen, der Bischof in englischer, Ellis in der Landessprache. Eine kurze, aber liebliche Begegnung mit der Aussicht auf eine schönere Erneuerung in der seligen Ewigkeit!

Aus dem traulichen Kreis der madagassischen Brüder wird Ellis nach wenigen Stunden schon wieder an den Hof gerufen. Er soll die wahrhaft fürstlichen Geschenke sehen, welche die Königin Viktoria den beiden Majestäten geschickt hat: ihr eigenes, wohlgelungenes Bild in Lebensgröße, eine werthvolle Flinte, ein goldgesticktes Sammtkleid für die Königin, eine Feldmarschalls-Uniform für den König u. s. w. Kaum ist man mit dem Anschauen, Bewundern und Probiren all dieser Herrlichkeiten fertig, so meldet ein diensthuender Offizier den englischen Konsul an. Er ist begleitet von seiner Gemahlin und einem französischen Arzt. Nachdem er sein Beglaubigungsschreiben überreicht hat, bemerkt er in französischer von Laborde übersetzter Rede, er werde seinen Pflichten in voller Uebereinstimmung mit seinem Freunde, dem französischen Konsul, nachkommen, worauf der König ihn des Werthes versichert, den er auf die Freundschaft Englands lege, und die Hoffnung ausspricht, daß ihm dieselbe in alle Zukunft werde erhalten bleiben.

Faſt zu gleicher Zeit mit den königlichen Geſchenken traf auch eines von einem Londoner Kaufmann ein: ein ſehr werthvoller Service mit vollſtändigem Koch-Apparat, aufs ſinnreichſte für Reiſen berechnet. Radama ſieht darin eine erfreuliche Vorbedeutung eines lebhafteren Handelsverkehrs zwiſchen England und Madagaskar, und die gerade anweſenden franzöſiſchen Offiziere zollen der ſchönen, zweckmäßigen Arbeit ihre volle Anerkennung.

Schon aber treten von Seiten der Ausländer auch Anſprüche an den König heran. Wie am folgenden Tage Ellis zur gewohnten Stunde wieder kommt, erzählt ihm dieſer, der Abbé Weber habe ihm dieſen Morgen zwei neu angekommene Prieſter vorgeſtellt und ihm dabei dringend die Pflicht ans Herz gelegt, ihnen ein Haus zu bauen und ſie in ihrer Arbeit zu unterſtützen. Weiter habe er ihm geſagt, er ſelbſt ſollte ſeine Sünden bekennen, ſich taufen laſſen und ein Katholik werden, dann wäre er hier auf Erden und einſt drüben im Himmel glücklich; er, der Sprecher, ſei der Prieſter Gottes und habe die Schlüſſel des Himmels, den er aufſchließen könne; die Gebete ſollten in lateiniſcher Sprache gehalten werden; und wenn er ſich nicht taufen laſſe und katholiſch werde, werde er nicht in den Himmel kommen.

Ellis erwiederte, wenn der Prieſter ſelbſt dieſe Dinge glaube, ſo ſei es recht von ihm, ſie offen auszuſprechen; der König habe nun den Abbé Weber gehört, und wiſſe, was das Wort Gottes lehre. Darauf Radama: er habe dem Prieſter geantwortet, es ſei ihm lieb, daß er den Leuten Arznei gebe, und er wiſſe wohl, daß er ſelbſt kein guter Mann ſei, aber auch, daß er ſeine Sünden nur Gott zu bekennen brauche; daß er Ihn bitten müſſe, ſein Herz zu erleuchten, und dann thun, was ſein Herz ihn heiße; er glaube nicht, daß die Taufe allein ohne weiteres ihn des Himmels theilhaftig machen würde. Der Prieſter habe ſich auch darüber beſchwert, daß ſo viele Leute zu den engliſchen Lehrern und ſo wenige zu den franzöſiſchen gehen. Er ſei nach Madagaskar gekommen, das Volk zu lehren, aber es komme faſt niemand zu ihm. Darauf habe er, der König, erwiedert: in Sachen der Religion herrſche vollkommene Freiheit, Jeder gehe in den Unterricht, den er am liebſten habe. Er ſelbſt ſende niemand, noch verhindre er jemand, zu dem einen oder andern zu gehen. — Ellis benützt dieſe Gelegenheit, ſo einfach und klar als möglich über die Veränderung zu ſprechen, die der

heilige Geist in einem Herzen wirke, die sich im Leben eines wahren Christen offenbare, und deren äußeres Zeichen die Taufe sei.

Zwei Tage darauf klagt ihm der König neue Verlegenheiten. Auch unter seinen eigenen Unterthanen gebe es Unzufriedene; ein Theil des Adels tadle die Wahl seiner Rathgeber und seine Vertraulichkeit mit den Ausländern, deren Einfluß das Königreich ins Verderben stürzen werde. Auf dasselbe Thema kommt er auch beim nächsten Besuch General Johnstone's zu sprechen, bei dem Ellis zugegen ist. „Der General gab ihm vortreffliche Winke. Er rieth ihm, bei seinen Regierungsgeschäften doch jede Verbindung mit Menschen von schlechtem Charakter zu meiden, und zu andern Zeiten nicht Jedem ohne alle Auswahl Zutritt zu seiner Person zu gestatten, sondern nur die besten Männer zu seinem Umgang zu wählen, selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, stets das Rechte zu thun zu suchen und dann sein Vertrauen auf den Schutz Gottes zu setzen. Ich meinestheils empfahl ihm, selbst mit Aufopferung einiger seiner eigenen Ansichten und Neigungen die Mitwirkung des Adels und der hervorragendsten Männer seines Volks sich zu sichern und ihnen ebenso gut wie seinen Jugendgefährten eine Stimme einzuräumen, indem ich die Ansicht aussprach, der Einfluß erfahrener Männer werde seiner Regierung Stärke und Dauer verleihen. Der König erwiederte, er habe es versucht, aber seine Seele empöre sich gegen die Vorschläge, die ihm in Betreff der Todesstrafe gemacht worden seien. Bei dieser Veranlassung kam die Rede auch auf die Verpflanzung der Adoptivkinder der Königin aus meiner Schule in die der katholischen Priester. Ich sagte, es thue mir leid, sie zu verlieren, aber ich begreife wohl den von Ihrer Majestät bei diesem Wechsel geltend gemachten Grund, daß dadurch jeder möglichen Unzufriedenheit und Klage anderer Parteien über einseitige Begünstigung der Engländer vorgebeugt werden solle."

---

Am Morgen des 30. August langen Miss. Toy und Dr. Davidson mit ihren Gattinnen und dem unverheiratheten Miss. Stagg in Antananariwo an, und vier Tage darauf die aus Mangel an Trägern zurückgebliebenen übrigen Londoner. Natürlich ists Ellis, der sie dem Königspaar vorzustellen hat, von dem sie recht herzlich willkommen geheißen werden. Besonders freundlich werden die Frauen

begrüßt als Bürgen, daß es sich dießmal nicht nur um einen vorübergehenden Besuch, sondern um einen längern Aufenthalt handle. „Möge Gott euch segnen und euch hier gesund erhalten!“ wiederholen Radama und seine Gemahlin mehrmals.

Gleich am andern Tag gibt der Oberbefehlshaber Davidson Gelegenheit, ihn ärztlich zu berathen, und bezeichnet, von Ellis an sein früher gegebenes Versprechen erinnert, den Platz in der Nähe seines Palastes, auf dem er dem Missionsarzt ein Haus erbauen lassen will. Der König findet so große Freude an den Musikheften, die Miss. Toy ihm vorlegt, daß er gleich seine besten Sänger kommen läßt, um die neue, leichte Methode des Sing-Unterrichts zu bewundern, und den Wunsch ausspricht, Toy möchte doch in seiner Nähe bleiben als Pastor einer der Kirchen, deren Bau zum Gedächtniß der Märtyrer auf den früheren Richtplätzen beschlossen war. Mit dem hauptsächlich für den Jugend-Unterricht ausgesandten Miss. Stagg unterhält er sich über das englische Schulwesen und drückt dabei die Hoffnung aus, er werde in seinen Madagassen keine ungelehrigen Zöglinge finden.

Wie geht doch dem alten Ellis und den neu ins Feld rückenden Streitern das Herz auf am ersten Septembersonntag, den sie hier mit einander und mit den madagassischen Brüdern feiern! Letztere hatten zur Begrüßung der Missionare die Kommunikanten der verschiedenen Stadtgemeinden zum gemeinsamen Genuß des h. Abendmahls in die Kirche von Amparibe eingeladen, um durch dieses Gedächtniß Seiner Liebe und diese Verkündigung Seines Todes ihre Herzensübergabe an den Herrn feierlich zu erneuern.

„Die Männer saßen auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Zahl sämmtlicher Kommunikanten belief sich auf 7—800. Die meisten waren gut, einige sogar geschmackvoll gekleidet in reinlicher einheimischer oder europäischer Tracht; und wenn ich die ruhigen, friedevollen, fröhlichen Gesichter von vielen aus den Reihen derer überblickte, die vor mir auf dem Boden saßen, wenn ich die Führung und die äußeren Erlebnisse der mir am nächsten bekannten und am innigsten verbundenen Seelen überdachte; wenn ich mir dann weiter vorhielt, daß vor 40 Jahren noch kein einziger Jünger Jesu in Madagaskar war, konnte ich nur staunen über die Gnade Gottes und die Macht Seines Evangeliums. Auch aufs nüchternste betrachtet, war es in der That für einen christlichen

Missionar ein herzerquickender Anblick. Alle diese Abendmahlsgäste waren durch eingeborne Prediger in die Gemeinde Christi aufgenommen worden; und obgleich viele von ihnen erst seit Kurzem sich aus dem Aberglauben und der sittlichen Fäulniß des Heidenthums losgewunden hatten, obgleich viele erst eine beschränkte Erkenntniß der Anforderungen der h. Schrift an das Leben des Christen besaßen und darin nicht mit den besserern Kommunikanten älterer Gemeinden verglichen werden konnten, so wußten sie doch Alle von der Liebe und Erbarmung Gottes gegen das gefallene Menschengeschlecht und der großen Erlösung durch Jesum Christum. Sie nahmen diese köstlichen Wahrheiten von ganzem Herzen an und waren verlangend, so weit ihr Verständniß reichte, ihren Wandel nach Gottes heiligem Wort einzurichten."

Gemischter sind die Eindrücke schon beim Nachmittagsgottesdienst im königlichen Palast. General Johnstone und die englischen Offiziere, so wie eine Anzahl Eingeborner sind da versammelt, aber der König selbst fehlt und läßt durch einen Boten sagen, er sei verhindert zu kommen, da der französische Kommodore und der Konsul bei ihm seien, um über die Bestimmungen des Vertrags mit Frankreich zu unterhandeln. Doch drückt er nachher noch sein Bedauern aus, daß er nicht habe anwesend sein können, und von einem der Offiziere erfährt Ellis, es sei der Vorschlag gemacht worden, während der Verhandlungen die der französischen Gesandtschaft beigegebene Musikbande im Hof spielen zu lassen, der König habe es aber nicht genehmigt, damit der Gottesdienst der Engländer nicht gestört werde.

Darüber können sich die Sendboten der Gesellschaft, durch deren Dienst das erste Fähnlein Jesu Christi in Madagaskar aufgepflanzt wurde, nicht täuschen, daß das neue erschlossene Inselreich nun zu einer Art Wahlstatt geworden ist, auf der die verschiedensten Mächte zusammenstoßen, um sie für ihre Zwecke zu erobern zu suchen. Aber sie trauen ihrem Herrn, der in den Tagen der Verfolgung das Häuflein der Seinen gestärkt und gemehrt hat, es zu, daß Er auch in der Stunde der Sichtung es durch Seinen Geist leiten und bewahren wird.

Drei Tage nach jenem Sonntag läßt Radama Ellis wieder rufen. „Als ich eintrat, sagte er mir etwas erregt: er habe durch die Franzosen einen Brief vom Papst erhalten, den er mir vorzu-

leſen wünſche. Das Schreiben war vom Mai des laufenden Jahres datirt und in lateiniſcher Sprache mit madagaſſiſcher Ueberſetzung abgefaßt. Es meldete den Empfang eines Briefes Radama's vom Jahr 1861, beglückwünſchte ihn zu ſeiner Thronbeſteigung und zu der milden und weiſen Politik, die ſeinen Regierungsantritt bezeichne, und drückte ihm die Freude des Papſtes aus über ſeine Werthſchätzung der h. katholiſchen Kirche, ſowie über ſeine Bitte um Zuſendung katholiſcher Miſſionare, die den Madagaſſen den wahren Glauben bringen ſollten. Hierauf empfahl es dieſe Miſſionare dem Schutz und der Aufmunterung des Königs, fügte noch einige Artigkeiten für deſſen Majeſtät bei, und ſchloß mit der Unterſchrift des Papſtes. — Der König ſagte, er habe dem Papſt nie um Miſſionare geſchrieben; er habe den Katholiken nur geſagt, es herrſche für alle Ausländer vollkommene Freiheit, wenn ſie das wünſchen, nach Madagaskar zu kommen und ihre Religion dort zu üben und auszubreiten. — Mich zu erkundigen, ob er mehr gethan hatte, war nicht meines Amts.*) So oft ich ihn über die katholiſche Kirche eine Anſicht ausſprechen hörte, war ſie derſelben ungünſtig, und zwar hauptſächlich aus dem Grund, weil ſie Andersgläubige ſchon verfolgt und getödtet habe. Als wir mit leſen fertig waren, traten zwei Prieſter ein, und ich zog mich zurück."

Ellis ſeinerſeits hat nichts zu verſchweigen. In der harmloſeſten Weiſe erzählt er uns, wie auf die wiederholte Bemerkung des Königs, daß er ihn noch nie in ſeinem eigenen Hauſe geſehen habe, ihm Freunde den Gedanken nahe legen, denſelben einmal zu ſich zu Tiſche zu laden. Wie die Hände eingeborner und engliſcher Freunde zuſammenhelfen, der einfachen Miſſionswohnung einen etwas feſtlichen Anſtrich zu geben und die Tafel anſtändig zu beſtellen; wie Ellis als Wirth den ſchuldigen Toaſt auf das madagaſſiſche Königspaar ausbringt, den Radama durch ein Hoch auf die Königin Viktoria zu erwiedern

*) Nach der Darſtellung des apoſtoliſchen Präfekten, Pater Jouen, ſoll Radama am 7. Nov. dem Papſt geſchrieben haben: „Heiligſter Vater, ich habe nur Einen Wunſch, mein Volk glücklich und civiliſirt zu ſehen, und glaubte das beſte Mittel hiefür ſei, es im Chriſtenthum unterrichten zu laſſen. Ich habe daher Miſſionare eingeladen und ihnen geſtattet, in meinem ganzen Reiche zu predigen. Bereits iſt Vater Jouen mit ſeinen Gefährten eingetroffen" ꝛc. Er bittet dann noch um des Papſtes Fürbitte und Segen; eine Bitte um weitere Miſſionare iſt im Briefe nicht zu finden.

bittet, worein er seine Musikbande mit dem „God save the Queen“ einstimmen heißt, all das wird uns bis aufs Kleinste berichtet. „Es wurde sehr wenig Wein getrunken, und unwillkürlich kam mir der Gedanke, in dieser Weise sei wohl noch nie eine englische und madagassische Gesellschaft vereinigt gewesen. Der König war ungemein heiter und mittheilend, und erzählte im Laufe des Abends eine ganze Reihe merkwürdiger Lebensrettungen, die er schon erfahren hatte. Einmal lauerten ihm an der Straße sieben Bewaffnete auf, um ihn mit ihren Messern und Speeren anzugreifen; als er aber mit seinem Roß mitten unter sie hineinsprengte, flohen sie nach allen Richtungen hin, obgleich sein Adjutant ihnen Halt zurief. Ein andres Mal riß ein Betrunkener gewaltsam die Thüre seines Zimmers auf und wollte sich auf ihn stürzen; da ergriff ein neben ihm stehender Freund eine Flasche, um sie dem Tobenden an den Kopf zu werfen, der dadurch erschreckt stille stand, bis die Wachen herbeikamen und ihn wegführten. Weiter erzählte er, wie er sich selbst durch Hanfrauchen einmal beinahe ums Leben gebracht hätte, indem er dadurch in einen Zustand der Bewußtlosigkeit gerathen sei, dessen wunderliche Träume ihm noch in frischer Erinnerung stehen. Auch auf manche der Wagstücke, die er unternahm, um verurtheilte Christen aus dem Gefängniß zu befreien, oder ihnen auf der Flucht oder in ihren Verstecken Handreichung zu leisten, kam er zu sprechen, und da einige seiner Offiziere, welche diese Abenteuer mit erlebten, frei an der Unterhaltung Theil nahmen, verfloß die Zeit sehr angenehm bis zu dem Schuß, der allabendlich sämmtlichen Bewohnern der Stadt das Zeichen gibt, sich hinter ihre Thore zurückzuziehen. Kurz nach 10 Uhr kehrte der König, begleitet von seiner Garde, seinen Offizieren, Hauptmann Anson und Lieutenant Oliver mit klingender Musik in seinen Palast zurück.“

---

Dorthin wird gleich am andern Tage (12. September) Ellis schon wieder gerufen. Er findet die Glieder der französischen Gesandtschaft und ihre Landsleute mit General Johnstone und seinem Adjutanten zur Unterzeichnung des Vertrags mit Frankreich versammelt. „Radama's Sekretär des Aeußern las den madagassischen, der Kommodore Dupré den französischen Text, worauf beide ordnungsmäßig unterzeichnet wurden. Der Vertrag war nicht unfreundlich

gegen Madagaskar; bei einigen Stellen aber schien es mir, es könnten daraus leicht einmal verschiedene Auffassungen zwischen den unterzeichnenden Parteien entstehen.*) Das Volk betrachtete mit Recht den Abschluß eines feierlichen Friedens- und Freundschaftsvertrags zwischen Frankreich und Madagaskar als ein frohes Ereigniß. Jenes schien damit seine Ansprüche auf den Besitz der Insel aufgegeben zu haben.

„Allein gegen die Uebereinkunft des Königs mit Hrn. Lambert, die bereits am 3. November 1861 abgeschlossen war, nun aber gleichfalls verlesen, unterzeichnet, und von dem französischen Konsul und der französischen Gesandtschaft beglaubigt wurde, ließen sich große Bedenken erheben. Dieselbe bevollmächtigte Herrn Lambert, eine Gesellschaft zur Entwicklung der Hilfsquellen Madagaskars zu gründen, die unbebauten Ländereien, die seinen Zwecken dienen können, in Besitz zu nehmen und darauf Bergwerke anzulegen, Holz zu fällen und den Boden urbar zu machen, so wie Straßen, Kanäle und Häfen zu bauen und andere dem allgemeinen Besten dienende Einrichtungen ins Leben zu rufen. Ferner wurde darin der Kolonisationsgesellschaft unter Lamberts Vorsitz das Recht ertheilt, Geld mit Radama's Bildniß zu prägen und von dem Ertrag aller ihrer Minen und Pflanzungen keinerlei Abgabe zu entrichten. Außerdem überließ sie derselben eine in einiger Entfernung von der Hauptstadt gelegene Fabrik mit allen darin beschäftigten Arbeitern, und schenkte ihr einen der nahen Paläste zu ihrem Centralbüreau. Der König verpflichtete sich, die besagte Gesellschaft namentlich auch in ihrem Bedürfniß nach Arbeitern zu unterstützen, wogegen diese versprach, ihm bei seinen Bemühungen zur Verbesserung der Lage seiner Unterthanen, zur Beförderung der Civilisation, mit Einem Wort zu einer für das Land ersprießlichen Regierung behilflich zu sein.

*) Das Bedenklichste war wohl der Zusatzartikel, der stipulirt: „Die Zölle auf alle Waaren, sowohl beim Eingang als beim Austritt aus dem Reich, sind durch den ausdrücklichen Willen Seiner Majestät König Radama's II aufgehoben; sie werden während seiner Regierung nicht wieder eingeführt werden (ils ne seront pas rétablis pendant la durée de son règne)." Wenn sich also herausstellte, daß die Regierungsmaschine ohne Zölle nicht im Gange zu erhalten war, so war damit den Madagassen der Wink gegeben, daß für die Aenderung der Zollgesetzgebung eine Aenderung in der Person des Regenten die nothwendige Voraussetzung sei.

„Ich ſtaunte, als ich dieſes Aktenſtück leſen hörte, und war ſehr betrübt, es unterzeichnen zu ſehen; denn ich war gewiß, daß es Verwirrung anrichten werde, da ich mir nicht vorſtellen konnte, daß der Adel und das Volk je ihre Zuſtimmung zu deſſen Ausführung geben werden.*) Dann wurde noch ein Dokument verleſen, das einen Herrn Soumagne, franzöſiſchen Konſul in Tamatawe, zum Lieferanten des Königs für Tapezierarbeiten und Seiden- und Linnenwaaren ernannte. Nach den üblichen Hochrufen zogen ſich Franzoſen und Engländer zurück.

„Ich blieb auf den ausdrücklichen Wunſch des Königs und ſeiner Offiziere noch länger. Sie laſen die unterzeichneten Aktenſtücke noch einmal durch und fragten mich wegen einiger Punkte um meine Meinung. Die einzige Antwort, die ich ihnen auf ihre Fragen in Betreff des Vertrags mit dem Kaiſer der Franzoſen gab, war, es ſei nicht üblich, fremde Anſiedler Waffen und Munition in das Land einführen zu laſſen, in dem ſie ihren Wohnſitz aufſchlagen. Man erwiederte mir, es beſtehe ein Geſetz, nach welchem nur der König Kriegsbedarf einführen dürfe; worauf ich entgegnete, der Vertrag könnte als eine Aufhebung dieſes Geſetzes betrachtet werden und dadurch Unannehmlichkeiten verurſachen. Sie meinten, da derſelbe erſt nach Jahresfriſt ins Leben treten ſolle, könnten ſie, falls es wünſchenswerth erſchiene, denſelben noch abändern. Ich ſagte jedoch, jetzt, nachdem derſelbe unterzeichnet ſei, halte ich eine Veränderung von ihrer Seite nicht mehr für zuläſſig. Um meine Anſicht über die Uebereinkunft mit Herrn Lambert befragt, erwiederte ich, ich habe zu dem, was ich ſchon früher geſagt, nichts Neues hinzuzufügen. Meine Anſicht ſei dieſelbe geblieben, daß daraus ernſte Schwierigkeiten entſtehen können. Ich habe geglaubt, Seine Majeſtät werde die urſprünglich in Anregung gebrachten Zugeſtändniſſe

*) Ellis ſcheint nicht einmal gewußt zu haben, was ein Beamter dieſer franzöſiſchen Geſellſchaft (Revue des deux mondes 15. April 1864) erzählt, daß Lambert die ihm ausgeſtellte charte privée aus lauter Patriotismus an den franzöſiſchen Kaiſer abgetreten habe. Dieſer Beamte aber, der erſt nach der Thronrevolution vom Mai 1863 nach Madagaskar kam, bekennt ehrlich, wie faſt alle Räthe Radama's, wohl 200 an der Zahl, dieſe Uebereinkunft aufs Entſchiedenſte widerrathen hatten, indem ſie wieder und wieder fragten: „Warum ſollten auch die Europäer alle unſere Reichthümer, am Ende gar die Inſel ſelbſt in ihren Beſitz bekommen?“

bedeutend herabstimmen, da dieselben im Widerspruch stehen mit den von dem König selbst erlassenen Gesetzen in Betreff der edlen Metalle. Es werde wenige Fürsten oder Regierungen geben, welche gestatten, daß sich die Prägung der Landesmünze in andern als ihren eigenen Händen befinde. Darauf der König: er wolle selbst auch Geld prägen, dann werden seine Unterthanen das von ihm gelieferte schon dem Lamberts vorziehen.

„Die jetzt erfolgte Bestätigung dieser verhängnißvollen Zusage war das Ergebniß einer ganzen Kette auf ein und dasselbe Ziel hinauslaufender Bestrebungen. Klarer als zuvor erkannte ich nun die unbedachten, unheilvollen Rathschläge, durch die der König sich leiten ließ. Alle bei dem Abschluß der Uebereinkunft Betheiligten wußten, daß die Ueberlieferungen, Sitten und Gesetze des Landes, wie die Stimmen der mächtigsten und einflußreichsten Männer desselben aufs Entschiedenste gegen die Abtretung von Grund und Boden an Fremde waren, wie viel mehr noch gegen die Verschenkung dessen, was sich als der größte Reichthum des Staates erweisen konnte, ohne jegliche Gegenleistung als zehn Procente des Netto-Ertrags in ungewisser, ferner Zukunft.

„Herr Lambert besuchte Antananariwo zum ersten Mal im Jahr 1855 und überredete während seines damaligen Aufenthalts den Thronerben Radama, ihm einige Stücke Land zur Anlegung von Pflanzungen zu schenken oder vielmehr zu versprechen, und ihm das Privilegium zu ertheilen, alle Adern edler Metalle, die er etwa entdecke, allein auszubeuten. Lambert legte während jenes Besuchs auch große Theilnahme für die bedrängten Christen an den Tag, gab ihnen Geld und unterhielt sie von dem Gewinn, den es ihnen brächte, wenn der Prinz zur Regierung käme. Die in der Hauptstadt anwesenden Franzosen bewogen Radama zur Genehmigung von Lamberts Plan, die französische und englische Regierung um ihre Unterstützung anzugehen zur Beseitigung der Königin und zur Erhebung Radama's auf den Thron. Dieses Ansinnen wurde auch wirklich an die Höfe von Paris und London gestellt, von diesen aber mit der Bemerkung zurückgewiesen, Lambert solle, anstatt eine Revolution zu versuchen, sich lieber auf die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes durch vermehrten Handel legen.

„Ich hörte von diesen Ereignissen während meines Besuchs in Antananariwo im Jahr 1856 und sagte den Christen, ich glaube

nicht, daß England mit Waffengewalt eine Aenderung der madagassischen Regierung versuchen werde. Ich bat sie ernstlich, sich ja in keine derartige Bewegung hineinziehen zu lassen, falls Lambert bei seiner Rückkehr eine solche veranstalten sollte, sondern lieber, wenn sie von einem solchen Plane hören, Alle sammt und sonders die Hauptstadt eine Zeitlang zu verlassen, um der Gefahr aus dem Wege zu gehen.*) Dem Prinzen aber sagte ich in Betreff der Geschenke oder Versprechungen, die er Lambert gemacht hatte, es sei wahrscheinlich sein Glück, daß er erst Thronerbe sei und somit nur seine Gesinnung ausdrücken könne, ohne die Macht zu haben, sie zu verwirklichen, sonst hätten sie ihn den Thron, wenn nicht seinen Kopf kosten können; denn das Gesetz erlaube, wie er wohl wisse, keinem Ausländer, Grundbesitzer zu werden, und die in einem Lande entdeckten edlen Metalle werden in erster Linie immer als Eigenthum der Krone betrachtet.

„So oft seit meiner Rückkehr nach Madagaskar der König diesen Gegenstand gegen mich berührt hatte, hatte er dabei die Absicht ausgesprochen, seine Schenkung nicht zu erneuern; auch schien er sich zu Zeiten klar bewußt zu sein, wie sehr der Adel und das Volk dieselbe mißbilligten. Von Lamberts Rückkehr an beobachtete er mir gegenüber völliges Stillschweigen über diesen Punkt, und hätte ich nicht durch einige Offiziere erfahren, daß er durch eine Art Uebereinkunft in seinem Landhause sich bereit erklärt habe, seine als Kronprinz gegebenen Versprechen als König zu erfüllen, so wäre ich auf der Meinung geblieben, seine bessere Ueberzeugung habe gesiegt. Ich hatte zwar von einer Art Erneuerung der früheren Besprechungen zwischen dem König und Herrn Lambert im November 1861 gehört, erfuhr aber erst bei dieser Veranlassung, daß schon damals jene Uebereinkunft in aller Form bestätigt und ergänzt worden war.“

## 3. Die Krönung.

Inzwischen nahte der zur Krönung bestimmte Tag. Wochen vorher schon strömten Scharen von Gästen aus allen Provinzen des

*) Daß Lambert im folgenden Jahr auf eigene Faust einen Staatsstreich in Madagaskar versuchen wollte, und nach der Entdeckung dieses Plans unschuldiger Weise auch die Christen schwer mitzubüßen hatten, ist Miss. Mag. 1865 S. 419 ff. ausführlich erzählt.

Landes herbei. Und nicht bloße Schauluſt wars, die ſie nach Antananariwo führte; viele trieb auch tiefgefühlter Dank für die Amneſtie, die ihnen ſelbſt oder einem der Ihren die Freiheit wiedergeſchenkt hatte, in Radama's Nähe. Um die überfüllte Stadt her entſtanden verſchiedene Lagerplätze als zeitweilige Herbergen der Fremden. Manch neues Geſicht von der fernen Oſt-, Weſt- und Südküſte zeigte ſich da auch in Ellis Wohnung und ſchaute Sonntags verſtohlen und neugierig zu den Thüren und Fenſtern der chriſtlichen Verſammlungslokale herein. In den Straßen konnte man hier einem alten Häuptling mit kleinen, eingeſunkenen Augen und tiefgefurchter Stirn begegnen, der von ſeiner Dienerſchaft gefolgt in ſeinem Palankin daherkam, dort einer ehrwürdigen Häuptlingsfrau, deren Schmuck faſt einzig in ihrer edlen Haltung und ihrem ſilberweißen Haare beſtand, und der mitunter wohl auch ein blühendes ſtaunendes Kind zur Seite ſaß. Anderswo ſchritt ein Sakalawa-Häuptling in ſeiner dunkeln Lamba (Mantel) mit dem glänzend polirten Stabe einher, umringt von ſeinem zahlreichen Gefolge mit Muſchelkränzen um die loſen Haare. Vertreter anderer Stämme ließen ihre ſteifen Flechten wie Welſchkornkolben auf beiden Seiten des Geſichts herabhängen oder vom Scheitel aus fächerartig in die Höhe ſtehen. Die Kleidung der Sklaven von allen Theilen der Inſel war ſo ziemlich dieſelbe. Die Häuptlinge der Weſtküſte ſchienen, wenn ſie die Landestracht verſchmähten, ſich an indiſche und arabiſche, die der Oſtküſte an europäiſche Stoffe zu halten.

Am 23. September 1862 verkünden mit Sonnenaufgang Kanonenſalven den Anbruch des lang erſehnten feſtlichen Morgens. Zu ſeinem Erſtaunen wird Ellis gleich nach ſechs Uhr von einer Ehrenwache im Palankin auf den Krönungsplatz abgeholt. „Auf der letzten Strecke des Wegs befand ich mich gerade hinter den Götzen und ihren Bewahrern. Einmal gerieth ich ſogar zwiſchen ſie hinein und benützte dann die Gelegenheit, ſie mir zu beſehen. Sie hatten nur gar nichts Ehrfurchtgebietendes, dieſe angeblichen Beſchützer des Landes, deren Mißachtung viele der Beſten des Volkes ſchon mit dem Leben bezahlten. Es waren ihrer dreizehn: ſchmutzige kleine Silberketten, Silberbälle von der Größe einer Kanonenkugel bis herab zu der eines Hühnereis, Korallenſtückchen, ſilberne oder beinerne Abbildungen von Krokodilzähnen, ſchmale Streifen rothen Tuchs, eine einer Freiheitsmütze nicht unähnliche rothe Kappe, und endlich etliche in Säcklein

eingebundene oder in Körbchen verwahrte Heiligthümer, vielleicht auch nur Zaubermittel — alle an 8 bis 10 Fuß langen Stangen befestigt."

Schon drängen sich Haufen, zu Fuß und in Palankins der weiten Ebene zu, in deren Mitte der heilige Granitblock liegt, den der König besteigen soll, um sich die Krone aufzusetzen. Vom königlichen Palast weht Radama's Banner, und von den Wohnungen der Konsuln die Flaggen Englands und Frankreichs; Fahnen mit der Inschrift R II bezeichnen auch draußen die für die verschiedenen Abtheilungen des Volks bestimmten Plätze und den um den heiligen Stein her errichteten königlichen Pavillon. Auf der Südseite der zu demselben führenden Stufen stehen die Christen, von denen übrigens kaum die Hälfte Einlaß findet; ihnen gegenüber die barmherzigen Schwestern mit ihren 40 Schülerinnen und fünf katholische Priester mit ihren Anhängern. Im Westen schaaren sich die Heiden um ihre Götzen. Nördlich vom königlichen Pavillon ist eine Tribüne für die fremden Gesandtschaften und einheimischen Offiziere, südlich von demselben eine gleich große für die Seitenverwandten des königlichen Hauses errichtet, die fast alle in strahlendem Scharlach erschienen. Drei Generationen der ersten Familien Madagaskars sind vertreten, und es gewährt ein interessantes Studium, in ihren Zügen und Gestalten die Grundlinien des Howa-Typus, der entschieden der schönste unter den vertretenen Stämmen ist, so wie die Abweichungen von demselben zu mustern. Auch in der übrigen Versammlung, in der noch immer Fremde aus allen Theilen des Landes durcheinanderwogen, fesselt manch edle Gestalt, manch freudestrahlendes Gesicht Auge und Herz.

Sobald das Königspaar mit seinem glänzenden Gefolge sich dem Pavillon nähert, stimmen die Christen aus vollem Herzen die nationale Königshymne an. Die Majestäten nehmen ihre Plätze ein; nach kurzer Pause aber erhebt sich Radama wieder, ergreift die zu seiner Rechten stehende Krone, ein Geschenk des Kaisers der Franzosen, und setzt sie sich aufs Haupt. Kanonensalven ertönen, das Musikchor fällt ein, und das Volk begrüßt seinen jugendlichen Herrscher mit donnerndem „Trarantitra". Dann wendet sich dieser zur Königin und setzt auch ihr eine kleine goldene Krone aufs Haupt. Sie sieht in der That fürstlich aus, wie sie an der Seite ihres Gemahls so vor der lautlosen, begeisterten Menge dasteht. Nach einigen Minuten setzt sie sich, Radama nimmt seine Krone ab, tritt

ein paar Schritte vor, ſchwingt ſein Schwert und hebt blaß, aber mit feſter Stimme an:

„Edle Herrn und Damen, durch die Gnade Gottes gegen euch und mich ſehen wir uns hier lebend und frei von Plage. Der Tag der Trennung iſt vorbei; die zu unſerer Vereinigung beſtimmte Zeit iſt da, und ich heiße euch Alle willkommen, edle Herrn und Damen; ich grüße mein ganzes Volk. Gott hat nach ſeiner Güte uns nicht ſterben, ſondern leben und einander ſehen laſſen. Seid mir Alle gegrüßt. — Dieß iſts, was ich euch Allen unter dem Himmel zu ſagen habe. Ich habe nicht euch erwählt, ſondern ihr habt mich erwählt; ich hoffte nicht zu regieren, aber Gott hat mir das Königreich gegeben. Ihr kennet mein vergangenes Leben und meine Gedanken, denn ich habe nichts vor euch verborgen. Meine Gedanken und Beſtrebungen haben ſich nicht verändert, und ich erkenne nichts über mir als Gott, Gerechtigkeit und Wahrheit. Ich bin nicht von mir ſelbſt hieher gekommen, ſondern ihr habt mich geſucht; deßwegen ſtehe ich da. Und dieß iſt mein Rath an euch Alle: thut was recht und wahr iſt. Betrüget nicht, damit ihr ſelbſt glücklich werdet und ebenſo eure Weiber und Kinder. Dann wird meine Herrſchaft ſicher ruhen, und Falſchheit ferne von mir ſein. Iſt das nicht gut, ihr Alle unter dem Himmel?“ Hier hält er nach der Art madagaſſiſcher Redner einen Augenblick inne, und das für einen Fremden faſt niederſchmetternde plötzliche, ſcharfe „izàny“ (es iſt) der unüberſehbaren Menge erſchallt wie aus Einem Munde. Dann fährt er fort: „Laßt den Arbeiter ſeinem Geſchäft, den Kaufmann ſeinem Handel ohne Furcht nachgehen, denn die lang erwartete Zeit iſt gekommen. Ich will Alle ſchützen, Reiche und Arme, daß es Allen wohl gehe, denn euer Wunſch iſt erfüllt. Vertrauet mir, Alle unter dem Himmel, denn mein Wort an euch iſt: Ein Gruß des Heils.“

Ein langes, volles Hiōbe iſt die Antwort der Menge. Darauf nimmt der König ſitzend die Huldigungsgeſchenke entgegen, die ihm der Reihe nach die Vertreter des Adels und des Volks darbringen, und Ellis ſuchte auf deſſen Wunſch noch ein photographiſches Bild der Feſtverſammlung aufzunehmen. Abends beim Krönungsbanket iſt ihm ſein Platz gerade dem Pater Jouen gegenüber angewieſen; er und die übrigen Miſſionare verweilen jedoch nur kurz.

Wie nachher verlautete, zog ſich auch der König ſchon um halb zehn Uhr in ſeine Gemächer zurück, und las vor Schlafengehen mit

leichter richtiger Aussprache noch etwas Englisch. Am andern Morgen begannen viele der von fern Hergekommenen sich zur Heimreise zu rüsten. Im Laufe des Tages sprachen noch manche Christen aus allen Theilen des Landes bei Ellis ein, um ihm Lebewohl zu sagen und heilige Schriften und Liederbücher mit in ihre Heimat zu nehmen. Etliche seiner Schüler, die ihn bei diesem süßen Geschäft überraschten, wurden, um ihren unerwarteten Eifer ja nicht zu unterschätzen, für den Rest der vielbewegten Woche Miss. Toy übergeben.

Tags darauf brach auch die englische Gesandtschaft auf. Ihre verlängerte Anwesenheit in Antananariwo war für Ellis vielfach eine Quelle der Freude und Ermuthigung geworden und hatte nach seiner Ansicht sehr dazu beigetragen, den guten Klang des englischen Namens in Madagaskar zu befestigen. „Gewiß ist derselbe großentheils dem geraden, uneigennützigen, ehrenhaften Benehmen so mancher unserer Landsleute zuzuschreiben, die mit den Madagassen in Berührung kamen. Wo es anders war, ist den Letzteren der Unterschied nicht entgangen."

Dieß ungefähr ist die Schilderung, die Ellis uns von der Krönungswoche entwirft. Hören wir ihn nun auch noch über einen Vorfall, der in diesen Blättern schon früher, und zwar damals nach katholischen Berichten Erwähnung fand (Miss. Mag. 1865, S. 464).

„Vielleicht ist es am Platze, einen kleinen, aber ungemein charakteristischen Zwischenfall nicht unberührt zu lassen, da derselbe bis auf einen gewissen Grad bereits vor die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Kurz nach der Krönung verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der König sei vor dem öffentlichen Akt in seinem Palast von den römischen Priestern gekrönt worden. Ich ergriff einmal eine Gelegenheit, ihn zu fragen, ob dem wirklich so sei. Er sagte: den Abend vor seiner Krönung seien zwei Priester gekommen, um ihn zu fragen, ob sie nicht am andern Morgen die Krone, die er vom Kaiser zum Geschenk erhalten habe, sehen und mit Weihwasser besprengen dürften. Er habe dazu seine Einwilligung gegeben, und so seien in der Frühe die Väter Jouen und Finaz in den Palast gekommen und haben die Kronen beschaut und mit Wasser besprengt. Dann habe Pater Jouen plötzlich die Krone genommen und sie ihm aufs Haupt gesetzt, wie er, der König, geglaubt habe, nur um zu sehen, wie sie ihm passe. Er und die Königin seien beide in ihren gewöhnlichen Morgenkleidern und ganz unvorbereitet auf eine solche Hand-

lung gewesen, und haben sich sehr gewundert über das, was der Priester thue; er lege übrigens der Sache keinerlei Bedeutung bei, sondern betrachte die vor dem versammelten Volke vollzogene Krönung als die wahre."*)

Uns scheint dieß die passendste Gelegenheit, den bittern Aeußerungen katholischer Priester über Ellis, die auch in Deutschland ein Echo gefunden haben, seine milden leidenschaftslosen Urtheile über sie entgegenzustellen und ihm zugleich zur Vertheidigung gegen seine Ankläger das Wort zu leihen:

„Vor manchen der katholischen Priester hatte ich große Achtung. In ihrer Thätigkeit, Selbstverleugnung und Geduld unter Entbehrungen boten sie uns zuweilen ein nacheiferungswerthes Beispiel dar. So der Abbé Weber oder Pater Joseph, wie ihn das Volk nannte. Er hatte lange unter den Sakalawa's an der Westküste gearbeitet, die Sprache erlernt und viel erduldet, ohne durch sichtbare Erfolge ermuthigt zu werden. Er kam vor der Thronbesteigung Radama's in die Hauptstadt und gieng da still und ruhig seinem Berufe nach. Wir trafen uns nur selten, und wenn dieß geschah, war er nicht gerade sehr mittheilsam. Ich habe keinen Blick in sein inneres Leben thun können, aber seinen Fleiß, seine Ausdauer und seine Hin-

*) Der französische Bericht des Pater Jouen lautet wörtlich: Et en effet, les premiers rayons du soleil éclairaient à peine le faîte du Palais que nous nous sommes présentés, le roi, P. Finaz et moi: à l'instant, toutes les portes se sont ouvertes et nous nous sommes mis en mesure d'installer l'autel du sacrifice. Assurément, le Rev. chapelain de Sa Majesté ne se doutait guère, en ce moment, de ce qui allait se passer. Qu'eût-il pensé, surtout s'il eût pu apercevoir une couronne royale déposé sur l'autel, et attendant la bénédiction que devait appeler sur elle le prêtre catholique romain. Donc, toutes choses étant préparées, j'ai commencé la messe en présence du roi, de la reine et de quelques personnes de confiance. Un père de la mission me la servait. La messe terminée, j'ai récité sur la couronne royale toutes les prières indiquées par l'Eglise, puis, après l'avoir aspergée de l'eau sainte et invoqué sur elle toutes les bénédictions d'en haut, je l'ai prise entre mes mains, et m'approchant de Radama, je la lui ai posée solennellement sur la tête en prononçant ces paroles: »Sire, c'est au nom de Dieu que je vous couronne. Régnez longtemps pour la gloire de votre nom et pour le bonheur de votre peuple.« Il était près de 8 heures quand cette cérémonie s'est terminée, n'ayant eu guère pour témoin que Dieu et ses anges.«

gebung an sein Werk mußte ich bewundern, so sehr ich auch die Irrthümer seines Bekenntnisses beklagen mochte. Er starb, so lange ich in Antananariwo war.

„Da ich vielfach hörte, die französischen Priester halten mich für das Haupthinderniß des Gelingens ihrer Mission, fand ich es ganz natürlich, daß sie mich nicht mit sehr freundlichen Gefühlen betrachteten. Und doch hatte ich meinerseits mich immer bemüht, ihnen alle gebührende Achtung zu erweisen. Ich hatte ihre Emsigkeit, ihre Beharrlichkeit und Aufopferungsfreudigkeit rühmend anerkannt, und sorgfältig jede Kontroverse vermieden; aber ich konnte nicht aus Rücksicht für sie in irgend einem Stück meine Pflichten vernachlässigen. Die Klage, die sie bei ihren Landsleuten gegen mich erhoben, daß sie ohne mich eine blühende Mission hätten in Antananariwo gründen können, gereichte meinem Gefühl nach mir nicht zum Vorwurf, da wir, ehe irgend ein katholischer Priester herkam, mit viel Aufwand von Menschenleben und Geldmitteln unter manchen Entmuthigungen lange Jahre dort gearbeitet und durch Gottes Segen endlich so viel erreicht hatten.

„Die Hauptbeschuldigung gegen mich jedoch war die: ich sei zu oft im Palast, zu sehr bemüht, dem König meine persönlichen Ansichten aufzudringen und nicht ausschließlich genug auf meinen Missionsberuf bedacht. Ein Bericht über meine Beziehungen zum König, den das Haupt der katholischen Mission in Madagaskar veröffentlichte, und der nur die Unreinheit der Gesinnung des Schreibers verrieth, wurde von dem am unmittelbarsten betroffenen Theil in einer Weise aufgenommen, die jeden ferneren Versuch der Art niederschlug. Da aber diese Beschuldigungen dennoch ihren Weg in die Zeitungen von Réunion und Mauritius und endlich auch in englische und französische Blätter fanden, wiederhole ich hier, daß jeder Einfluß, den ich auf den König geübt haben mag, ein ehrlich erworbener war, und daß ich ihn nur zur Förderung des großen Zweckes meiner Sendung, nämlich der sittlich religiösen Hebung des Volkes, zu nützen bemüht war. Nie suchte ich irgend eine persönliche Gunstbezeugung; auch war ich seltener beim König, als er es wünschte. Das Krönungsbanket ausgenommen, hatte ich jede Einladung zur Tafel abgelehnt, obgleich er oft ausdrücklich nach mir gesandt hatte. Es war immer mein Bestreben, meinen Verkehr mit ihm sowohl für seine eigene Belehrung als für das Wohl seiner

Unterthanen fruchtbar zu machen. Weder gegen den König noch gegen die übrigen Machthaber sprach ich je über andere als religiöse Gegenstände meine Ansicht aus, außer ich wurde darüber befragt; und meine täglichen Besuche zur Uebung im Englischen abgerechnet, gieng ich nie in den Palast, ohne daß der König mich durch einen seiner Offiziere rufen ließ. Geschah dieß, so trat ich einmal wie das andere in Begleitung des königlichen Boten ein, damit die übrigen diensthabenden Offiziere, von denen viele noch Heiden waren und die Begünstigung der Christen ungern sahen, sich überzeugen möchten, daß nach mir geschickt worden war.

„Ueber Herrn Lamberts früheren Verkehr mit Radama hörte ich zu viel von den Leuten und zuweilen vom König selbst, um irgend ein Geheimniß aus dem ungünstigen Lichte zu machen, in dem mir derselbe erschien. Daher wunderte es mich auch nicht zu hören, er habe mich als den schlimmsten Mann in Madagaskar und die Quelle alles Uebels bezeichnet mit der Bemerkung, so lange ich dort sei, werde es zu nichts Ersprießlichem kommen. Obgleich ich sowohl dem König selbst als auch Andern mein tiefes Bedauern darüber ausgedrückt hatte, daß er vom Frühstück und von der Mittagstafel bei seinen französischen Freunden meistens betrunken nach Hause kam, nahm ich deßhalb nicht an, seine Wirthe machen sich desselben Uebermaßes schuldig. Zudem wußte ich von einigen Offizieren, daß ein sehr geringes Maß von Wein, das Andere vollkommen nüchtern ließ, hinreichte, ihn zu berauschen. — Gegen Herrn Dupré, das Haupt der französischen Gesandtschaft, hatte ich von Anfang an aufrichtige Hochachtung gehegt. Sein offenes, männliches Benehmen und seine wohlwollenden Gesinnungen gegen Madagaskar gefielen mir, und ich erwartete kaum, daß die grundlosen Beschuldigungen Anderer ihn so gegen mich einnehmen könnten, wie ich nachher mit Bedauern hörte, daß es der Fall war."

Der gute Ellis beurtheilt, wie uns scheint, die Franzosen noch viel zu sehr nach seiner eigenen unbefangenen Art, indem er nicht sieht, wie es beständig die Machtfrage ist, die sie quält. Daß Ellis überhaupt Einfluß besitzt, ist ein Verbrechen, das sie ihm nicht verzeihen können, für das er darum, so weit ihre Kraft reicht, mit seinem guten Namen büßen muß. Es sind jedenfalls ganz achtbare Namen, welche der Revue des deux mondes jene pöbelhaften Ausfälle gegen den erprobten Missionar geliefert haben, welche (im

Artikel vom 15. April 1864) ihre Seiten besudeln. Da muß Ellis in Antananariwo gepredigt haben, es gebe nur zwei Religionen, die englische und die französische, und sintemal Christus in England geboren sei, müsse die englische die wahre sein, u. s. w. Der Grund der Verlästerung schaut aber überall durch: ce plaisant Missionnaire semble diriger la politique des Hovas. Beweise für diese Behauptung sucht man vergebens, außer man finde sie in dem schmerzlichen Geständniß, daß die französischen Missionare umsonst gegen ihre glücklichen Rivalen ankämpfen (luttent en vain contre leurs fortunés rivaux), daß sie wenige Proselyten machen und die stolzen „Methodisten" es gewinnen. Was diese französischen Staatsmänner unserem Ellis in den Mund legen, scheint so ziemlich ihr eigenes Glaubensbekenntniß auszumachen. Für sie gibt es nämlich auf allen Meeren nur zwei Religionen, das englische und das französische Interesse, und was immer letzterem im Wege steht, muß irgendwie in den Staub gezogen werden.*)

(Fortsetzung folgt.)

# Missions-Zeitung.

Am Sonntag-Morgen, 13. Oktober 1866, wurde plötzlich in Abeokuta, der großen Hauptstadt der Egba's, durch den Ausrufer verkündigt, daß heute kein Gottesdienst sei. Was das bedeutete, wurde bald klar. Bei dem Baschorum war große Volksversammlung, in der dieser Oberhäuptling seinen Willen durchsetzte. Dem gemäß machten sich Volkshaufen auf den Weg und rissen alle Kirchen ein, plünderten und zerstörten die Missionshäuser, zogen den Missionaren sogar die Kleider vom Leibe, und drohten allen bekehrten Negern mit dem Tode, wenn sie nicht zum Heidenthum zurückkehren wollen. Nur in Einem Stadttheil, dem nördlichsten, Ikidscha genannt, gelang es dem Häuptling Ogubipe, die Missionare zu schützen. Dorthin ist nun alles, was Christ heißt, geflohen, so viele sich nicht schon den Fluß hinab nach Lagos geflüchtet haben.

Es ist ein schwerer Schlag und er scheint nicht allein zu bleiben, auch am Niger in Idda, kam es zu Gewaltthaten, indem Bischof Crowther gefangen geommen wurde, und nur während des Kampfes,

*) Auf unserer Abbildung bringen zwei Christen einer viel geprüften Schwester die Gebeine ihres Mannes, der als Märtyrer seinen Lauf vollendet hatte.

in den ſich dann der Vice-Konſul Fell zu ſeiner Befreiung einließ, mit Mühe entrann. Der Konſul aber fiel von Pfeilen durchbohrt. Man ſieht, das Heidenthum wehrt ſich auf dieſer Küſte, als gienge es zum letzten entſcheidenden Kampfe.

---

### Ermordung Miſſ. Baker's.

Aus Fidſchi iſt kürzlich eine erſchütternde Nachricht eingetroffen. In der Hoffnung, im Jahr 1868 eine Erholungsreiſe in die Heimat zu machen, wollte dort der wesleyaniſche Miſſionar Baker zuvor noch einmal die erſt kürzlich zum Chriſtenthum übergetretenen Stämme der Inſel Witi Lewu beſuchen, um zugleich auch den noch übrigen heidniſchen Stämmen das Evangelium nahe zu bringen. Mit der Bemerkung, in etwa zehn Tagen hoffe er zurück zu ſein, brach er zu dem Ende am 13. Juli 1867 auf. Ein eingeborner Prediger, zwei Katechiſten und ſechs ſeiner Zöglinge begleiteten ihn, aber weder ſeine Gattin noch ſein Mitarbeiter Carey wußten, daß er den gefährlichen Plan hatte, die Inſel quer zu durchwandern. Am 20. Juli kam die Geſellſchaft in der Hauptſtadt des noch heidniſchen Nawoſe-Stammes an. Nicht freundlich, aber auch nicht mit Zeichen offener Feindſeligkeit aufgenommen, legten ſie ſich ſorglos zur Ruhe. Am andern Morgen jedoch bemerkte Baker unter den Wilden eine Aufregung, die ihn das Aeußerſte fürchten ließ. „Jungen," rief er ſeinen Begleitern zu, „ſtehet auf und kleidet euch an, denn heute werden wir erſchlagen werden." Nachdem ſie mit Geſang, Bibelleſen und Gebet ihre Morgenandacht gehalten hatten, gieng er ein wenig hinaus. Darüber kam der Häuptling mit den Worten: „Kommt, wir wollen euch jetzt den Weg nach Wuda zeigen!" Sie machten ſich auf, voran der Häuptling, einen kleinen Streitkolben in der Hand. Kaum aber waren ſie etwa 150 Ellen weit gegangen, ſo ſahen die Hinterſten im Zug die Wilden mit Flinten und Streitkolben aus ihren Häuſern treten und ihnen nacheilen. Erſchrocken ſtürzten ſie vorwärts mit dem Ruf: „Wir werden erſchlagen!" Baker wandte ſich um, erhob die Hand und ſagte: „Laufet nicht!" — aber im gleichen Augenblick traf ihn von hinten ein Streich des Häuptlings und er fiel todt zu Boden. Der eingeborne Prediger, der nur einige Schritte zurück war, beugte ſich über die Leiche her, um ſie zu küſſen mit den Worten: „Wir wollen zuſammen ſterben." In dieſer Stellung wurde auch er erſchlagen. Bis auf zwei, denen es gelang, ſich in das hohe Gras zu verkriechen und dann mit großer Liſt ihre Flucht zu bewerkſtelligen, fielen Alle. Noch ſind die Urſachen dieſes Mords nicht genau bekannt; doch liegt ſichere Kunde vor, daß vor einiger Zeit ein einflußreicher Häuptling den von Baker beſuchten Stämmen einen Streitkolben zuſandte mit dem Auftrag, jeden Fremden zu erſchlagen, der es verſuchen ſollte, von einem Ufer ans andere zu reiſen. Ob das ein Angriff auf das Chriſtenthum, ob es eine Herausforderung des chriſtlichen Häuptlings Thakombau war, oder ob damit dem weiteren Vordringen

europäiſcher Anſiedler gewehrt werden ſollte, wird ſich erſt ſpäter herausſtellen. Unter den europäiſchen Anſiedlern herrſcht große Erbitterung, und ſie haben Thakombau ihre Unterſtützung angeboten, um den Tod eines engliſchen Unterthanen zu rächen.

(Melbourne Argus.)

---

In **Jeruſalem** wurde im Auguſt das Ausſätzigenhaus durch einen Anbau für Back-, Bade- und Waſchſtube vollendet, und im September drei ausſätzige Männer darin aufgenommen, denen ſeither ein vierter gefolgt iſt. Das iſt mehr, als man bei dem bekannten Charakter der Orientalen und ihrem Vorurtheil gegen evangeliſche Anſtalten zu erwarten wagte. Geſchwiſter Tappe von der Brüdergemeinde haben die Leitung des Hauſes übernommen, während Miſſ. Sandreczki den Kranken Gottes Wort bringt und Dr. Chaplin ihre leibliche Pflege beſorgt.

## Literatur.

**Geſchichte der römiſch-katholiſchen Miſſion** von Dr. theol. C. H. Kalkar. Ueberſetzt von A. Michelſen. Erlangen, bei Deichert, 1867.

Es that Noth, eine von proteſtantiſchem Standpunkt geſchriebene Schilderung der katholiſchen Miſſion deutſchen Leſern zu bieten, und wir freuen uns, daß nun durch Dr. Kalkars verdienſtliche Arbeit dieſe Lücke für die nächſte Zeit ausgefüllt iſt. Mit dieſer Beſchränkung ſoll dem fleißigen und gewiſſenhaften Werke entfernt kein Vorwurf gemacht werden; was zu derſelben nöthigt, iſt nur die Erkenntniß, wie beim gegenwärtigen Stand des Wiſſens und bei der Eigenart katholiſcher Miſſionsberichte es faſt zu den Unmöglichkeiten gehört, einmal, daß Ein Mann den ungeheuren Stoff zuſammenbringe, und dann, daß er ihn kritiſch ſichte und in gleichmäßiger Darſtellung bewältige. Das Unternehmen, auf 300 Seiten dieſe Aufgabe zu vollziehen, iſt unzweifelhaft ein gewagtes, aber darum nicht minder dankenswerthes. Nachdem nun der Anfang von einem entſchloſſenen, wohlunterrichteten und vorurtheilsfreien Manne gemacht iſt, ſcheint zu erübrigen, daß die einzelnen Theile in Monographien durchgearbeitet werden, bis ein wirklich feſter Boden gewonnen wird, von dem das vorliegende Werk doch nur die ungefähren Umriſſe entwerfen konnte.

Ich erlaube mir, auf einige Einzelheiten einzugehen. Wenn der Rahmen etwas enger gezogen wäre, ſo daß z. B. das Zeitalter

der großen Entdeckungen mit dem Eintreten der Reformation den Anfang des umfaßten Stoffes bezeichnete, so wäre damit schon etwas mehr Raum gewonnen für die Schilderung der neueren Ereignisse. Diese kommen denn doch vielfach zu kurz. Ceylon ist in zwei Zeilen abgehandelt, woran sich noch eine Anmerkung schließt; von der Mission unter den nordamerikanischen Indianern ist, was dieses Jahrhundert betrifft, kaum eine Andeutung gegeben; und so erscheint noch manches Gebiet ziemlich in Schatten gestellt, während für die Arbeiten des h. Franciskus und seiner Jünger, des edlen Raym. Lullus u. s. w. werthvoller Raum in Anspruch genommen wird. Der Uebersetzer hat wohl nach Kräften versucht, die neuesten Ereignisse an den betreffenden Orten einzuschalten; doch wäre auch da noch manches nachzuholen (wie z. B. Haiti's Geschichte mit Soulouque schließt, und die Taipings noch den Kaiser China's bedrohen). — Was insonderheit die indische Missionsgeschichte betrifft, so sind, gemäß der früheren protestantischen Tradition, die Thomaschristen viel zu günstig beurtheilt, wenn sie „evangelische Christen" genannt werden. Man sieht in ihnen gewöhnlich Früchte eigentlicher Missionen, während sie im Grunde nur die Reste von Handelskolonieen sind, welche seiner Zeit durch ausgedehnte Privilegien in die lange Liste malabarischer Kasten eingereiht worden waren. Was diese Nestorianerkirche einst leistete, mag ungewiß bleiben, gewiß aber war sie, als Menezes ihre Geistlichen unter das römische Joch zwang, schon in hohem Maaße verheidnischt (S. 66. Statt Ceram — Tscheraman, statt Napyir — Nayer zu lesen; Cottaham S. 67 besser, wie 68, Kotayam. Die Kupfertafeln sind, von mir übersetzt, im Journal of the literary Society of Madras 1844 erschienen; Keilschrift findet sich übrigens nicht darunter, sondern nur eine Pehlvi Liste von persischen Zeugen). Nachdem sich jene Thomaschristen der römischen und jesuitischen Herrschaft erwehrt, ist ein Theil durch die weise Behandlung karmelitischer Missionare zu Syrorömern, der andere durch einen Mißgriff in der Werbung um Bischöfe zu Jakobiten geworden. Es ist das eine lange, an Quellen ziemlich reiche Geschichte (in Hough's History of Christianity in India ausführlich behandelt), jedoch überaus arm an geistlichen Motiven.

Wer die im Magazin gegebene Schilderung von Xaviers und Nobili's Wirken mit der Erzählung unseres Buches vergleicht, wird finden, wie sehr verschieden sich die Ansicht vom Einzelnen gestalten

kann, je nachdem dem einen oder andern katholischen Schriftsteller mehr Vertrauen geschenkt wird. Daß Xavier z. B. die japanische Sprache so bald erlernte, daß er sich den Badaga's mit dem Kruzifix siegreich entgegenwarf, daß Nobili so frühe schon 30,000 Christen um sich sammelte, dieß und manches andere scheint mir unverbürgte Legende. Der protestantische Geschichtschreiber muß sich aber bei diesen Gegenständen doppelt in Acht nehmen; denn was er in gutem Glauben katholischen Erzählern nachgesprochen hat, wird später immer als ein durch die Macht der Wahrheit auch böswilligen Ketzern abgedrungenes Zeugniß behandelt und zu unbilligen Kontrasten zwischen katholischer und protestantischer Missionsthätigkeit verwendet. Daß wir aber uns gleichfalls hüten müssen, das Große und Edle im Wirken katholischer Missionare nicht zu verkennen oder zu bemäkeln, hebt der Uebersetzer in seiner Vorrede mit allem Recht hervor.

Pred. Michelsen hat seine Aufgabe der Uebertragung mit großem Geschick gelöst. Einzelne Druckfehler in den Namen (z. B. 175 Gondelore statt Gondokoro) sind freilich stehen geblieben; neu hinzugekommen ist, so viel ich finde, nur Ein Versehen (S. 63 das „z. B." vor Canocopulus, welches ein Amts- nicht Personenname ist). Möge diese Geschichte mit dem vielen Belehrenden und Anregenden, das sie bietet, eine weite Verbreitung finden und an den geeigneten Orten zu einer doppelten Konkurrenz auffordern, einmal zur Betheiligung an der historischen Forschung in diesem ausgedehnten Gebiete, noch mehr aber zur selbstvergessenden Mitarbeit an der Evangelisation der Völker!

---

**Allgemeiner Missionsatlas** von Dr. R. Grundemann. Dritte Lieferung (Ostafrika). Gotha. J. Perthes, 1867. Preis: 20 Sgr.

Mit dieser dritten Lieferung liegt nun Afrika abgeschlossen vor. Einmal zeigt uns die Karte von Ostafrika das Gebiet der neuentdeckten Seen mit den Nilquellen und Schneebergen, um die sich die Geographen so lange stritten, ein weites Heidenland, an den Grenzen kaum erst umsäumt von Missionsversuchen. Dann folgt das altchristliche Abessinien, jetzt doppelt interessant als wahrscheinlicher Kriegsschauplatz, wenn nicht Theodorus noch im letzten Augenblicke nachgibt. (Hier vermissen wir den Ort der gefangenen Eu-

ropäer, Amba Magdala, den doch die früheren, im übrigen so viel mangelhafteren Karten bereits aufführen). Aegypten mit den oberen Milländern schließt sich daran an; es führt uns mit seinem Kanal und seinen Eisenbahnen wieder in eine halb europäische Luft, während freilich die vierfarbigen Missionsstationen gerade jetzt, da der koptische Patriarch das Evangelium mit roher Gewalt verfolgt, und die Regierung ihm dazu Vorschub leistet, eine ganz andere Luft athmen. Höchst dankenswerth sind die beiden Karten von Madagaskar, welche dieses fruchtbarste Missionsgebiet zum erstenmale deutschen Lesern anschaulich machen. Besonderes Interesse aber wird die große Uebersichtskarte des ganzen Welttheils erregen, indem sie durch ihre Farben- und Tonunterschiede über die Verbreitung der Völkerstämme, Sprachen und Religionen in einer Weise orientirt, wie dies bisher durch vieles Nachschlagen in geographischen Werken kaum zu erreichen war. Der erläuternde Text zeichnet sich bei aller Kürze durch Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben in hohem Maaße aus. Mögen die Missionsfreunde die willkommene Gabe, die Frucht ungemeinen Fleißes, ehren wie sie es verdient! Und möge manches Christenherz für den so lange fast stiefmütterlich behandelten nächsten Welttheil in treuer Liebe erwarmen!

---

**M. H. Georgi**, Hausmutter zu Düsselthal. Nach Familiennachrichten und Freundesmittheilungen von M. G. W. Brandt. Barmen, Verlag der evang. Gesellschaft, 1868.

Ein kleines Büchlein und ein unscheinbarer Lebensweg! Hausmutter sein für 300 Kinder und Erwachsene, scheint nicht gerade ein beneidenswerthes Loos. Es ist aber ein Missionsdienst, wie eine treue Seele sich ihn nicht besser wünschen kann; und man darf wohl Arbeitern und Arbeiterinnen am Reiche Gottes, wie z. B. Missionsschwestern, ans Herz legen, daß sie etwas Rechtes von dieser Martha, die zugleich eine Maria war, lernen, ob ihnen dann auch, wie der Mutter Georgi, daraus die Folge erwüchse, nach menschlichem Ermessen um zehn Jahre früher zu sterben.

In der Frühe des zweiten Advent-Sonntags entschlief zu Basel im 86sten Jahre (geboren 12. April 1782) der Missionsvater Christian Friedrich Spittler, nach längerer schmerzloser Abnahme seiner Körperkräfte, im Geiste frisch und thätig bis zum Ende. Todesschwach konnte er doch fröhlich sein auch in den schwersten Stunden. „Klage nicht," sagte er einmal seiner Tochter, „haben wir nicht durchs ganze Leben uns auf diese Stunde vorbereitet und uns auf dieselbe gefreut, als auf den Eingang zum herrlichen ewigen himmlischen Reiche; warum sollten wir jetzt, da diese Stunde gekommen ist, klagen und traurig sein?" — „Nun gehts hinein, hindurch, hinauf! Hinein ins Todesthal; aber wie köstlich ists, daß wir einen Heiland haben, der uns hindurch führt und hinauf! Ich darf es spüren, deutlich spüren, der Heiland ist bei mir; auch ist Er meine Hoffnung allein, sonst hab ich keine." — Was dieser Mann in seinem langen Leben mit gänzlicher Hintansetzung eigener Interessen für Gottes Reich gethan und gelitten hat, davon zeugen nicht nur viele blühende Werke christlicher Liebe, die er gegründet und gefördert hat, sondern auch eine große Anzahl von Gewissen, gegen die er sich vor Gott wohl bewiesen hat, wenn er auch seine Absicht an ihnen zunächst nicht erreichen durfte. Wenige Männer werden so, wie es ihm gegeben war, alles Verlorene und Verkommene auf ihrem Herzen getragen haben; unabgeschreckt durch alle Beweise menschlicher Schwachheit und Bosheit, durch jede weitere Erfahrung derselben nur um so weitherziger, liebereicher und erfinderischer gemacht, blieb er bis zum Ende der Anwalt und Vater aller Armen und Elenden, in der Nähe und in der Ferne. Was alles ihm die Mission verdankt, seit der Zeit, da er (im Juli 1802) sich selbst zum Missionar angeboten hat, läßt sich jetzt noch nicht überschauen. Gewiß aber ist, daß er sein damals gewünschtes Ziel erreicht hat: „sich im Weinberg des HErrn brauchen zu lassen, zu was Er will, zu gehen, wohin Er ruft, und am Ende noch einst Oberknecht zu werden." Wer geht hin und thut desgleichen?

Rainimaharavo

Rainandriantsilavo

Rainilaiarivony

# Arbeiter in der Tamil-Miſſion.

(Fortſetzung.)

## 3. Joſeph Beſchi.

Es iſt nicht unſere Abſicht, die Geſchichte der römiſchen Miſſionen im Tamillande weiter zu verfolgen. Sie haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Abbruch erlitten und nur auf wenigen Punkten wirklich Neues hervorgebracht. Bedeutenden Einfluß hatte darauf beſonders die Verrückung der bisherigen Machtverhältniſſe. Während im Innern die muhammedaniſchen Waffen bis in den äußerſten Süden vordrangen, beherrſchten nun die Holländer die beiden Küſten; nachdem ſie im Jahr 1655 Kolombo eingenommen, wurde Ceylon der Sitz ihrer Herrſchaft, von wo aus auch Malabar mit ſeinen Seeſtädten (Kotſchi im J. 1663) erobert und Goa ſelbſt lange bedroht wurde. Die Jeſuiten mußten das Land räumen, ſo weit der niederländiſche Einfluß reichte. Auf der öſtlichen Küſte dagegen erhob ſich zwiſchen holländiſchen und engliſchen Anſiedlungen ſeit 1672 in Pudutſcheri (Pondicherry) eine franzöſiſche Kolonie, welche nunmehr der römiſchen Kirche einen zuſehends wachſenden Anhalt bot. Franzöſiſcher Einfluß macht ſich fortan in der ganzen Miſſion bemerklich; ſie iſt nun in den Händen jener gewandten Väter, die Pascal uns ſchildert und die ſich ſelbſt in den lettres édifiantes ein intereſſantes und bleibendes Denkmal ihrer Denk- und Handlungsweiſe geſetzt haben.

Als der letzte der portugieſiſchen Jeſuiten mag der edle Joh. de Brito bezeichnet werden, der im Jahr 1680 von Goa aus ſeine Miſſion im Tamillande antrat und nach einem Beſuch im Vaterlande über Pondicherry dahin zurückkehrte, um 1693 in Ureiyur des Märtyrertodes zu ſterben. Der Marawa-König von Ramanada machte ihm

den Proceß, und Brito dankte Gott, daß er keines andern Verbrechens angeklagt war, als daß er das Geſetz ſeines Gottes verkündigt und die Götzen ihrer Verehrer beraubt habe. „Welche Ehre," ſchrieb er am 3. Febr., „für ein ſolches Verbrechen zu leiden und zu ſterben; ſie erfüllt mich mit Troſt in meinen Banden." Am folgenden Tage wurde er auf einem Hügel beim Fluß Pambaru in Gegenwart einer großen Menſchenmenge enthauptet, und zahlloſe Wunder verherrlichten hinfort die geweihte Stätte, beſonders an jedem Mittwoch (dem Todestag), da Heiden und Chriſten dort zuſammenſtrömten. Die heilige Erde, auf welcher der „Arulananda-Swami" (Gnadenfreudeherr) ſein Blut vergoſſen, wurde nun weithin verſendet, eine Kapelle darüber erbaut und ein Teich gegraben, um welchen ſich die Wallfahrer „mit dem ganzen Leibe wälzen und auf den Knieen herumhutſchen, um durch die Vermittlung des Heiligen gute Nahrung, Geſundheit und Kinder zu bekommen." Brito ſollte bereits kanoniſirt werden, als der Fall des Jeſuitenordens ſeinen Proceß in Rom unterbrach; ob er neuerdings, wie die Väter hofften, zu einem glücklichen Ende geführt wurde, iſt uns nicht bekannt.

Unter den Arbeitern in der Tamil-Miſſion darf aber einer nicht übergangen werden, deſſen Einfluß im guten wie im ſchlimmen Sinne bis auf dieſen Tag fortwirkt; es iſt der geniale Joſeph Conſtant Beſchi. Seine Arbeit fällt in eine ſpätere Zeit, als die des erſten proteſtantiſchen Miſſionars; wir erwähnen ſie aber ſchon jetzt, um mit ihr die Reihe der katholiſchen Miſſionare zu ſchließen. Geboren im venetianiſchen Caſtiglione (8. Nov. 1680) trat er, kaum achtzehnjährig, in den Jeſuitenorden, in deſſen Dienſte er 1710 nach ſeinem Wunſche der Madura-Miſſion zugewieſen wurde. Da wohnt er nun zuerſt in Kamanayakenpatti und Kaittaru als Dhairyanatha-Swami (Herr Kühnheitsfürſt) in flottem Aufzug bei armem Leben, und ſammelt um ſich eine Anzahl Heiden, meiſt von hoher Kaſte. Am Ende tauft er gar zwei der einflußreichſten Männer im Dienſte des dortigen Palayakaran (Baron), ein Wagniß, das es den Brahmanen nahe legte, allem ihrem Einfluß aufzubieten, um dem Chriſtenthum Hinderniſſe zu bereiten.

Dazu bot ſich ein willkommener Anlaß durch einen Pareian, der in einer der Seeſtädte etwas Portugieſiſch gelernt und darauf leichthin die Taufe erlangt hatte. (Die Väter klagen oft bitter über den Leichtſinn, mit welchem ſolche Vagabunden in den Städten der

Küſte der Kirche einverleibt wurden, zur Gefährdung des künſtlichen Baues der Miſſion im Innern des Landes). Dieſer Landſtreicher nun kleidete ſich als Fakir und kehrte nach Madura zurück mit einem Miſchmaſch aller Religionen im Kopf und einem Haufen Bücher unter dem Arm. Mit Heiden redete er heidniſch, mit Muſelmanen muhammedaniſch, mit Chriſten chriſtlich. In einem Wellalerdorf, Wabakenkulam, wußte er ſich bei dem Kſchatriya-Katecheten als ein reuiger Wellalerchriſt einzuſchmeicheln. Miſſionar Brandolini aber war wie vom Donner gerührt, als der h. Bettler ſein Tamilportugieſiſch vor ihm radebrechte und das Kreuzeszeichen machte, und empfieng ihn ſo kühl, daß der Schurke in der Nacht verſchwand.

Nun wechſelte er die Rolle und predigte mit ſeinen Büchern eine neue Miſchreligion in einer von Beſchi's Gemeinden. Dort wird er vom Katecheten als Betrüger entlarvt und geſchlagen. Er klagt bei Beſchi, der ihn zu beſchwichtigen ſucht; allein ſchon wird er auch von den Feinden der Miſſion bearbeitet und flieht in das nahe Lager der Armee des Padiſchah von Delhi, um die muſelmaniſchen Offiziere zur Rache gegen die Chriſten zu entflammen, die ihn, den muhammedaniſchen Fakir, mißhandelt haben. Den brahmaniſchen General gewinnt er durch eine glänzende Beſchreibung der Schätze, die Beſchi in der Kirche von Kurukalpatti verborgen habe. Die Kirche wird überfallen, während eben Beſchi die Krippe für die Weihnachtsfeier (1714) zurichtete, und Beſchi mit ſeinen Katecheten gefangen fortgeführt. Der Fakir aber machte ſich unſichtbar.

Die Katecheten konnten auch auf der Folter von den Schätzen in der Kirche nichts bekennen; ſo wurde Beſchi zum Tode verurtheilt und Kirche mit Pfarrhaus niedergeriſſen. Doch nun legten ſich zwei hochgeborne Chriſten ins Mittel und erwirkten durch einen Beutel Golds die Befreiung des Miſſionars, und Duldung und Frieden für die geängſteten Gemeinden. Natürlich aber war der europäiſche Urſprung der Miſſionare und ihre Verbindung mit Pondicherry für die jetzigen Machthaber, die Mogulſchen, kein Geheimniß mehr.

Im Jahr 1716 übernahm Beſchi die Leitung der Madura-Miſſion und wohnte ſodann lange in Elakuritſchi (eine Meile von Tandſchaur), wo er die Gunſt der Großen in hohem Maaße gewann. Ließ ſich nun die Nationalität nicht mehr verheimlichen, ſo konnte man ſie doch verzeihlich machen durch ein Eingehen in die Sprache und Gedankenwelt der Tamiler, welches auch den Höchſten

und Gelehrteſten Achtung einflößte. Und hierin hat Beſchi das Unglaubliche erreicht. Er ließ das Sanscrit bei Seite, mit welchem noch in Nobili's Zeit ſo viel auszurichten war, das auch noch bei ſeinen Nachfolgern für die eigentliche Mutter der drawidiſchen Dialekte galt, und hielt ſich an das reine Tamil der beſten eingeborenen Dichter. Dieſe wurden ihm ſofort Muſter für eigene Kompoſitionen, mit welchen er ihnen bald ſich ebenbürtig an die Seite ſtellte. Schon im Jahr 1726 verfaßte er das Tembāvani, „die Reihe ſüßer Lieder", eine evangeliſche Geſchichte nach indiſchem Geſchmack in 3615 Strophen. Da nun dieſe Lieder zwar gern geſungen, aber um der alten hohen Sprache willen — nach dortiger Art — von den Wenigſten verſtanden wurden, ließ er ſich von der höchſten Dichterhöhe herab, um einen Kommentar in leichteren Verſen zu ſchreiben; und weil auch dieſer noch für die Meiſten unerſteiglich war, verfaßte er eine proſaiſche Ueberſetzung, mit deren Hilfe nun das Ganze bewältigt werden konnte. Daß ein Fremder ſo etwas vermöge, konnten auch die Dichter und Gelehrten rein nicht begreifen. Ueberall wurde der Wira māmuniver, wie ſich der Dhairyanatha Swāmi nun nennen ließ, als ein neuer Prophet, ſichtlich inſpirirt von der Rede-Göttin, hochgefeiert, und auch Fürſten buhlten um ſeine Freundſchaft.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Beſchi damit der proteſtantiſchen Bibelüberſetzung, welche nun ſchon mehrere Jahre von Trankebar aus ins Innere gedrungen war und bei vielen Katholiken großes Intereſſe zu erregen begann, eine bedeutende Koncurrenz machte. Ziegenbalg hatte die katholiſche Miſſion in einem gewiſſen Verfall getroffen; wenn an der Küſte hin die portugieſiſchen Padres „wegen ihres ärgerlichen Lebens und ſchlechter Gemüthsverfaſſung" alle Achtung verſcherzt und nur geiſtloſe Nachbeter um ſich verſammelt hatten, ſo waren die Bekehrten im Innern von klugen Leitern über den Unterſchied chriſtlicher und heidniſcher Religion möglichſt im Dunkeln gelaſſen worden; einheimiſche Prieſter heranzuziehen, war bei dem beliebten Akkommodationsſyſtem als eine Unmöglichkeit erſchienen, ſo hatte man ſich begnügt, die Geſchickteſten zu Katecheten zu bilden, natürlich mit Ausſchluß jedes geſchichtlichen Unterrichts. Ja man fürchtete ſich ordentlich vor allem Leſen und Lernen; der Prieſter mußte die neugierigen Frager und Leſer niederhalten und ſuchte ſie lieber durch die Pracht der Feſte, durch „baalitiſche Aufzüge" d. h. geiſtliche Komödien, bei denen verkleidete Knaben die

Rolle der Tempeltänzerinnen übernahmen, durch Wagenfeste, in welchen Loyolas und Xaviers Bilder herumgeführt und mit Feuerwerk oder Kanonendonner begrüßt wurden, und andere Künste zu unterhalten, als daß er Wissensdurst geweckt und befriedigt hätte. Es gab kaum eine Predigt und keine Schule; nachdem etliche Legenden und Wundergeschichten in Umlauf gesetzt waren, ruhte die schriftliche Arbeit allenthalben. Im fernen spanischen Manilla war die einzige übrige Druckerei der Katholiken zu suchen.

Beschi hat wohl besser als irgend jemand erkannt, wie der Gefahr, welche der katholischen Kirche von Trankebar aus nahte, erfolgreich zu begegnen sei. Dem Geist mußte Geist, dem Wort ein besseres Wort entgegengesetzt werden. Eine Bibelübersetzung geben, schien ihm etwas wie Perlen vor die Säue werfen; aber biblischen Inhalt in eine anziehende, ungefährliche Form zu bringen, mußte man nun schon wagen. Und was hierin von Menschenkraft zu leisten ist, das hat Beschi geleistet.

Seine fruchtbare Feder ruht keinen Augenblick. Unerschöpflich in Gedanken, wenn auch nicht gerade in den tiefsten Gedanken, weiß er diese immer in die anmuthigste Form zu kleiden und beherrscht jede Sphäre der Sprache mit solcher Genialität, daß er auch Ausländisches dem Hindu wie das ursprünglichst Inländische erscheinen lassen und jede Klasse von Lesern befriedigen kann. Er wiederholt sich nie, immer neue Gedanken und Bilder quellen ihm aus Herz und Mund, er rührt, begeistert, spielt, schäckert mit allen Mitteln der Sprache ohne die geringste Anstrengung. So schrieb er denn die Legende der h. Katharina (Kitteriammal), die ihren abgehauenen lachenden Kopf in die Hände genommen und in dieser Stellung noch eine Rede an das Volk gehalten; schrieb Gedichte zu Ehren der h. Jungfrau und ihrer sieben Schmerzen; verfaßte ernste Meditationen und sehr beherzigenswerthe Vorschriften für Katecheten und Lehrer, aber auch die überaus komischen Abenteuer des Guru Paramärtha, eines selbsterfundenen weisen Narren, bei welchem man unter unauslöschlichem Lachen jede Form der gemeinen Sprache mit allen Seiten des tamilischen Lebens kennen lernen kann. Seiner Grammatiken und Wörterbücher, namentlich aber des Saturagarädi oder des „vierfachen ABC“ (ein Lexikon der Wortbedeutungen, Synonyme, Kategorieen und Reime) sei hier nur im Vorbeigehen mit der aufrichtigen Dankbarkeit eines vieljährigen Schülers gedacht.

Noch jetzt ist Beschi in dieser Seite seines Wirkens von keinem Missionar übertroffen oder auch nur erreicht worden, und das nicht allein auf tamilischem Gebiet, sondern in irgendwelcher indischen Sprache. Sein Einfluß dauert unvermindert fort, bei Protestanten vielleicht mehr als bei Katholiken, und es wäre jeder Mission zu wünschen, daß ein so leuchtendes Vorbild mehr Nachahmer fände.

Aber wir dürfen auch die Kehrseite nicht außer Acht lassen. Da wir nun schon einmal dem chronologischen Verlauf vorausgegriffen haben, so sei nur kurz erwähnt, daß Ziegenbalg in Trankebar, Madras u. s. w. wahrheitsliebende Katholiken anzog und festhielt und durch seine Bibelübersetzung einen nachhaltigen Einfluß zu üben fortfuhr, auch nachdem er (1719) seinen kurzen Lauf vollendet und noch ungeübten Nachfolgern sein Werk überlassen hatte. Dabei hatte man mit möglichster Vorsicht allem aufgeboten, die Römischen nicht zu reizen. Diese ihrerseits aber verhöhnten die Protestanten als eine verächtliche Sekte, die eine Pareier-Religion ins Land bringe, und bedienten sich aller Mittel der Kirche, sich dieser Feinde zu erwehren. Ums Jahr 1728 brach die Feindschaft in helle Flammen aus. Ein katholischer Pareien in Tandschaur, der junge Unteroffizier Rajanajaken, hatte vor etlichen Jahren bei einem Römer die vier Evangelien gefunden und war davon so hingerissen, daß er sie sich abschrieb. Seiner Bibelkenntniß vermochten die Katecheten nur Machtsprüche entgegenzuhalten; er wurde, nachdem alle Drohungen und Versprechungen fruchtlos geblieben waren, in den Bann gethan, trat zur evangelischen Kirche über und leistete fortan ausgezeichnete Dienste als Katechet in Mahadewipatnam und Tandschaur. Ihm trat Beschi mit einer Schrift entgegen, aus der wir die Art seiner Polemik lernen können. Der Gedankengang ist folgender.

### Die Art des Lutherschwarms.

In Form eines Briefs wird zuerst erwähnt, wie ein Pareien von Osten her ein Buch gebracht habe, in Goldpapier gebunden und niedlich gedruckt, so daß man sich versucht fand, mit Freunden auch den Inhalt zu besehen. Da bot nun wohl der Titel himmlische Seligkeit an, aber die Sprache erwies sich als ein so schreckliches Kauderwälsch, daß einem über dem Lesen der ersten Linie schon die Augen brannten, die Zunge vertrocknete und die Ohren barsten; man schaute sich an und brach in lautes Lachen aus. Wie zeigte sich da

die innere Fäulniß unter dem Hurenschmuck. Doch fragte sich nun, wer denn die Barbaren seien, die ein so schauerliches Tamil schreiben? Es sind das die Lutheraner in Tarangambadi (Trankebar). Allein was für eine Geburt (Kaste) sind sie denn? Ließe sich das nicht genauer beschreiben?

Darauf will ich antworten und die Art dieser Sekte schildern. Weil ich aber fürchte, man könnte meine Worte für das Urtheil eines Feindes halten, will ich aus mir selbst nichts sagen, sondern einzig und allein den großen „Gnadenvater" (Johannes) reden lassen.

Dieser, der das Künftige wie Vergangenes schaute, hat das Gericht, das über die Welt kommt, in sieben Posaunen beschrieben. Auch die Lutheraner glauben, daß die vier ersten Posaunen jene großen Ketzereien bedeuten, die seit der Apostel Tagen die Kirche Christi bedrängt haben: die Ebioniten, Gnostiker, Arianer und Pelagianer. Ebenso zweifeln sie nicht, daß in der sechsten Posaune der Antichrist, in der siebenten das Weltende angekündigt sei. So muß doch wohl der fünfte Posaunenschall das fünfte Gericht enthalten, das nach jenen vier Ketzereien eintritt und dem sechsten, dem Antichrist, den Weg bereitet. Das nun kann nur der Lutherschwarm sein. Lesen wir Offenb. 9, so wird uns die Art dieser Kaste von selbst deutlich werden.

Es folgt eine poetische Uebersetzung der fünften Posaune, in Prosa wiederholt.

Wer anders kann der gefallene Stern sein, als Luther, der jung zum Mönch und Priester geworden, sich bedeutenden Himmelsglanz erwarb, dann aber seine Büßerkraft verlor, indem seine Enthaltsamkeit in böse Lust, seine Liebe in Haß umschlug. Er verlangte nach Geld, Weib und Kindern und gab dafür den Herrn Sesu (Gesu) auf.

Den Schlüssel des Abgrunds erhielt er, wie der HErr den Apostelfürsten, den h. „Steinvater" (Petrus) sammt den h. Päpsten mit der Gabe des himmlischen Schlüssels beehrt hat, als des Teufels Apostelfürst von diesem geschenkt. Er schließt damit den Abgrund auf, und welch ein dicker Rauch verfinstert plötzlich Sonne und Luft! Alles war bis dahin in schönster Ordnung, Eine Lehre und Ein Gesetz, Eine Sprache auf allen Zungen, Ein Licht in allen Herzen. Sobald Luther mit seiner Lügenlehre den Abgrund aufgeschlossen, gerieth Alles in Verwirrung. Er und seine Nachfolger statuirten

heute, was sie morgen verwarfen, bis man an allem Glauben irre wurde. Hat doch Luther in seinem Kommentar zu des h. „Kleinvaters“ Epistel an die Galasier und in der ersten Taufpredigt sich nicht gescheut zu schreiben, „der Herr Sesu sei der ärgste, ja einzige Sünder, ein Lügner, Empörer, Gotteslästerer, Schriftverderber, ja der Teufel selbst.“ Vorher wußte man, was das Wort im Abendmahl „dies ist mein Leib“ bedeute, jetzt haben die Ketzer dies Eine Wort schon durch 200 Deutungen verfinstert. So nun ist ihnen und durch sie auch die übrige Schrift verdunkelt worden.

Die Heuschrecken, welche aus diesem Rauch entstehen, sind also sicherlich die Lutheraner. Würde ich sie zu einer Rauchgeburt machen und mit Heuschrecken vergleichen, so möchte man lachen; wer aber den Worten des Gnadenvaters nachdenkt, wird die Vergleichung über Erwarten treffend finden. Heuschrecken sind nämlich Thierchen, die ganz aus Bauch bestehen; sie können daher weder ordentlich gehen noch fliegen, flattern wohl immer auf, fallen aber vermöge der Schwere des Bauchs bald wieder zur Erde. Die Lutheraner nun sorgen vor allem für ihren Bauch, haben also keine Fasttage, essen und trinken maßlos und können sich nicht zur biblischen Enthaltsamkeit erheben. Freilich schwingen sie manchmal die Flügel mit großem Anlauf zu geistlicher Lehre; allein es reicht nicht weit, die Bauchlust zieht sie rasch zu Boden. So zeigen die Lutheraner in Trankebar ein starkes Verlangen, das Heidenthum zu bekämpfen und die Wahrheit zu verbreiten; sie drucken mit großem Aufwand einen Gerechtigkeitswandel, einen wahren Weda, einen Himmelsweg, das lautere Evangelium, und vertheilen es so fleißig, daß wir ihnen schon einen hochgeistlichen Flug zutrauen könnten. Allein da sie Heuschrecken sind, werden wir sie wohl bald wieder auf die Nase fallen sehen. Verbieten sie doch schon in jenen Büchern das Fasten und jedes gute Werk, sehen keinen Nutzen im Almosen, erklären die Ehelosigkeit für eine Sünde und erlauben auch die leibliche Schwester zum Weibe zu nehmen, alles im Namen der Bibel: da sehen wir sie ja schon wieder im Dreck liegen.

Anarchie aber gehört zum eigentlichen Wesen dieses Schwarms. „Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen“ (Spr. 30, 27). Wie auch immer der Lutheraner Haufe wachse, sie wandeln, Keinem gehorchend, jeder wie er seine Pflicht versteht, und halten für die Sünde der Sünden, dem vom Stein-

vater an auf die h. Päpste übergegangenen Kirchenregiment sich zu unterwerfen. Findet sich doch sonst kein Haus mit drei Personen, kein Dorf mit drei Häusern, kein Land mit drei Dörfern, das ohne Haupt bestände! Nur Heuschrecken und Lutheranern ist das möglich; ein neuer Beweis, daß Beider Natur im Grunde Eine ist.

Männerantlitz (oder -Mund) und Weiberhaar verstehen sich nicht so leicht; man sehe aber nach Trankebar, so wirds deutlich. Wie feingeschmücktes Weiberhaar präsentirt sich jenes reizende Büchlein in Goldpapier, und wie männlich redet es Weisheitsworte vom lauteren Evangelium, vom sicheren Weg zu ewigem Glück. So auch strahlt ihr Antlitz vor Liebe, wenn jemand sie besucht; gleich bieten sie zu essen und zu trinken an und lassen Geld regnen. Siehe da, Männerantlitz und Weiberhaare.

Warum aber gerade Haare? Warum nicht schlanker Wuchs, spielendes Auge und sonstige Weiberreize? Verstehe wohl: die andern Reize lassen sich nicht künstlich machen, ein Plumpfuß z. B. wird einmal keine niedliche Ferse u. s. w. Aber zu schwach gerathenes Haar läßt sich durch künstliche Zuthat wunderbar verschönern. Das ist also die heuchlerische Anmuth, mit der sie dich locken. Dein Freund, der Hawaldar Sankrosi*) hat sie ja besucht, da zeigten sie ihm Haus und Zimmer, und nirgends eine Spur von Weibern, — am Ende sind's doch rechte Büßer! Doch nach einigen Tagen verkündigt die Hochzeittrommel, wie aus dem alten Büßer ein junger Bräutigam wird, und zwar mit einer schon zweimal ehlich Gewordenen (wenn nicht gar: zweimal Geschiedenen)!

Nach all dem anziehenden Weisheits- und Liebesgerede warnt uns der Skorpionenstachel. Sie fordern zu guten Werken auf. Frägst du, was solche nützen? flugs biegen sie den Schwanz, zeigen den Stachel und vertreiben dir die Lust zu guten Werken mit ihrer „Nutzlosigkeit". Oder heißt es: Weine und bereue deine Sünde! Du thust es redlich und möchtest sie auch abbüßen. Aber nein! Das wäre nur Sünde, nachdem Christus sie durch sein Leiden bereits abgebüßt hat. Sie befehlen: Respekt vor den Großen! und verbieten dir die Mutter Christi zu ehren, als wäre sie wie andere Weiber Mutter geworden. Jedermann sollst du wohlthun! an deine verstorbenen Eltern aber sollst du nicht einmal mehr denken. Ihre Büch-

*) Ein heidnischer Oberbeamter.

lein drängen sie auch den Unwilligen auf; wenn aber jemand ihrem Netz entrinnt, fordern sie alles Empfangene heraus, stecken ihn ins Gefängniß und plagen ihn. Lug und Trug verbieten sie; wo sie aber einen Betrüger und falschen Zeugen auffangen können, nehmen sie ihn auf und machen ihn zum Katecheten. Siehst du wohl den tödtlich verwundenden Giftstachel?

Die Löwenzähne bezeichnen ihren bittern Haß gegen alles Hohe. Die Himmelsbewohner sollen blind sein gegen unsere Nöthen, taub gegen unsre Bitten; auch Propheten und Apostel sollen gefehlt haben. So beißen sie wüthend nach den Allerhöchsten und verehren nur demüthig den Fuß jedes Herrschers, der sich ihnen auf den Kopf stellt. Das Eine Kirchenhaupt heißen sie den Antichrist, die h. Mönche Heuchler, die gelehrtesten Doctoren eine Heerde von Eseln, die h. Kirche eine Hure. Mit allen diesen Lügen, die sie gegen die h. Kirche ausstreuen, zeigen sie ja den lebentödtenden, leichenfressenden, von Aas und Moder stinkenden Löwenzahn.

Der eiserne Panzer bedeutet ihre Verstockung gegen die allerklarsten Beweise, wie sie jedem Ketzer eigen ist, doch am meisten die Lutheraner auszeichnet, als welche das sichere Gefühl in sich tragen: Wir haben uns verirrt! nur daß ihr Stolz ihnen nicht zuläßt, es auszusprechen. Lieber fahren sie zur Hölle. Mußte doch Luther selbst schriftlich bekennen, seine Lehre tauge wohl für diese Erde, führe aber nicht in den Himmel, und das volle Heil finde sich nur in der römischen Kirche.

Die Goldkrone bezeichnet eben jenen Stolz, der ihrer Hartnäckigkeit zu Grunde liegt. Wo fände sich auch ein Maßstab, um Luthers Hochmuth zu messen, der sich selbst den größten Lehrer der Kirche seit der Apostel Tagen nennt? Er hat freilich schöne Geheimnisse geoffenbart, tröstlich für jedermann; daß man z. B. die Schwester heirathen dürfe, haben selbst die Apostel nicht gewußt.*) Wie stolz steht er da, der Wurm, wo er sich erfrecht, den Statthalter Christi, den zehnten Löwenkönig (Leo X) zu verfluchen. Das setzen die Lutheraner fort, eignen sich Tausende der schönsten Namen zu, wie Propheten, Evangelisten, Bibelmänner, Glaubenslichtserneuerer, und setzen sich eben damit selbst die Goldkrone auf.

*) Diese wiederholte Lästerung — man wird es kaum glauben — bezieht sich einzig und allein auf die wörtliche Uebersetzung von 1 Cor. 9, 5 in der Trankebarbibel.

Zum Kriege bereiten Roſſen gleichen ſie durch ihre unbändige Streitluſt. Nach Trient zum Concil geladen, ſchrieb Luther: Ja, ich will erſcheinen mit 20,000 Fußgängern und 5000 Pferden, und hoffe damit meine Anſicht durchzuſetzen. So hat ſie denn ihr Kaiſer für ihren Ungehorſam ſtrafen müſſen. Aehnlich haben ſich die Lutheraner Trankebars in unſern Tagen gezeigt, indem ſie ſich ins Land einſchleichen, dann eine Burg umringen und Kanonen aufpflanzen ꝛc. Wir Römer ſind ſchon lange im Lande und haben viele Hunderttauſende bekehrt.*) Die Lutheraner aber können keine vier Tage darin weilen, ohne Kriege zu veranlaſſen, durch die das Königsſcepter erſchüttert und das Landeswohl vernichtet wird.

Dem Wagengeraſſel des Schlachtfelds gleicht darum das Raſſeln ihrer Flügel, wenn ſie ſie vor Freude ſchwingen. Das Einherbrauſen dieſer hölliſchen Heuſchrecken durfte nicht mit dem ſo wohlthätigen Wolkendonner verglichen werden, ſondern nur mit dem Getöſe einer Vernichtungsſchlacht. Wie bricht doch Luther in einen Freudenſchrei aus, als einige ſeiner Anhänger anno 1523 ſieben heilige Nonnen raubten und verderbten! Und als der Papſt den elenden König von England verfluchte, weil er ſeine Gattin verſtieß und ſein Kebsweib ehlichte, wie haben da die Lutheraner gejubelt und mit den Flügeln geraſſelt, ſind in die Inſel eingedrungen und haben ſie gänzlich verſtört!

Zum König über ſich haben ſie ja den Abaddon, den Verderber. Je mehr ſie ſich eines ſichtbaren Königs für ihre Religion erwehren, um ſo ſicherer bekommen ſie einen unſichtbaren, den Teufel. Dieſer iſt nämlich, wie ſchon der h. Hiob ſchreibt, „ein König über alle Stolzen“, und Luther ſelbſt geſteht, er habe ſich den Teufel zum Lehrer geſetzt. Apollyon, Verderber aber heißt ihr Fürſt, indem die früheren Ketzer nur an einem oder zwei Geſetzen rüttelten; die Lutheraner aber ſich von ihm gebrauchen laſſen, die ganze Kirche und alle Religion mit der Wurzel auszureißen und zu verderben.

Jedoch was im Innern grün und friſch iſt, und wäre es nur Gras, dürfen ſie nicht beleidigen; nur über verbrannte Herzen haben ſie Gewalt. Siehſt du doch, welcherlei Anhänger ſie in Trankebar finden: es ſind nur Leute, die ihre Gattinnen aufgegeben haben, um Sklavinnen zu halten, die ihre Eltern ſchmähten und ſchlugen,

*) Zu Europäern hat Beſchi nur von Einem Hunderttauſend geredet.

Ehebrecher, Diebe, Säufer, der Kaste Verluſtige, wegen loſen Wandels Excommunicirte. Noch hat kein ehrlicher Römer ſich an ſie angeſchloſſen. Die beſte Arznei gegen Luthers Gift iſt alſo augenſcheinlich ein ehrbarer Wandel; wer noch gute Werke liebt und ſich vor ſchlechten ſcheut, braucht ſich vor ihren Netzen nicht zu fürchten. Das Siegel Gottes an den Stirnen, das h. Kreuzeszeichen, das ſie als Aberglauben verwerfen, zeigt deutlich, wer allein dieſem fünften Gericht verfallen kann.

Obſchon nun ich nicht behaupten möchte, daß der h. Gnadenvater mit ſeinen geheimnißvollen Bildern gerade dieß geſagt haben will, kann ich doch nachweiſen, daß viele Gelehrte es ebenſo gefunden haben, und zweifle darum nicht, daß die Wahrſcheinlichkeit dieſer Erklärung jedem Vorurtheilsfreien einleuchten wird. Man vergleiche das Geſagte mit ihren gedruckten Büchern. Sollte ſich nun jemand wundern, warum doch die Lutheraner ſo klare Dinge nicht ſelbſt einſehen, der bedenke, daß ſie ein dem Höllenrauch entſprungenes Geſchlecht ſind. Wer in einer rauchigen Kammer eingeſchloſſen iſt, ſieht nicht, wie draußen es einem ſo wohl wird; ebenſo ſchwer wird es den Lutheranern, die Ruchloſigkeit ihrer Religion und die ſchöne Ordnung der römiſchen Kirche zu erkennen. Träten ſie aus dem Rauche heraus, ſo würden ſie ſich ſchämen und die Wahrheit ſich bald gefallen laſſen. Habe darum Mitleid mit den vom Rauch Geblendeten und bitte den HErrn für ſie, daß ſie aus dem ſie verwirrenden finſtern Rauch heraustreten und im Lichte des HErrn geſunden.

Du wirſt nun erkennen, was du von mir wiſſen wollteſt, was der Luther iſt und von welcherlei Geburt und Art die Lutheraner ſind. Damit ſolche rauchgeborene Heuſchrecken deinen Acker nicht abfreſſen, ſei vorſichtig und ruhe nicht, deiner Pflanzung Glaubensfriſche und Liebesſaft zu erhalten.

---

Nur beiläufig ſei bemerkt, daß dieſe Schrift noch immer, z. B. im Jahr 1850 „mit Genehmigung von Biſchof Bonand und Erlaubniß von Rom“ in Pondicherry unverändert gedruckt und weithin verbreitet wird. Die gleiche Ehre widerfährt Beſchis übrigen polemiſchen Schriften, welche mit derſelben unſkrupulöſen Kunſt und Bitterkeit, wenn auch in ernſterem Style, abgefaßt ſind.

Obgleich er sich jedoch den Anschein gibt, solche Gegner, wie die armen Deutschen waren, zu verachten, ist es ihm damit nur gar nicht ernst. Seinem General schrieb er im Jahr 1731: „Eine sehr bedenkliche Gefahr bedroht diese Mission von Seite der Lutheraner, die von hölliſchem Grimm beseelt um die Heerde her laufen, zu suchen, wen sie verschlingen können. Da alle menschenmöglichen Mittel uns gegen solche Feinde nicht schützen könnten, suchen wir unsere Hilfe in dem allmächtigen Schutz der h. Jungfrau, die wir als Zufluchtsmutter anflehen." Er beschwört daher Seine Vaterschaft, vom Papste zu erlangen, daß er ein Fest zu Ehren der Zufluchtsmutter bestätigen wolle, das bereits mit des Bischofs Vollmacht am dritten Sonntag nach Ostern in Elakuritschi, dem bedrohten Schlüssel der Mission, gefeiert werde. Voller Ablaß sollte allen Christen gewährt werden, die während der acht Festtage um die Befreiung der Mission von den sie bedrohenden Ketzereien beten.

Die h. Jungfrau soll nun auch dem in sie gesetzten Vertrauen entsprochen haben; denn nach einigen Jahren konnte Beschi berichten, die Ketzer seien mit Scham bedeckt und wagen nicht mehr, sich zu zeigen oder auch nur die gegen sie erlassenen Schriften zu beantworten.

Es ist wahr, die Bewegung gerieth zunächst wiederholt ins Stocken; jedoch weniger durch die Vermittlung der h. Jungfrau, als durch die angewendeten „menschenmöglichen" Mittel. Die gewissenlose Polemik war nur Eines derselben; und das wollte bei den neugierigen disputirlustigen Tamilern nicht nach Wunsche verfangen. Die schmucklose, noch ungelenke Bibelübersetzung konnte sich freilich nicht mit Beschis Versen messen, aber sie ließ sich viel leichter lesen und verstehen, und zwar ohne Kommentar. Die Nachfrage nach ihr wurde durch die maaßlosen Angriffe nur vermehrt, und Rajanajaken war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen; seine Familie, viele Freunde und Feinde forschten weiter, manche traten über, andere plagten die Priester mit unbequemen Fragen.

Da ließ Beschi durch seine Katecheten die Leute aus 18 Dorfschaften zu sich berufen und wies sie an, das Haus des Abgefallenen in der Vorstadt von Tandschaur zu stürmen und niederzureißen. Als die heidnischen Einwohner der Vorstadt das verhinderten, wurden sie bedroht, mit dem Auswürfling nicht mehr zu reden, die Katholiken aber angewiesen, ihn, wo er sich sehen ließe, mit Schlägen fortzu-

treiben, und die bestochene Obrigkeit veranlaßt, ihm sein Familiengut vorzuenthalten. Auf jenem großen Feste der Zufluchtsmutter wurden dann die Namen Rajanajakens und seiner Anhänger auf Palmblätter geschrieben und diese öffentlich verbrannt, worauf die Asche gleich einer Leiche unter vielem Klagen und Heulen hinausgetragen wurde. Ein Wunder für die Wallfahrer wars dann, bei der Rückkehr die Verbrannten noch am Leben zu finden! Rajanajaken fuhr fort, mit Kraft und Einfalt das Wort zu verkündigen und selbst gute Katholiken ärgerten sich darüber, wie ihre Priester jetzt so flink mit Bannen und Fluchen umgiengen, nachdem sie vorhin Solches als heidnische Griffe bezeichnet hatten.

In einem Ueberfall (13. März 1731) wurden sodann Rajanajakens beide Brüder verwundet, der alte Vater aber, der seinen jüngsten Sohn aus der Mörder Händen retten wollte, mit vielen Stößen niedergeschmettert, so daß er nach zwei Stunden mit dem Seufzer en pitäve (mein Vater!) den Geist aufgab. „Es ist ein fataler Charakter der römischen Kirche, daß sie gar nicht ablassen kann, sich mit Christenblut zu beflecken, und durch ihr fortwährendes Morden sich so eifrig bemühen muß, das Maaß ihrer Väter zu erfüllen."

Für diesen Mord ist zweifelsohne Beschi mit verantwortlich; der römische Pöbel bekannte offen, daß die Priester denjenigen zum Voraus ihren Segen ertheilt hätten, die sich um die Ausrottung der Ketzer wohlverdient machen würden. In der folgenden Karwoche wurden die Katecheten Rajanajaken und Josua von derselben Rotte verfolgt und mußten, von der bestochenen Obrigkeit geradezu preisgegeben, sich hin und wieder verbergen. Am 5. April waren sie daran, gerade hingerichtet zu werden, wenn ihre Weiber in der äußersten Noth nicht noch die Wache des Prinzen Anna Saheb zu Hilfe gerufen hätten. Das also waren die „menschenmöglichen" Mittel, welche vorerst die Bewegung im Tandschaur Gebiete zum Stillstand brachten. Im weiteren Fortgang aber zeigte sich, daß eben diese Verfolgungen allerwärts Viele erweckten, sich über die Verschiedenheit der beiden Kirchen durch Lesen der h. Schrift gründlicher zu belehren; und die bestgesinnten Katholiken verabscheuten die verübten Greuel. Uebrigens währte die Luft an denselben ununterbrochen fort. Im August 1732 stiegen zwei Meuchelmörder Nachts in Rajanajakens Haus und stießen mit dem Spieß nach dem Kopf eines im Hofe

schlafenden; ein anderer Katechet Aaron entrann mit Mühe einem Ueberfall von Bewaffneten. Diese einfachen Lehrer fanden daher „im Tandschaurschen ihre Stege mit Dornen verzäunt", und mußten sich auf die stille Arbeit an Einzelnen beschränken. Vor allem öffentlichen Disputiren aber waren sie von den Missionaren schon anfänglich aufs entschiedenste gewarnt worden.

Ein schöne Gelegenheit, christliche Rache zu nehmen, bot sich den Missionaren Trankebars im Jahr 1733, da der dortige römische Katechet, Xaver-ayan, der die Evangelischen bis auf den Tod verfolgt hatte, an der Schwindsucht erkrankte, und endlich die Dienste des Missionsarztes sich erbat. Er lernte vor seinem Tode noch die bitter Gehaßten als „seine größten Wohlthäter im Geistlichen und Leiblichen" erkennen, und verbat sich sterbend alle Seelenmessen. Beschi aber dankte den Deutschen für die seinem Katecheten erzeigte Gutthat in einem Schreiben, das ihnen „von dem gemeinschaftlichen Herrn, welcher den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißen", viele Gnade anwünschte. Die Missionare ergriffen diesen Anlaß, um ihm wegen der Bedrückung der Christen auf dem Lande freundliche Vorstellung zu thun, konnten aber nicht erlangen, daß er ihnen durch seine Leute auch nur „das allen Völkern gemeine Recht" hätte angedeihen lassen. Rajanajakan erfuhr noch in später Zeit von den Römischen, die den Verkehr mit ihm nicht abbrechen mochten, Beschi habe seinen Christen Befehl gegeben, ihn todt zu schlagen, wo man ihn fände. Daher blieb es den Missionaren ein wahres Wunder, wenn dieser muthige und begabte Mann eines natürlichen Todes sterben sollte. Uneingeschüchtert machte er unter Römern und Heiden viele Bekehrte, und gewann z. B. 1744 selbst den Katecheten von Elakuritschi in nächtlichen Unterredungen; auch verfaßte er eine Leidensgeschichte des HErrn in Versen. Er durfte, nach einem tiefen Fall — der nicht durch äußere Nachstellungen, sondern durch Selbstüberhebung und Trunksucht hervorgerufen wurde — glücklich wieder zurecht gebracht, im Frieden seinen Lauf vollenden.

Alle diese Kämpfe der Lutheraner mit Beschi verhinderten nicht die Anerkennung, die das überlegene Sprachtalent des genialen Italieners verdiente. Die Trankebarer waren es, die zuerst (1739) seine lateinisch-tamilische Sprachlehre druckten, vermehrt durch einen werthvollen Anhang von Miss. Walther. Auch Beschi's Kritik der Bibelübersetzung diente als ein nützlicher Sporn zu neuen An-

ſtrengungen; man erkannte immer deutlicher die Mängel des erſten Verſuchs, bemühte ſich, einen gedrängteren Styl zu ſchreiben und Barbarismen (wie das portugieſiſche Ispiritu santu für „h. Geiſt") auszumerzen, und ſtrebte nach möglichſter Reinheit der Sprache, ohne die Verſtändlichkeit zu opfern.

---

Wenn dann von den lutheriſchen Miſſionaren weiter berichtet wird, die römiſchen Miſſionare ſuchen immermehr gewiſſe heidniſche Ceremonien abzuſchaffen, ſo wird wohl auch dabei einige Rückſicht auf die um ſich greifenden Nebenbuhler und den Eingang, den ſie bei den leſeluſtigen Tamilern fanden, mitgewirkt haben. Der Hauptgrund aber lag in dem veränderten Verhalten des römiſchen Stuhls. Seit der päpſtliche Viſitator (ſpäter Kardinal) Tournon im Jahr 1704 nach Pondicherry gekommen war und die Akkommodationen der Jeſuiten verurtheilt hatte, war ein vieljähriger Streit entbrannt, der die katholiſchen Miſſionen entzweite und die Sicherheit der vielgerühmten Autorität der Kirche gründlich erſchütterte. Der Erzbiſchof von Goa verbot, die Gerichtsbarkeit des Kardinals irgend anzuerkennen; der Papſt, der dieſe aufrechthalten mußte, erlaubte doch (1708) ſeine Beſchlüſſe zu umgehen, wenn es die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erfordern ſollte. Die Jeſuiten erſchöpften ſich nun in Anſtrengungen und Subtilitäten, um den drohenden Einſturz des künſtlichen Baus aufzuhalten. Umſonſt, es ergieng 1734 die Bulle Klemens XII, welche abſoluten Gehorſam forderte, und ihr folgte ſchon 1739 das ſtrengere Breve, welches die Miſſionare beſchuldigte, ſie widerſetzen ſich jener Bulle oder ſuchen ſich ihren Beſtimmungen zu entziehen. Der General des Ordens begleitete es mit einem Schreiben, das vollen und raſchen Gehorſam verlangte, den Widerſtrebenden aber alsbaldige Rückkehr nach Europa gebot. So wurde denn am Weihnachtsfeſt 1741 in allen Kirchen der katholiſchen Miſſion verkündigt, daß die heidniſchen Ceremonien abgeſchafft ſeien. Die Wenigſten aber aus den Kaſtenchriſten wollten ſich dazu bequemen, ſie warfen alle Schuld der Aenderung auf die Katecheten oder auf deren nächſten Vorgeſetzten, den Miſſionar, und es entſtand eine greuliche Verwirrung, welche durch die noch nachdrücklichere Bulle Benedikts XIV (Oktober 1744) nur geſteigert, bis zu der Ab-

schaffung des Ordens fortdauerte, die meisten Gemeinden zerspaltete und überall Rückschritte und Abfälle zur Folge hatte.*) —

Bei dieser ungünstigen Zeitströmung half es wenig, daß Beschi in seinem Theile immer größeren Anstrengungen aufbot, die heidnischen Gelehrten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und die Gunst der Großen zu erwerben. Es war ein wechselvolles Leben, das er führte. Bald sehen wir ihn zu Pferde, oder lieber im Palankin auf der Tigerhaut liegend, begleitet von seinen Schülern, die während des Marsches auf Palmblätter schreiben, was er diktirt; bald zieht er in der elfenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulsche Nawab geschenkt, von Herolden, Paraderossen und ungeheurem Troß umringt, zu diesem Statthalter nach Welur, oder zu seinem Schwiegersohn

*) Einige Andeutungen mögen den weitern Verlauf skizziren!

Schon im Jahr 1726 sind etliche der Missionare (Bourzes) so entmuthigt, daß sie den Ruin der Missionen, die nur noch acht Priester haben, voraussehen; 1746 meint ihr Superior, Coeurdoux, es wäre an der Zeit, daß sie, die Jesuiten, die Mission aufgäben; solle dieselbe einmal durchaus ruinirt werden, so möge es in anderen Händen geschehen; am besten ahme man die Mutter nach, über deren Kind Salomo zu Gericht gesessen. Man versuchte im selben Jahre besondere Pareia Missionare zu machen, fand sich auch genöthigt, einen besonderen Superior für sie zu ernennen; aber dann verlangten die Christen höherer Kaste (1750), daß keiner dieser Priester je ihr Haus betrete ꝛc., und warfen alle aus der Kaste, die bei solchen Missionaren communicirten. P. Lichetta schrieb: „Seit zwölf Jahren leben wir in stetem Krieg mit unseren Christen; es ist ein allgemeiner Brand, der die Gemeinden verzehren wird, denn ihre Bräuche geben sie einmal nicht auf. Sie halten die Missionare für ihre Quäler, und ihre Empörung wird von den Goa-Priestern unterstützt, als welche überall behaupten, päpstliche Befehle, die von der Krone Portugal nicht genehmigt seien, gelten in Indien nichts. Und während dieser Zeit behandelt man uns in Rom als Rebellen gegen dieselben Befehle! Der HErr sehe drein und richte!“ Nachdem von etwa 100,000 Bekehrten (wie Beschi die Zahl angibt) die Hälfte abgefallen war, hörten 1755 die Geldsendungen von Europa auf, die zwei Bischöfe Malabars lebten zuletzt von Almosen; 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal verbannt, in Goa aber wurden ihrer 127 am 2. December 1759, trotz der Protestation des Kapitäns, auf ein Schifflein gepackt, um nach Lissabon gebracht und in elende Gefängnisse gesteckt zu werden, aus welchen nach 18 langen Jahren noch 44 überlebende Greise hervorgiengen, um im Ausland ein Stück Brod zu suchen. 1773 hatte der Orden aufgehört. Ueber die indischen Christen aber fällt der deutsche Carmelite P. Paulinus (1774—88) das Urtheil: Malabarenses Christiani simulatores (superbi) et astuti, Tamulenses fallaces, perfidi et superstitioni dediti, Bengalini rudes et ignavi, invidi et lucro intenti.

und General, Tschanda Saheb, nach Tirutschirapalli, um mit ihnen in höfischem Parsi oder tadellosem Hindustani zu verkehren; bald besuchte er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer am Kolladam, dem nördlichen Arm der Kaweri, und zieht ihre Einkünfte ein. Oder aber liegt er einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten im geistigen Wettkampf, mit dessen Schluß der Besiegte sich dem Sieger zur Verfügung stellen muß. Beschi gewinnt und sechs Büßer lassen sich taufen, während den andern wenigstens die gewaltige Haarlast zum erstenmale abgeschnitten und als Trophäe in der nächsten Kirche aufgehängt wird. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisirt einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stechend und beißend, daß er darüber fast das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Räthsel auf oder streitet sich mit bloßer Zeichensprache herum, bis auch die geübtesten Kämpfer sich überwunden geben. Natürlich hat schon bei seinen Lebzeiten, und noch mehr nach seinem Tode, die dichtende Sage sich an seinen Namen geheftet, so daß es jetzt kaum mehr möglich ist, den vielseitigen Mann richtig zu beurtheilen. Als ein bedeutendes Geschenk der christlichen Civilisation an das Tamilvolk steht er aber schon darum vor uns da, weil er wie kein anderer Europäer im Pantheon der Tamil-Weisen seinen Sitz eingenommen hat.

Durch seine schlechtberechnete Freundschaft mit der nun rasch zerfallenden muhammedanischen Macht hatte er übrigens der Mission im weiteren Verlauf mehr geschadet als genützt. Ein Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahr 1740 vertrieb ihn sammt allen übrigen Missionaren aus der liebgewonnenen Kaweri-Ebene. Er mußte sich in den äußersten Süden zurückziehen, und endete seinen Lauf als Rektor in Manapadu auf der Fischerküste, wie es scheint im Jahr 1746, im Geruch einer außerordentlichen Büßerheiligkeit. Ob das blutige Bild des gemordeten Pareia-Greisen ihm je störend vor die Seele trat? Wir wissen es nicht. Aber darüber hat die Geschichte gerichtet, daß auch die höchste Begabung der Werkzeuge einer Mission, wie die jesuitische in Madura war, keine feste Dauer zu sichern vermag.

(Fortsetzung folgt.)

# Madagaskar.

(Fortsetzung.)

## 4. Radama's Hinken.

„Je länger mein Verkehr mit dem König dauerte, desto geringer wurde meine Hoffnung, in Bälde eine durchgreifende Wirkung des Evangeliums auf ihn zu sehen; doch fehlte es auch nicht ganz an Ermuthigungen. So leicht er der Versuchung zum Trunke unterlag, bewies er in andern Punkten zuweilen große Festigkeit. Wie mir Augenzeugen berichteten, waren zwei Sonntage nach einander die Franzosen Nachmittags zu ihm gekommen, um ihn zum Tanzen aufzufordern, und zwei katholische Priester hatten ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er selbst sich immer zu den Protestanten halte und seine Unterthanen zu ihnen weise, während er nie den katholischen Gottesdienst besuche. Sie hatten ihm sogar Gottes Mißfallen darüber angekündigt und gedroht, er werde bald sein Königreich verlieren. Der König soll aber jeden Vorschlag zum Tanz zurückgewiesen und den Priestern entgegnet haben, er schicke niemand zu den Protestanten, sondern lasse Jeden den Gottesdienst besuchen, der ihm der liebste sei, wie er es für seine eigene Person auch halte. Darauf habe er die Franzosen eingeladen, ihn zu begleiten, was sie natürlich abschlugen. An diesen beiden Sonntagen fand ich ihn und die Mehrzahl der Anwesenden gerade besonders aufmerksam. Wenn die Priester es für recht hielten, den Versuch zu machen, den König von unsern Gottesdiensten abzuhalten und ihn zu überreden, lieber die ihren zu besuchen und dieselben auch Andern zu empfehlen, so table ich sie nicht, beschwere mich auch nicht, sondern möchte mit Erwähnung dieser Thatsache nur einen Blick in einige Schwierigkeiten meiner Lage ermöglichen.

„Es ist behauptet worden, obgleich Radama sich während des Gottesdienstes andächtig benommen habe, habe er doch nachher unter seinen Genossen die Sprache, das Benehmen oder die Erklärungen des Predigers ins Lächerliche gezogen. Daß dieß unter dem Einfluß seiner lustigen Gesellschaft zuweilen geschehen sein mag, ist nicht zu

verwundern. Die Aufmerksamkeit jedoch, die er gezeigt hatte, der Ernst, mit dem er bei nachherigen Gesprächen auf die behandelten Gegenstände zurückkam, und das Zeugniß Solcher, die häufig, wenn nicht beständig in seiner Umgebung waren, erlaubten mir nicht zu glauben, daß dem immer so sei, oder darin einen Grund zu sehen, meine Bemühungen um sein geistliches Wohl aufzugeben. Im Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen fühlte ich vielmehr, daß keine noch so großen Enttäuschungen mich rechtfertigen könnten, wenn ich in meinem Eifer nachließe, und daß die scheinbar wachsenden Hindernisse mich nur zu um so größeren Anstrengungen spornen sollten, ihn wo möglich vor dem traurigen Ende zu retten, dem die betretene Bahn ihn unaufhaltsam entgegenzuführen schien.

„So fuhr ich also fort, dem König fast täglich eine Stunde zu widmen. Nie bemerkte ich das leiseste Zeichen, daß meine Besuche ihm unwillkommen seien, sondern vielmehr das Gegentheil. Ich verhehlte ihm nie meine Betrübniß über seine ungeordnete Lebensweise, so weit mir dieselbe bekannt war, noch verschwieg ich ihm das Mißfallen Gottes an jeder Art von Sünde. Wenn er zuweilen den Gedanken äußerte, ein Christ zu werden, erwiederte ich ihm, er wisse aus der Bibel, daß ehe das geschehen könne, er Vieles lassen müsse, dem er, wie ich fürchte, nicht bereit sei zu entsagen. Auf Bemerkungen dieser Art schwieg er gewöhnlich, und mir schien, er fühle, daß ich nur aus Trauer so redete. Konnte ich ihn doch nur mit innigem Mitleid betrachten, wenn ich mir die Grundsätze und Beispiele vorhielt, deren Einfluß er von Kindheit auf ausgesetzt war. Unwillkürlich mußte ich dann denken, wie etwas ganz Anderes unter weniger lasterhaften Umgebungen aus ihm hätte werden können, und daß in seiner Lage ohne tiefere Herzenserfahrung von der erneuernden Kraft des Evangeliums kaum mehr von ihm erwartet werden konnte, als was er geworden war. Bewohner eines christlichen Landes können sich kaum einen richtigen Begriff machen von der sittlichen Atmosphäre, in der er aufwuchs. Musik und Tanz und in gewissen Jahreszeiten auch nächtliche Schmausereien waren Tagesordnung am Hofe von Antananariwo, und bei Radama's natürlichem Frohsinn doppelt verführerisch für ihn. Jede erdenkliche Lustbarkeit wurde dem einzigen Sohn der Herrscherin, dem Erben ihres Thrones, bereitet, und die Söhne der ersten Familien des Landes theilten sie mit ihm.

„Doch das waren nicht die einzigen Gefahren, die ſeine Jugend umgarnten. Bis zur Rückkehr der Geſandtſchaft, die der Gouverneur von Mauritius unmittelbar nach Radama's Thronbeſteigung nach Antananariwo ſchickte, hatten wir nie gehört, daß dem Chriſtenthum feindliche Schriften in Madagaskar ſeien. Ein Glied dieſer Geſandtſchaft aber ſah bei einem der eingebornen Offiziere, die den Prinzen im Leſen und Schreiben unterrichtet und mit Büchern verſehen hatten, Paine's „Age of Reason". Eben jener Offizier ſchickte mir auch einen kurzen Bericht über ſeinen Schüler nach Mauritius zu, den er durch mich zum Druck zu befördern wünſchte, und worin er darlegte, der König glaube an ein höchſtes Weſen, aber nicht an die Bibel; er ſei weder Chriſt, noch Muhammedaner, noch Heide, achte jedoch Alle, die den Frieden lieben und den Geſetzen gehorchen, welches dann auch ihre Religion ſein möge. Wenn ich das auch nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung für wahr hielt, da die Chriſten noch immer Radama's Freundſchaft und Fürſorge rühmten, konnte ich mir doch nicht verbergen, daß der König in dieſem Sinn beeinflußt worden und ohne Zweifel nicht ganz unberührt davon geblieben war.

„Ueber ſeine Ausſchweifungen, die wir Miſſionare ſo tief beklagten, fällte die Mehrzahl der Heiden ein ſehr mildes Urtheil. 'Er iſt noch jung,' pflegten ſie zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, während manche ſeiner Genoſſen Laſtern ergeben geweſen ſein ſollen, deren ich ihn ſelbſt um jene Zeit nie zeihen hörte. In einem Lande, in dem ſeit mindeſtens einem Jahrhundert in allen Regierungserlaſſen die 'zwölf Frauen des Königs' ehrenvoll miterwähnt wurden, war ja Keuſchheit eigentlich im Widerſpruch mit den Geſetzen. Obgleich dieſelbe aber auch vor der Verheirathung kaum erwartet, wenn überhaupt je gefunden wurde, ſchien mir doch der ſittliche Zuſtand des madagaſſiſchen Volkes weit weniger abſtoßend als der der heidniſchen Tahitier oder Sandwich-Inſulaner, unter denen ich einſt im Königshauſe ſogar eine Geſchwiſterehe geſehen hatte. Als ich im Jahr 1853 meinen erſten Beſuch auf der Inſel machte, hörte ich von der vom ganzen Volke gebilligten Verbindung Radama's mit einer ſeiner Couſinen. Etwas ſpäter erfuhr ich, daß er außer ihr Raſoamezy oder Marie, eine frühere Dienerin ſeiner Mutter, zum Weibe und von ihr zwei Kinder habe. Den Landesgeſetzen nach lag in ihrer Stellung nichts Anſtößiges; ſie wurde allgemein mit

Achtung behandelt und von jedem hervorragenden Fremden, der in die Hauptstadt kam, besucht. Man sagte mir, sie habe mit viel Eifer die Bemühungen des Königs zur Linderung der Leiden des Volks und zur Rettung der verfolgten Christen getheilt. Ihr Sohn gehörte zu meinen Zöglingen, so lange ich die Schule leitete. Jedenfalls scheint dieser Verbindung von Seiten des Königs ursprünglich eine tiefe Neigung zu Grunde gelegen zu sein, wenn sie auch in der Folge sich nicht als beständig erwies. Immerhin übte Marie einen guten Einfluß auf ihn. Das zeigte sich auch darin, daß sie ihm nach der Abreise der französischen Gesandtschaft bestimmt abrieth, der Einladung Kommodore Dupré's an die Küste hinab zu folgen, um dessen Schiff zu sehen, weil er nicht ohne zahlreiches Gefolge gehen könnte, und bei der bevorstehenden Regen- und Fieberzeit dadurch das Leben aller seiner Begleiter aufs Spiel setzen würde. Als der König mir dieß erzählte, erinnerte ich ihn meinerseits noch an das Beispiel des ersten Radama, der in guter Gesundheit nach Tamatawe hinabgegangen sei, dort ein halbes Jahr geschwelgt habe, und dann an einem hoffnungslosen, selbstverschuldeten Uebel leidend in die Hanptstadt zurückgekehrt sei, um, 36 Jahre alt, nur drei Jahre älter als er selbst, dort zu sterben. Darauf erwiederte er: 'In Betracht dessen, was Marie sagte, habe ich diesen Gedanken jetzt aufgegeben.' — Dem Namen nach war Marie seit Radama's officieller Heirath die Gattin eines Andern geworden, und die Königin begegnete ihr nicht unfreundlich. Auch der König hielt sich vor Andern in seinem Betragen gegen sie in den Grenzen des äußersten Anstandes. Die zarte Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, die das Königspaar selbst sich gegenseitig bewies, betrachtete ich immer mit Freude und Wohlgefallen."

---

Radama's Tage waren, wie bekannt, bereits gezählt. Die ersten Andeutungen über die Unzufriedenheit eines Theils der Adelspartei hatte Ellis von dem König selbst erhalten. Ende Oktobers vernahm er erstmals ein leises Gemurmel unter dem Volk, als zwei Mörder statt zum Tode nur zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wurden; doch zog noch immer die Mehrzahl die zu weit gehende Milde der jetzigen Regierung der übergroßen Strenge der vorigen dankbar vor. Kurz darauf ließ übrigens der König einige ungehorsame Beamte

ſeinen ganzen Ernſt fühlen. Er hatte den Chriſten von Ambohimanga, dem älteſten Bollwerk des Götzendienſtes in Imerina, den Drohungen der Heiden zum Trotz freie Ausübung ihrer Religion geſtattet, und den dortigen Behörden ſeinen Willen hierüber entſchieden kund gethan. Sie waren Anfangs ſeinen Wünſchen mit überraſchender Bereitwilligkeit nachgekommen, hatten dann aber plötzlich das Verſammlungshaus der Gläubigen eigenmächtig wieder geſchloſſen. Die Folge davon war ihre ſofortige Entlaſſung. Ellis that es leid, daß auf die Beſchwerde der Chriſten hin Radama nicht zunächſt lieber bloß eine Warnung an die Häupter Ambohimanga's erließ, allein er hörte von der Sache erſt, als nichts mehr daran zu ändern war. Mit einiger Ueberraſchung erhielt er daher 8—9 Monate ſpäter von hoher Stelle in England die Abſchrift eines officiellen Berichts aus Madagaskar, der ihm zur Erklärung zugeſchickt wurde, und worin er beſchuldigt wird, ſeine erſte Predigt in Ambohimanga unter militäriſcher Bedeckung gehalten*) und nachher auf die Abſetzung der Beamten gedrungen zu haben, die ſich ihm widerſetzen wollten. Der Umſtand zeigt wenigſtens, wie weit Ellis davon entfernt war, mit der engliſchen Regierung unter Einer Decke zu ſpielen.

Um dieſe Zeit ſtarb nach achttägiger Krankheit der Staatsſekretär Rahaniraka. Ellis beſuchte ihn täglich und betete mit ihm, ſo oft er ihn bei klarem Bewußtſein traf, hörte aber kein Wort frohen Bekenntniſſes von den Lippen des Sterbenden. Oft fand er im Krankenzimmer auch einen der katholiſchen Prieſter, während im Nebengemach Rahaniraka's heidniſche Schweſter durch allerlei Zauberverſuche ſein Leben zu friſten bemüht war. Seine Frau und andere chriſtliche Familienglieder, die ihn mit der unermüdetſten Liebe umgaben, bemühte ſich Ellis in ihrem tiefen Kummer auf den hinzuweiſen, der in jedem Schmerze tröſten kann. Das Leichenbegängniß wurde mit heidniſchem Pompe gefeiert. Ellis benützte den Tod des Mannes, der ihm ſo manche Freundlichkeit erwieſen hatte und beinahe noch ein Chriſt geworden wäre, um dem König ein ernſtes Wort über die Gefahren des Aufſchubs der Bekehrung zu ſagen.

Nicht lange nachher konnte er ihm durch ſein eigenes Beiſpiel und ſeine Erfahrungen auch davon predigen, daß Chriſten nicht trauern, wie die, die keine Hoffnung haben, und daß die Liebe

*) Dieſer erſte Beſuch iſt ausführlich erzählt Miſſ. Mag. 1865, S. 459.

Jesu dennoch die zartesten menschlichen Gefühle weckt. — Durch die ungesunde Jahreszeit aufs Krankenlager niedergeworfen, bekam er die Nachricht von dem Tode seiner einzigen noch lebenden Tochter in England. Es war ein schwerer Schlag für sein Vaterherz, aber er wußte, sie hatte einen seligen Tausch getroffen und freute sich der liebenden Theilnahme, deren er im Kreise der Missionsgeschwister auch im fremden Lande gewiß sein durfte. Und sie blieb nicht auf diese allein beschränkt; da war keine Familie seiner Gemeinde, von der nicht irgend ein Glied gekommen wäre, ihn zu besuchen, sobald man von seiner Krankheit und seinem Verluste hörte. Die Einen setzten sich, nachdem sie ihm ein paar Worte gesagt, schweigend neben seinem Bette auf den Boden; Andere hüteten von außen die Thüre, damit er nicht unnöthig gestört werde; noch Andere brachten ihm Früchte oder ein wenig Reis zum Geschenk, und als er zum ersten Male wieder in der Versammlung erschien, trugen, bis auf die Sklaven herab, fast alle Anwesenden irgend ein kleines Zeichen der Trauer.

Gegen Ende Novembers wurde Ellis in den Palast gerufen, um den madagassischen Text des mit England abzuschließenden Freundschaftsvertrags mit den königlichen Offizieren durchzulesen und wo es nöthig sein sollte, zu korrigiren, ein Begehren, das seit Rahaniraka's Tode auch schon in Betreff anderer Schriftstücke an ihn gestellt worden war. Er hatte sich diesem Ansinnen immer bereitwillig unterzogen, als aber während der Leichenfeierlichkeiten für den Verstorbenen der König den weiteren Wunsch äußerte, Ellis möchte im Namen der abwesenden Offiziere jene Dokumente auch unterzeichnen, rieth ihm dieser, das lieber selbst zu thun oder damit bis zur Rückkehr seiner Diener zu warten. Am 5. Dezember fand dann die feierliche Unterzeichnung des Vertrags mit England durch den König, zwei seiner Minister und die Sekretäre statt.*) Auf Radama's ausdrückliche Einladung waren dabei sowie bei dem darauf folgenden Gastmahl auch die englischen Missionare zugegen, und nie machte, nach Ellis Gefühl, der jugendliche Herrscher einen gewinnenderen Eindruck als an jenem Tage. Einige Tage darauf wurde in einem neu erbauten Steinhause mit 20 Zöglingen feierlich die

*) Siehe die Abbildung. Rainandriantsilavo war erster Palastoffizier, Rainimaharavo Staatssekretär, und Rainilaiarivona erster Minister.

Schule eröffnet, in die auch Ellis seitherige 12 Schüler eintraten, und deren Leitung nun Miss. Stagg übernahm.

Am Christfest schritt Morgens der König mit seiner Gemahlin an Ellis Wohnung vorüber der katholischen Kirche zu. Eine halbe Stunde hernach trat er auch in die älteste der evangelischen Kirchen ein, die 20 Jahre hindurch in einen Kerker verwandelt gewesen war, wo neben gemeinen Verbrechern die Christen in ihren Ketten schmachteten. Als die eingebornen Gläubigen von der Einladung der katholischen Priester an das Königspaar hörten, wollten auch sie mit der ihren nicht zurückbleiben; aber wirklich zu glauben, daß Ranawalona's Sohn und Nichte einmal durch ihre Gegenwart gerade in diesem Raume das einst geächtete Bekenntniß anerkennen würden, schien ihnen fast zu kühn. So war's ihnen denn wie den Träumenden, als die beiden Majestäten wirklich in ihrer Mitte saßen. Da sich auch von zwei andern Stadtgemeinden Glieder eingefunden hatten, waren in und außerhalb der einfachen Holzkirche wohl 2000 eingeborne Christen versammelt. Das Königspaar und sein Gefolge schien überrascht durch diese Menge und sehr aufmerksam während des Gottesdienstes. Nach demselben äußerte sich die Königin über den wohlthuenden Eindruck, den ihr der Gesang, die Andacht der Leute und die Ordnung des Gottesdienstes gemacht haben. Der König aber lud im Januar etwa sechzig der eingebornen Lehrer und Gemeindeältesten zum Frühstück in seinen Palast und drückte ihneu seine Freude über die Ausbreitung des Christenthums und seine Bereitwilligkeit aus, ihr großes Werk fördern zu helfen. Dabei kam es auch zur Sprache, daß bis jetzt nur das Nordende Antananariwo's und nicht auch das volkreiche mittlere und südliche Stadtviertel christliche Versammlungshäuser besitze, und der König ermuthigte den Plan, diesem Mangel abzuhelfen. Einige der Anwesenden sagten ihre Hilfe zu, und in kurzer Zeit waren zwei neue Holzkirchen erbaut, denen bald eine dritte folgte. Radama schien wirklich um diese Zeit ein besonders reges Interesse für religiöse Gegenstände zu haben; auch hatte er sich neuerdings mehr vom Trunke enthalten.

---

## 5. Die Revolution. (Mai 1863.)

Daß Satans Reich in Madagaskar zu wanken begann, konnte man an dem erwachenden Grimm der Heiden sehen. In der

Verfolgungszeit hatten die Chriſten von vielen derſelben Theilnahme und oft mit eigener Gefahr verbundene Hilfeleiſtungen erfahren dürfen, und gleich unter den erſten Blutzeugen waren einige Götzenprieſter geweſen. Jetzt aber erſchlug ein ſolcher mit eigener Hand ſeine Tochter, weil ſie nicht aufhören wollte, zu dem lebendigen Gott zu beten. Woher dieſe plötzliche Wuth? Sie war das deutliche Zeugniß von der wachſenden Macht des Chriſtenthums. Bei Radama's Regierungsantritt hatten die Prieſter gehofft, nur im erſten Taumel der neuen Freiheit werde das Volk etwa ſich von den Götzenaltären wenden, aber vergeblich warteten ſie auf deſſen Rückkehr. Mit dem Alten hatten entſchieden ſelbſt ſolche gebrochen, die nicht dem Chriſtenthum zufielen. Während die heidniſchen Tempel verlaſſen ſtanden, erhob ſich dagegen ein Kirchlein um das andere; auf dem Marktplatz ſogar war durch das Ausbleiben der Chriſten mit ihren Waaren, das auch manche heidniſche Käufer ferne hielt, etwas von der Feier des Sonntags zu ſpüren. Kein Wunder alſo, daß die heidniſche Partei eine letzte, verzweifelte Anſtrengung machte, wieder in den Beſitz der früheren Herrſchaft zu gelangen.

Sie wußte Radama trefflich an dem Einen Punkte zu faſſen, an dem er noch mit dem alten Aberglauben zuſammenhieng. Den Götzen hatte er für ſeine eigene Perſon ſchon als Kronprinz völlig entſagt. Um ihre Macht zu prüfen, hatte er einmal in dem Tempel Ramahawaly's, einer der Hauptgottheiten Madagaskars, Feuer einlegen laſſen, und als er in der Nacht die Flamme desſelben zum Himmel aufſteigen ſah, daraus den Schluß gezogen, es ſei kein Unterſchied zwiſchen dem Gott und dem Material, aus dem er gemacht wurde. An einen geheimnißvollen Zuſammenhang mit den Geiſtern ſeiner Ahnen dagegen glaubte er noch immer. Großen Eindruck machte es daher auf ihn, als verlautete, gegen 40 Perſonen haben zwei bis drei Tage lang an verſchiedenen Orten in der Nähe der Hauptſtadt ſeltſame Erſcheinungen in der Luft geſehen und überirdiſche Laute gehört; man glaube, es ſeien die Geiſter ſeiner Ahnen, die nach Antananariwo kommen, wo ſich irgend etwas Großes ereignen werde. Er fragte Ellis, der mit gutem Grunde jenen Gerüchten gleich mißtraute: welches die Zeichen des Endes der Welt ſein werden? und wünſchte möglichſt viel über den Zuſtand der Seele nach dem Tode ſowie von dem böſen Geiſt zu hören, der über Saul gekommen ſei, nachdem der Geiſt des Herrn von ihm gewichen war.

Auch erzählte er, die katholischen Priester haben ihm kürzlich gesagt, Gott werde bald vor dem ganzen Volke kund thun, welches die wahre Religion sei, die katholische oder die protestantische, indem Er durch die Hand der Priester, denen Er die Macht dazu gegeben habe, Teufel austreiben werde. Offenbar war Radama sehr hingenommen von der Sache.

Die Geisterseher, hieß es bald darauf weiter, können nicht ruhig bleiben, sondern bewegen sich hüpfend und tanzend der Hauptstadt zu, wo auch bald einzelne Verzückte eintrafen, die aber auf Ellis durchaus nicht den Eindruck wirklich kranker oder bewußtloser Personen machten. Im April kamen sie in größerer Zahl, und unter ihnen auch solche, deren Zustand inniges Mitleid erweckte. Einmal, als Ellis zur gewohnten Stunde im Palaste war, stürmte ein wilder Haufe solcher Tänzer in das Gemach, und unter der Thüre hob ein wüthender Götzenpriester drohend einen schweren Stein empor. Ellis hörte nachher, daß das ein Mordversuch auf sein Leben war, und nach menschlicher Ansicht nur die Nähe des Königs, der nicht von seiner Seite wich, und die Anwesenheit einiger hochgestellten Freunde ihn rettete. Aber offenbar gewannen die Götzenpriester immer größeren Einfluß auf Radama; ließ er doch seinen zehnjährigen Knaben auf eine oder die andere Weise auch so bearbeiten, daß er zuerst mit angeblichem Fieber im Bette lag, dann an den Fuß des Gebirges davon rannte und dem Vater die Grüße seiner Vorfahren zurückbrachte. Und willigte er nicht überdieß in das unbegreifliche Verlangen, daß die Gesunden vor den Kranken den Hut abnehmen und ihnen ehrerbietig aus dem Wege gehen sollten!

Am 7. Mai folgte die noch unerklärlichere Erlaubniß, daß Einzelne oder Parteien, ja ganze Dörfer ihre Streitigkeiten künftig ungestraft mit den Waffen sollten entscheiden dürfen, wogegen nicht nur die älteren, erfahreneren Männer, sondern auch die besseren unter den jüngern Rathgebern des Königs vergeblich ihre Stimme erhoben. Schweigend zogen am folgenden Morgen 70—80 von den Häuptern des Volks, alle in der Landestracht, in feierlicher Procession nochmals in den Palast, um den König zur Zurücknahme des unheilvollen Erlasses zu vermögen, der den Mord gewissermaßen autorisirte und in so grellem Kontraste mit Radama's seitheriger Scheu vor Blutvergießen stand, daß Ellis ihn sich nicht anders als durch eine plötzliche Geistesstörung zu enträthseln weiß. Vergeblich!

Taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, gab der König selbst gewissermaßen die Loosung zur Anrufung des Gottesurtheils der Waffengewalt. Er selbst, oder wenigstens die Genossen seiner Jugend, unter deren Einfluß man ihn glaubte, sollten als die ersten, die einzigen Opfer des von ihm erklärten Bürgerkriegs fallen!

Ellis ahnte einen derartigen Anschlag, glaubte aber nicht an dessen sofortige Ausführung, da er im Laufe des Tages jene unbegreifliche Proklamation nicht verkünden hörte. In der Hoffnung, noch sei es Zeit, dem König ein Wort der Warnung zu sagen, begab er sich auch an diesem Tage zu ihm. Er traf dort unter Andern einen seiner erbittertsten heidnischen Feinde und zwei katholische Priester. Dennoch war Radama sogleich bereit, ihn in das Zimmer zu begleiten, in dem sie gewöhnlich ihre Leseübungen hielten. Kaum aber hatten sie das Buch geöffnet, so traten auch die beiden Priester ein und setzten sich neben sie. Er habe ein kleines Geschäft abzumachen, sagte Pater Finaz. Ellis wollte sich zurückziehen. Es sei nur ein ganz kurzes Papier, das er zu lesen wünsche, entgegnete Finaz. Damit zog er ein Pamphlet unter seinem Mantel hervor, und fieng, auf dasselbe deutend, in ziemlich unverständlicher Weise an, etwas von einer früheren Aeußerung Ellis über Pater Jouen zu murmeln. „Nicht jetzt," unterbrach ihn Ellis, „ich habe jetzt nicht Zeit, darüber irgend etwas zu sagen oder zu hören, ein anderes Mal," — und zu dem König gewendet: „Wenn es Ihrer Majestät gefällig ist, entferne ich mich; ich habe dringende Geschäfte zu Hause." Als der Priester noch immer darauf bestand, er werde es kurz machen, rief der König aus: „Ein anderes Mal, sagt er." Ellis reichte Radama schnell die Hand, verbeugte sich vor den Priestern und verließ das Zimmer.

Es war sein letztes Zusammentreffen mit dem König. Zu Hause erwarteten ihn zwei von dem ersten Minister abgesandte Offiziere, um ihn zu ersuchen, seiner Sicherheit wegen die Nacht lieber nicht in seiner eigenen Wohnung, sondern in Dr. Davidsons Hause zuzubringen. Von dort sah er am andern Morgen den großen Marktplatz, statt mit Käufern und Verkäufern, mit Truppen gefüllt, und immer weitere zogen zur Stadt heran. Er vernahm, daß sie vom Minister und seinem Bruder, dem Oberbefehlshaber der Armee, herbeordert waren, und daß etwa 30 der jüngeren Rathgeber des Königs, denen man alles zur Last legte, was die Unzufriedenheit des

Volks erregte, dem Tode geweiht seien. An diesem schauerlichen Tag des Schlachtens und Verwüstens fielen mit etlichen der lasterhaftesten, schuldbeladensten Menamaso's auch einige aufrichtige Christen, die gar nicht zu Radama's näheren Umgebungen gehört hatten. Andere seiner Jugendgenossen suchten im Palaste Schutz. Eine Deputation des Adels und der Häupter des Volks begab sich am folgenden Tag dorthin, um ihre Auslieferung zu verlangen. Der König verweigerte sie. Während eine zweite Aufforderung an ihn gesandt und der Palast mit Truppen umzingelt wurde, vereinigten sich die Missionare in Davidsons Hause zum Gebet. Mehr als einmal sah man das königliche Banner zu dem burgartigen Palast des Ministers tragen und dann wieder Abtheilungen von Offizieren mit ihrer Mannschaft dem königlichen Schlosse zuschreiten. Gegen Abend endlich verlautete, Radama sei bereit, die Menamaso auszuliefern unter der Bedingung, daß ihr Leben geschont werde, und der Adel wolle sich damit begnügen, sie ihrer Würden verlustig zu erklären und zu lebenslänglicher Kettenstrafe zu verurtheilen. Beinahe aller ihrer Kleider beraubt, entblößten Hauptes und gesenkten Blicks, sah man am 11. Mai unter dem trüben, grauen Himmel alle diese gefallenen Größen zwischen den gaffenden Volkshaufen von Regen triefend auf den Marktplatz ziehen, wo ihnen ihre Fesseln angelegt werden sollten. Statt dessen fielen sie noch am selben Abend durch das Schwert. Auch unter ihnen war ein Christ. Ihre Häuser waren schon vorher zerstört und geplündert worden, wie man an den vielen Sklaven sehen konnte, die Balken, Pfosten, Thüren, Fenster, Bettstätten, Tische und anderes Geräthe als Beute durch die Straßen schleppten.

Dem Gefühle der Mehrzahl des Volks nach wäre es jetzt, da man die Schuldigen erreicht zu haben glaubte, des Blutvergießens genug gewesen; die Adelspartei aber war damit nicht zufrieden.

Am 12. Mai war in früher Morgenstunde Ellis allein in einem Zimmer von Davidsons Wohnung, als ein christlicher Offizier bei ihm eintrat und sich schweigend niedersetzte. Ellis fragte nach dem Zustande der Hauptstadt, nach dem Schicksal der Menamaso und nach Radama. „Radama ist todt," lispelte Jener. „Wann?" fragte Ellis. „Diesen Morgen, aber es ist noch nicht bekannt." Keiner sprach ein Wort weiter; in seinem Buche aber fließt Ellis das Herz über:

„Das also war das Ende so mancher Stunde angestrengter

Arbeit und ernſten Nachdenkens. Welch eine Welt lieblicher Hoffnungen zerſtörte dieß kurze Wort 'Radama iſt todt' für immer in meinem Herzen! Wie anders als bei meiner Ankunft erſchien mir nun in vielen Beziehungen die Zukunft Madagaskars! Nicht als hätte ich auch nur einen Augenblick gezweifelt, daß das vom Herrn uns anvertraute Werk dennoch ſeinen Fortgang haben werde, aber in Betracht der veränderten Umſtände, unter denen es jetzt weiter geführt werden mußte, konnte ich allerlei bange Gedanken nicht ganz verſcheuchen. Oft war es mir als ein wahres Wunder erſchienen, daß der Sohn einer Mutter von ſo glühenden, ungezügelten Leidenſchaften und von ſo hartem, grauſamem Herzen, wie Ranawalona es war, auch nur irgend eines der zarteren menſchlichen Gefühle beſitzen konnte. Wäre es nicht ganz natürlich geweſen, wenn der von allen Höflingen mit Schmeicheleien überſchüttete Thronerbe, der von Kindheit auf die Chriſten als von den Fremden beherte Abtrünnige und Verräther anklagen, wo nicht gar verfluchen hörte, und ſie als Feinde alles Beſtehenden, Althergebrachten, Ehrwürdigen im Lande mit dem bitterſten Haſſe verfolgen ſah, auch ſeinerſeits ſie mit Abſcheu betrachtet und ängſtlich gemieden hätte? Daß er aber ſtatt deſſen ihnen Güte bewies, ja ihr Fürſprecher, Freund und Beſchützer wurde, bezeugen gleichermaßen Eingeborne und Ausländer, Heiden und Chriſten, ſo viele ihrer mit der Geſchichte Madagaskars genauer bekannt ſind. Es gehört das gewiß zu den größten Wundern jener denkwürdigen Verfolgungszeit. Und wenn er nun noch weiter gieng; wenn er ſich nach den Büchern und dem Gottesdienſt der Chriſten erkundigte; wenn er, ſo weit er Einſicht gewonnen hatte, ſeine Billigung ihres Glaubens und ihrer Handlungsweiſe ausſprach; wenn er ſie zum Vertrauen auf Gott ermunterte und, wie verſichert wird, vor dem verſammelten Rathe der Krone einmal ausrief: 'Warum ſollten ſie zum Tode verurtheilt werden? Sie haben dem Lande nur Gutes erwieſen; wenn ſie ſterben ſollen, nur weil ſie das heilige Buch leſen und beten, ſo muß auch ich ſterben, denn auch ich habe das gethan, auch ich bin dann ein Chriſt!' — kann man es da den von ihm ſo warm Vertretenen verdenken, wenn ſie glaubten, der Geiſt Gottes habe wirklich ſein Herz gerührt und er ſei im innerſten Grunde einer der Ihren? Von ſeinem Standpunkte aus aber konnte Radama unter den Eingebungen ſeines natürlichen Edelmuths eine ſolche Erklärung wohl ausſprechen, nur

um zu zeigen, wie ungerecht es sei, über gute Unterthanen, in deren Versammlungen nichts Verwerfliches vorkomme, so harte Strafen zu verhängen.

„Wahrscheinlich waren es gerade diese schweren, unverdienten Strafen, die Radama's Theilnahme für die Christen zuerst wach riefen; denn Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit zeichneten ihn von Jugend an aus und bildeten zwischen ihm und der Mutter den schneidensten Kontrast, der sich denken läßt. Seine Güte kam ohne Rücksicht auf Rang, Farbe oder Nation jedem zu gute, den er leiden sah. Einmal wurden etliche französische Matrosen, die sich in Fort Dauphin eine Beleidigung der madagassischen Flagge erlaubt hatten, zum Verhör in die Hauptstadt transportirt. Mühsam schleppten sie sich am Ende des Wegs mit nackten, blutenden Füßen weiter. Als Radama sie so sah, zog er die eigenen Schuhe aus, um sie einem der Matrosen zu geben, und schickte einen seiner Begleiter nach Hause, auch für die andern welche zu holen. Diese Männer gehörten einem Volke an, das man gerade damals den Howa's nicht sehr freundlich gesinnt glaubte, sie sollten als Gefangene nach madagassischem Recht gerichtet werden — aber sie waren im Elend, das genügte.

„Radama's Sinn für die Heiligkeit des menschlichen Lebens und seine unüberwindliche Scheu vor dessen Zerstörung war der hervorstechendste Zug seines Charakters, der gewiß durch alle die blutigen Scenen, die er in seiner Jugend mit ansehen mußte, ohne seine Gefühle laut äußern zu dürfen, nur gestählt wurde. Er sagte einmal zu mir: es sei sein fester Vorsatz, nie ein Todesurtheil zu fällen, damit seine Regierung, so kurz oder lang ihre Dauer nun sein möge, von den kommenden Geschlechtern einst die unblutige genannt werde. Ein umsichtiger Regent war er nicht, aber ein menschenfreundlicherer Herrscher trug wohl nie eine Krone. Nie willigte er in die geheime Beseitigung eines Feindes, und auch unter den Erschütterungen der gegen ihn ausgebrochenen Empörung setzte er lieber seinen Thron und sein eigenes Leben aufs Spiel, als das seiner Freunde. Wie selten haben sich in jenen feierlichen Augenblicken, wo der Thron entweicht und das Grab sich öffnet, wo aller Glanz und alle Macht der Königswürde ihren Trägern für immer entschwindet und nur die für die Ewigkeit damit verbundene Verantwortung bleibt, Herrscherlippen mit Radama's letzten Worten

geſchloſſen: 'Ich habe nie Blut vergoſſen.' Und wer weiß, ob nicht der Wohlthaten ſeiner kurzen Regierung in Madagaskar noch dankbar gedacht werden wird, wenn ſeine Fehler, Irrthümer und Laſter längſt vergeſſen ſind."

(Schluß folgt.)

## Miſſions-Zeitung.

**Auf den Loyalitätsinſeln** hat die Verfolgung der proteſtantiſchen Miſſion durch die katholiſchen Prieſter und Häuptlinge ihr Ende noch nicht gefunden. Die Befehle des franzöſiſchen Kaiſers vermochten nicht ihr Einhalt zu thun. Der Kommandant darf nur die Proteſtanten ſtrafen, was er für ſehr kleine Vergehen ſtreng genug ausführt; Katholiken aber dürfen irgend welche Gewaltthat gegen Proteſtanten wagen, ohne daß er irgend anders als mit Worten einſchreitet. Und dann werden die Proteſtanten, die eine Klage vorbringen, beordert ihren Unterdrückern ein Feſt zu bereiten! Ein katholiſcher Jüngling, der zu den Proteſtanten übertrat, muß nun als Zuchthäusler Straßen bauen helfen. Alle Lehrer von Liſu und Mare wurden aus Uea verbannt. Auf die Bitte der Miſſionsgeſellſchaft in London hat nun das britiſche Miniſterium der franzöſiſchen Regierung neue Vorſtellungen gemacht, deren Erfolg zeigen wird, ob dieſe vor der franzöſiſchen Beſitzergreifung ſo blühende Miſſion wird fortbeſtehen können.

(Chronicle L. M. S.)

**Garo-Miſſion.**

Der amerikaniſche Miſſ. Bronſon hat im April 1867 die Freude erlebt, 37 erwachſene Garo's zu taufen, die Frucht der Arbeit zweier Evangeliſten, Omed und Ramkhe, deren erſterer nun Vorſteher einer Garo-Gemeinde von 40 Seelen iſt und zwei Schulen zu beaufſichtigen hat. Dieſe beiden Männer haben, ohne auf Miſſionare ſich zu ſtützen, durch ihre Ausdauer unter Spott und Drohungen aller Art auch manche ihrer feindlich geſinnten Landsleute unter den Bergvölkern Aſſams für die Wahrheit gewonnen, ſo daß die von ihnen ſelbſt erbaute Kapelle nun ſich mit Zuhörern füllt, und das von Omed gegründete Chriſtendorf bereits 40 nette reinliche Häuſer zählt.

(Miss. Magaz.)

Sklavenmarkt an der Straße.

# Arbeiter in der Tamil-Miſſion.

(Fortſetzung.)

## 4. Bartholomäus Ziegenbalg.*)

Die Holländer hatten nach langen Kämpfen die Portugieſen aus Ceylon verdrängt (1658) und zugleich auf der Kormandelküſte ihren Einfluß zum vorherrſchenden gemacht. Dem Papſtthum Abbruch zu thun, war ein leitender Grundſatz ihrer Politik, ohne daß ſie doch viel erreicht hätten, weil ihnen die rechten Männer fehlten. Ihr ehrenwertheſter Prediger, Philipp Baldäus, der in Jaffna (1656), Nagapatnam (1660) und ſonſt für das Evangelium wirkte, bediente ſich doch nur der holländiſchen und der portugieſiſchen Sprache. In Tamil zu predigen hielt er „ſowohl für ſich ſelbſt als für jeden Europäer unmöglich“.

*) Sein Leben iſt ſchon oft mit mehr oder weniger Geſchick geſchrieben worden; jetzt aber dürfte neben den Halliſchen Berichten und J. F. Fenger's Geſchichte der trankebarſchen Miſſion das Werk Miſſ. W. Germann's (Ziegenbalg und Plütſchau. Die Gründungsjahre der trankebarſchen Miſſion. Erlangen 1868) genügen, von dieſem bedeutenden Manne und ſeiner Wirkſamkeit ſich eine richtige Vorſtellung zu bilden. Der Verfaſſer iſt ein Vertreter der ſtreng kirchlichen Richtung, der zu wiſſen glaubt, wer die allein zur Ausſendung berechtigten kirchlichen Autoritäten ſind, und welches die einzig richtige Art der Miſſionsleitung iſt, während er den durch den halliſchen Pietismus verurſachten Schaden mit der durch den dreißigjährigen Krieg verurſachten Verwüſtung vergleicht, und in den unbewachten Aeußerungen dieſer Hallenſer „für den Pietismus vernichtende Thatſachen“ findet. Uebrigens bleibt er ſich in ſeiner Kritik des Pietismus und ſeiner Sendlinge nicht gleich, und trachtet darnach, die Wiederaufnahme der altorthodoxen Lehre über die Miſſion, welche „nur das Wunderſüchtige und Außergewöhnliche an ihr bekämpft“ haben ſoll, mit der Pflege des altpietiſtiſchen Miſſionslebens zu verbinden. Wir fühlen uns aber durchaus nicht aufgelegt, mit ihm über die

Den Holländern war es willkommen gewesen, daß auch die Dänen sich in die bisher portugiesischen Gewässer wagten, und ein Stück des ostindischen Handels an sich zu reißen suchten, wie sie denn schon im Jahr 1620 vom Fürsten von Tandschaur die Erlaubniß zum Bau eines Forts auswirkten. Hier entstand denn die Dansborg, im Tamil Wellenburg (Tarangambādi, Trankebar) genannt, nur acht Stunden nördlich von Nagapatnam gelegen. Sie hielten Prediger, deren einer, J. Worm, sich selbst auf seiner Grabschrift Indiens dänischer Apostel nannte († 1694), die aber den Heiden wenig Zeit widmeten; allerdings haben sie die Mannschaften gekaperter Schiffe getauft, ehe dieselben (zu 5—10 Piastern der Mann) als Sklaven verkauft wurden.

Am 9. Juli 1706 lag nach siebenmonatlicher Fahrt die Sophia Hedwig*) draußen vor Anker; sie brachte die ersten evangelischen Missionare ins Tamilland. Es waren der Sachse Ziegenbalg (geb. 1683) und der Mecklenburger Heinrich Plütschau (älter als Ziegenbalg). Der dänische König Friedrich IV hatte in einer guten Stunde seinem Hofprediger Dr. Lütkens aufgegeben, sich nach Missionaren für seine überseeischen Plätze umzusehen. Dieser wendete sich an seine alten Berliner Freunde, welche ihm nun die beiden pietistischen Kandidaten zusandten. Beide waren voll von dem Geiste, welcher damals in Halle rumorte; und Ziegenbalg besonders hatte von Abt Breithaupt das unvergeßliche Wort gehört: „Wenn man Eine Seele unter fremden Völkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist Solches eben so viel, als wenn man in Europa 100 gewinnt,

---

kirchliche Frage oder Missionstheorieen oder seine Gesammtanschauung von der Geschichte des deutschen Protestantismus zu rechten. Seine Mittheilungen aus den Akten der Deutschen Mission sind nämlich so reich und werthvoll, daß über der Freude, welche diese endliche Wiederentdeckung ihrer Anfänge in uns erweckt, alle andern Gefühle schweigen. Erbaulich im gewöhnlichen Sinn ist freilich das Buch nicht ausgefallen, aber für den, der gern wissen möchte, wie Alles zugegangen ist, doch im Grunde höchst erbaulich. Alle Schwachheiten der mitwirkenden Menschen, alle Miseren der kleinlichen Zeit sind unerbittlich, manchmal fast zu weitläufig, ans Licht gezogen; doch bleibt der Totaleindruck, daß Gott aus diesem Chaos sich vielfach mißverstehender, bekämpfender und hindernder Kräfte ein Werk geschaffen hat, das den Meister lobt.

*) Sie hatte ihren Namen von der edlen Schwester des dänischen Königs, welche um des Glaubens willen die Hand des Kaisers ausgeschlagen hatte.

indem dieſe täglich genugſam Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben.“ Dadurch war ihm ſchon länger her der Gedanke, ob er nicht in fremden Ländern gebraucht werden könnte, aufgeſtiegen; indeſſen hatte er bereits in der Heimat treu und erwecklich zu wirken angefangen. Ob es nun nach Weſtindien gehen ſolle, ob nach Guinea, darauf kam ihm nicht viel an, doch mußte er erſt durch innere Kämpfe ſeines Berufs gewiß werden. Und das war gut, denn ſchon in Kopenhagen begannen die Widerwärtigkeiten. Man hielt die beiden Jünglinge für Schwärmer, ihr Vorhaben für zwecklos. Der Biſchof von Seeland ließ ſie im erſten Examen als verwerfliche Pietiſten durchfallen. Der König aber ordnete eine neue Prüfung an, in Folge deren ſie am 11. November 1705 ordinirt und — man weiß nicht warum — nach Oſtindien zu „dreijährigem“ Dienſt abgeſandt wurden.

Hatten ſchon unterwegs der Kapitän und der Schiffsprediger den beiden Deutſchen vielfach widerſtanden, ſo gieng es bei der Landung noch viel wunderlicher zu. Erſt mußten ſie etliche Tage an Bord verharren, weil ſich gerade für ſie kein Kahn finden wollte. Dann brachte ſie ein Freund an Bord eines andern Schiffes, von welchem ſie endlich im Boot durch die ſchäumende Brandung fuhren. Als aber die Heiden ſie zuletzt ans Ufer trugen, drohte jenen ihr Kapitän mit Schlägen und fuhr ſogar auf die Miſſionare mit dem Stock zu.

Doch ſie waren einmal gelandet, um 10 Uhr Morgens. Nun mußten ſie vor der Stadt harren bis 7 Uhr Abends. Um 4 Uhr kam der Kommandant J. S. Haſſius, nebſt dem Rath und den zwei däniſchen Predigern, heraus ihnen entgegen; der fuhr ſie an: was ſie wollten und wer ſie geſchickt? worauf ſie des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Darüber ward er ſtille und meinte, in der däniſchen Schule könnten ſie allenfalls arbeiten, ſonſt wüßte er nicht, wozu ſie zu gebrauchen wären. Die beiden Geiſtlichen ſtellten ſich fremde und küßten nur den Schiffsprediger. Es ward Nacht, die Herren giengen in die Stadt zurück und die Miſſionare folgten ihnen bis auf den Markt. Da ließ man ſie ſtehen; doch endlich nahm ſich ihrer verwundert der Sekretär Attrup an und brachte ſie zu ſeinem Schwiegervater Pauſen, der deutſch redete.

Bald genug merkten ſie, daß ihre Ankunft Jedermann unbequem, wenn nicht ganz zuwider war, „das ärgerliche Leben der Chriſten

hatte schon Alles unter den Heiden sehr verderbt." Die zahlreichen Mischklassen waren durch stillschweigende Uebereinkunft auf die katholische Kirche angewiesen, deren Pater ausgedehnten Handel trieb und intimer Freund des Kommandanten war (der auch je und je Geschenke von ihm nahm); er verstand kein Tamil, sondern redete portugiesisch mit seiner Heerde. Die dänischen Geistlichen ihrerseits redeten nur dänisch und blieben schon darum, auch wenn sie geistlichere Leute gewesen wären, der größern Hälfte der Garnison, welche aus Deutschen bestand, unverständlich und fremd. Wie nun die Missionare den vernachlässigten Sklaven näher traten und mit ihnen Katechisationen anfiengen, auch für die Deutschen erbauliche Versammlungen, ja auf des Kommandanten Wunsch gar eine Wochenpredigt unternahmen, hatten sie bald nicht nur am Pater Guevara einen unversöhnlichen mächtigen Feind, sondern am 19. December kanzelte auch der dänische Oberprediger im Gottesdienst sie als falsche Propheten und Irrgeister ab.

Nun, mit den dänischen Predigern ließ sich unter Mitwirkung des, ursprünglich deutschen, Kommandanten noch im December eine friedliche Abkunft schließen. Aber bald verlangten diese Dänen, alle Sklavenkinder müßten von ihnen, nicht von den Missionaren getauft werden, und als diese meinten, dann werde es das Beste sein, daß sie eine eigene Kirche bauten, wehrte sich der Kommandant dagegen mit aller Macht. Darüber war Plütschau so betrübt, daß er 1. Januar 1707 über die Sünden der Christen predigte, durch welche sie Gottes Namen unter den Heiden lästern, und die Unwilligkeit der Regierenden, Gottes Werk zu fördern, mit sehr verständlichen Worten rügte. Das wurde ihnen schon am Nachmittag als Anstiften einer Rebellion ausgelegt, bei welcher Gelegenheit der wüthende Kommandant Ziegenbalg auf die Brust schlug und sich fernere Besuche solcher „Hunde" verbat. Erst nach vielen Jahren zeigte sich, daß die Direktoren der ostindischen Kompagnie, an ihrer Spitze der natürliche Bruder des Königs, den Missionaren von Anfang an in jeder Weise entgegen zu arbeiten befohlen hatten.

Weil sie in der Festung keinen Platz bekamen, richteten sie mit einem Theil ihres Gehalts (der in 200 Thalern jährlich bestand) sich ein Haus zum Versammlungssaal ein, und weihten es schon 14. August 1707 als die Jerusalemskirche ein, Plütschau mit einer portugiesischen Predigt, Ziegenbalg bereits mit einer tamilischen,

darob sich Christen und Heiden gar sehr verwunderten. Zuvor am 12. Mai hatten sie (in der dänischen Kirche) fünf portugiesisch redende Heiden getauft; andere sammelten sich bereits um sie, und schlossen die Feier mit Absingen eines von Ziegenbalg übersetzten Liedes. Er hatte mit großem Eifer das Tamil gelernt, nicht ohne an den katholischen Evangelienbüchern eine dankenswerthe Hilfe zu finden, hatte bereits Luthers kleinen Katechismus übersetzt und eine Grammatik der schweren Sprache entworfen. Unter fortgesetztem Druck von Seiten des Kommandanten mehrte sich dann die kleine Gemeinde, so daß sie bis zum Schluß des Jahres 1707 auf 35 Personen wuchs und im Jahr 1712 die Zahl der Getauften 202 Seelen betrug.

Die Getauften hatten alle gründlichen Unterricht genossen, sonst aber war man nicht zu wählerisch bei ihrer Aufnahme verfahren. Es waren theils Sudra's von verschiedenen Kasten, theils Pareier; daher man sich bald genöthigt sah, auf die Vorurtheile jener einzugehen, indem man diesen in der Kirche einen besondern Ort anwies. Beim Abendmahl hatten auch die Sudrafrauen den Vortritt vor den Pareiamännern. Das machte sich so von selbst durch die Rücksicht auf den von den Katholiken eingeführten Brauch. Indessen konnten die Missionare das Kastenübel in der Weise lindern, daß sie begabtere Pareiakinder im Portugiesischen unterrichteten und dann in europäische Kleider steckten. Hinfort hatten diese den Vortritt vor den Sudra's. Gemischte Heirathen kamen häufig vor unter den sich näherstehenden Kastenabtheilungen; nie aber zwischen Sudra- und Pareiachristen. Die Gemeinde wird mit Gottes Wort und den herkömmlichen kirchlichen Akten treu bedient, daneben auch im freien Herzensgebet geübt. Sonst wird den neuen Christen augenscheinlich nicht viel zugemuthet: für Amtshandlungen haben sie durchaus nichts zu entrichten, vielmehr verwöhnen die gutmüthigen Deutschen ihre kleine Heerde von Anfang an ein wenig durch Dienstleistungen und Verpflegungsversuche in aller ihrer eignen Armuth. Ziegenbalg wünschte sehr, daß auch Kompagnieämter tüchtigen Bekehrten übertragen würden, natürlich umsonst. Die Schulen waren eine dänisch-portugiesische und eine tamilische; in beiden gab man den Kindern Nahrung, Kleidung und Bücher, oft unter hartem Gedränge bei leerem Seckel.

Am 1. August 1708 lag ein dänisches Schiff auf der Rhede und

ein Brief von Dr. Lütkens verkündete, dasselbe solle ihnen 2000 Thaler bringen. Wie freuten sie sich, nun ihre Schulen und Anstalten in Aufschwung zu bringen, und die Noth der Armen zu lindern! Sie danken Gott in der Predigt, durch Gesang und Gebet. Aber nun kommt die Botschaft: das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde, sieben Menschen haben dabei das Leben verloren. Alles durch die Schuld eines betrunkenen Kapitäns.

Doch da das Wasser an jener Stelle nur zwei Ellen tief war, konnte das Geld wohl wieder gefunden werden. Indessen freuten sich die dänischen Herren über das Mißgeschick der Missionare in wahrhaft teuflischer Weise und erklärten, sie könnten ihnen nicht helfen, man sei ihres zudringlichen Wesens müde. Ja der Kommandant ließ sich wieder zu Thätlichkeiten hinreißen, schlug einen der Missionare auf die Brust und drohte „die Kanaillen" zur Stadt hinauszujagen. Nicht nur wurde ihnen nun jeder geistliche Verkehr mit den Europäern verboten, selbst dem freiwilligen Beitraggeben sollte ein Ende gemacht werden; 50 Heiden, die Christen werden wollten, wurden gezwungen ihren Vorsatz aufzugeben — und getaufte Sklaven verkaufte man an fremde Orte, wo sie aus Mangel an geistlicher Pflege unter schrecklicher Behandlung verkommen mußten. Natürlich schlossen sich bei so tyrannischem Verfahren der Regierenden die Herzen der Einfältigen und Niedern, unter Deutschen und Heiden, immer mehr den Unrechtleidenden auf und an, was dann wiederum die Wuth des Kommandanten aufs Aeußerste steigerte.

Zuerst wurde Plütschau vor aller Welt gedemüthigt: man ließ die Trommel rühren und ihn durch einen Sergeanten vor den Rath führen. Er hatte sich des unehlichen Kindes eines Soldaten angenommen, dem der katholische Pater, obwohl die Mutter Heidin war, durch List die Taufe ertheilt hatte. In Gegenwart der dänischen Offiziere und Prediger drohte ihm dafür der Kommandant in rohester Weise mit dem Stock und mit Amtsentsetzung. Der Soldat mußte Spießruthen laufen. Auch Heiden, welche dieser Gerichtsscene (6. November 1708) zuschauten, schüttelten die Köpfe über der unerhörten Gewaltthat an geistlichen Personen; es sollte aber noch schlimmer kommen.

Als Ziegenbalg für eine von einem Reichen unterdrückte Wittwe eine Bittschrift eingab, die wohl nicht im strengsten Kurialstyl ab-

gefaßt war, beschloß der Tyrann, bei dieser Gelegenheit seine ganze Macht zu entfalten, und citirte den Missionar (19. Nov.) durch einen bloßen Knecht. Als derselbe zu erscheinen zögerte, kam die Wache mit geladenem Gewehr unter Anführung des Lieutenants, und führte Ziegenbalg im Schlafrock und Pantoffeln auf die Festung, wo sofort die Zugbrücke aufgezogen wurde, als wäre eine Verschwörung entdeckt worden. Im Gerichtssaal erwiederte Ziegenbalg auf alle Vorwürfe kein Wort, und zwar darum, weil, wie immer in Missionsangelegenheiten, kein Protokoll geschrieben wurde. Er hütete sich so, damit man aus seinem Munde keine Scheinursache erhasche. Der Kommandant aber warf ihn dafür in ein entsetzliches Schwitzloch neben der Küche, in welchem er nun — über vier Monate unter strengster Bewachung ausharren mußte.

Vom 19. November 1708 bis zum 26. März 1709 saß er da allein. Niemand durfte ihn besuchen, Feder und Tinte wurde ihm versagt, damit er nicht an der Bibelübersetzung, die bis Matth. 23. gediehen war, weiterarbeite; kein tamilisches Buch war ihm gestattet, alle Speisen, die Plütschau ihm senden mußte, wurden visitirt, ob etwa Briefe darin wären. Zugleich durchwühlte und versiegelte man alle seine Bücher und Papiere und setzte eine Wache ins Missionshaus. Das gesammte Militär und alle Beamten wurden aufs Neue in Eid und Pflicht genommen, und jeder Umgang mit Plütschau — als landesverrätherisch — verboten. Da nun dieser in der nächsten deutschen Predigt Stellen von Isebel, Antiochus und Herodes verlas, wurde nicht nur die deutsche Predigt untersagt, sondern jede Unterstützung und Befreundung der Missionare streng verpönt und die Gemeinde nach Kräften bedrängt, vertrieben und zerstreut. Heiden, welche des Kommandanten Verfahren tadelten, mußten ins Gefängniß wandern, und der portugiesische Katechet durch Bestechung gewonnen, gab sich her, den Angeber und Verräther zu machen.

Aber in aller Stille flossen dem vereinzelten Plütschau Gaben zu, welche es ihm möglich machten, in der Trübsal auszuharren; und deutsche Soldaten wagten es, Ziegenbalg mit Papier und Bleistift zu versehen, womit er dann zwei gottselige Büchlein schrieb. Ganz wohl war auch dem Kommandanten nicht bei der Sache, obwohl er sich das Ansehen gab, als halte er Ziegenbalg für einen Thomas Münzer, der Rebellion habe anrichten wollen. Die

Räthe stritten sich manchmal mit ihm herum. Ziegenbalg aber wollte nichts unterschreiben, was einem Schuldbekenntniß ähnlich gesehen hätte. Nach langen Verhandlungen verstand er sich endlich dazu, um der armen Gemeinde willen, eine Bittschrift zu unterzeichnen, in welcher er um seine Befreiung anhielt und sich anheischig machte, bis zum Austrag der Sache sich allezeit wieder zu stellen. Ohne einiges Verhör wurde er sodann 26. März 1709 seines Arrestes erledigt.

Mit vielen Thränen von der Gemeinde empfangen, machte sich Ziegenbalg, soweit es ihm seine leidende Gesundheit erlaubte, an die Sammlung der Zerstreuten. Gerade damals baten auch die Katholiken von Tandschaur, die aus einer großen Verfolgung auftauchten (die Folge von geistlichen Schauspielen, in welchen der Ritter Georg Götzen zertümmert hatte), daß man sich ihrer annehmen möge, da ihre Priester vertrieben, die Kirchen zerstört seien. Die armen Missionare konnten nichts für sie thun, mußten sie doch selbst unter protestantischer Regierung stets neuer Verfolgung gewärtig sein.

Nun aber wurden sie (20. Juli) getröstet durch die Ankunft von drei neuen Mitarbeitern, Gründler, Bövingh und Jordan. Diese brachten Ermunterungsschreiben, selbst von der Hand der Königin, und reichliche Geldmittel (4000 Thaler) von Halle, Kopenhagen ꝛc. Die erste, schwerste Noth schien überwunden; die Mission hatte ihre Feuerprobe bestanden, sie erwies sich als gegründet Angesichts der vereinten Anstrengungen aller möglichen Feinde. Nur kurz erwähnt sei hier, daß auch in Deutschland viele Widersacher gegen die Mission arbeiteten; wurde doch in Wittenberg öffentlich über diese „falschen Apostel" disputirt, welche nun „haufenweise" in die Kirche einbrechen, sie niederzureißen und zu zersplittern unter dem Vorgeben, daß man sie ausbreiten wolle.

Auf den Thüringer Gründler (geboren 1677), der sich erst als Magister in Halle bekehrt und dann als Lehrer im Segen gewirkt hatte, waren die besondern Hoffnungen der hallischen Freunde gerichtet. Der Meklenburger Student Jordan war auf eigene Kosten mitgereist, hoffend, man werde ihn schon irgendwie brauchen können. Ihnen hatten die Dänen einen Kieler Theologen, den orthodoxen Westphalen Bövingh, beigesellt, welcher mit den andern nicht harmonirte; schon unterwegs hatte er abgelehnt, mit ihnen aus dem Herzen zu beten: das sei ihm einmal nicht gegeben. Nun sie lan-

beten; die schwarzen Gemeindeglieder, die Ziegenbalg vorführte mit den Worten: „Hier sind unsere Pflänzlein aus den Heiden," machten ihren Selam; Gründler, tief bewegt, weinte vor Freude und Mitleid. Dann sah er die achtzehn Knaben der Missionsschulen mit gekreuzten Beinen ihren Reis essen, und fühlte sich alsbald mitten im Werke. Bövingh mittlerweile, von Mißtrauen geplagt, warf einen Blick in Ziegenbalgs Tagbuch, und meinte, die Missionare hätten gegen die Obrigkeit zu viel gethan. — Nun zahlte man die Schulden ab und kaufte um 1000 Thaler das erste Missionshaus (23. Juli). Aber auch den armen Christen wurden Geschenke ausgetheilt, vielleicht nur allzureichlich. Die Missionare hofften damals noch, die Seligkeit des Gebens werde jenen mit der Zeit von selbst aufgehen.

Da aber der Kommandant, trotz der königlichen Weisungen, aufs neue mit Verfolgung und Gefängniß drohte, wurde beschlossen, Ziegenbalg solle nun selbst nach Europa reisen und die Sachlage vorstellen. Der Kommandant erlaubte das nicht, unter dem lächerlichen Vorwand, dadurch würde das heilige Werk der Bibelübersetzung verzögert (September 1709). Das sah einer neuen Gefangennahme nicht ungleich. Man versuchte, sich anders aus dem engen Käfig hinauszuhelfen: Ziegenbalg machte mit Gründler einen Ausflug ins nahe Nagapatnam. Neues Wüthen des Kommandanten! Er gibt schon Befehl, wenn sie wiederkämen, sie nicht durchs Thor einzulassen, bis an ihn berichtet wäre. Doch der holländische Gouverneur nimmt Ziegenbalg in seinen Schutz und preßt Hassius, den auch seine Räthe im Stiche ließen, ein Versprechen ab, für die Sicherheit des Missionars zu haften. Soviel war nun doch erwirkt, daß man über die holländische Kolonie sicher Briefe nach Europa befördern konnte.

Eine weitere Verbindung mit Europa wurde (Januar 1710) durch einen Besuch angeknüpft, den Ziegenbalg im englischen Madras machte. Dazu bewog ihn schon die Ankündigung von den Geschenken, welche englische Freunde, angeregt durch den frommen Hofprediger Böhme in London, der neuen Mission übermachen wollten. Gab es schon unterwegs reichlich Gelegenheit, das Wort zu predigen, so ward ihm in Madras von den englischen Herren ordentlich gehuldigt. Der Gouverneur nahm ihn in sein Haus auf; sein Kaplan schloß einen Freundschaftsbund mit dem schwergeprüften Missionar;

auf Gassen und Märkten konnte frisch und frei vom Heiland geredet werden; selbst Katholiken luden ihn ein, zu bleiben und eine Kirche zu bauen. Fast überall schien Indien der Mission offener zu stehen als in dem vertrakten Trankebar. Die Gemeindeglieder dort hatten nicht umsonst getrauert und geweint, als Ziegenbalg sich auf den Weg machte; ihnen wars, als dürfte er wohl in Madras festgehalten werden, wenn Trankebar ihn ausspie. Während ihm aber freilich die Erkenntniß sich aufthat, wie viel für Indien und alle seine Völker gethan werden könnte, wenn nur die faulen Christen sich aufmachen wollten, kehrte er doch nach einem Monat angestrengter Thätigkeit auf seine Leidensstätte zurück.

Hier hatte man sich mittlerweile mit Errichtung einer Außenstation in Poreiar, eine Stunde von Trankebar, beschäftigt, welche Gründler (22. Februar 1710) bezog; er nahm einen Dollmetscher mit, um die Sprache desto rascher zu lernen, und ließ sich von einer Sudrafrau „gut malabarisch“ kochen. Bald war auch eine Schule gegründet, in welcher Ziegenbalg selbst wöchentlich ein- oder zweimal einkehrte, um zu katechisiren und dann mit den Heiden zu reden. Ungeschickt aber wars, daß nun auch Bövingh, obwohl es ihm mit dem Sprachstudium gar nicht gelingen wollte, gleichfalls eine solche Außenstation in einem der fünfzehn dänischen Dörfer für sich haben wollte. Sie mußte, weil auch der Kommandant aufs eifrigste seinen Wunsch unterstützte, alsbald begonnen werden. Schon am 24. Februar zog Bövingh nach Tilleiali und baute rüstig. Nun aber wurde die Tandschaur Regierung von den Brahmanen, welche dort eine Macht bildeten, aufgestachelt und that ernstliche Einsprache; der Kommandant trotzte, daher schon im April die Grenzen gesperrt und die Trankebarer durch Theurung bedrängt wurden. Am 8. August kam es sogar zu einem Gefecht, in Folge dessen das Haus in Tilleiali von den Hindu's niedergerissen und von den Dänen in unedler Rache ein Häuflein Schlafender niedergemacht wurde. Das ist der Krieg, auf welchen Beschi (siehe S. 107) anspielt. Zum Schluß mußte die dänische Kompagnie dem König 500 Thaler Strafe zahlen, und der Kommandant hatte seinen Zweck erreicht, seine Feindschaft gegen die Missionare durch deren aufregendes Verfahren bei seinen Vorgesetzten entschuldigen zu können. Er ließ die schon beantragte Untersuchung nicht einleiten; daß er selbst die ganze Sache angestiftet, war ein offenes Geheimniß.

Gründler hatte sich schon im April, als die Heiden in Poreiar gleichfalls unruhig wurden, auf Ziegenbalg's Rath in die Stadt zurückgezogen. Da wartete man nun wieder auf das jährliche Schiff, welches Missionare, Geld und dem Kommandanten möglicherweise einen Verweis bringen sollte. Die Erwartungen wurden aber sehr getäuscht. Etwas Geld zwar wurde (6. Oktober) gelandet, und auf die Warnung des Schiffskapitäns auch vom Kommandanten, der es mit Beschlag belegen wollte, schließlich herausgegeben. Er selbst gieng straflos aus; der König war auch gerade den Missionskreisen bedeutend entfremdet worden. So machte sich der arme Hassius noch einmal die Freude, die Missionare zu hänseln, hielt ihre nach Europa abgehenden Briefe an, ließ sie wieder einmal durch die Wache vorfordern, und schalt dann die Brüder in der offenen Zollbude Schelme und Landbetrüger. Ihr Paket wurde aufgebrochen und nach einem Briefe gefahndet, „der Ziegenbalg an den Galgen bringen" sollte. Natürlich fand sich nichts; Alles Volk aber hörte wieder einmal an diesem 8. Oktober, wie Herr Hassius „noch wunderlicher mit den Padres spielen" wolle, und die Missionare machten sich auf weitere Verfolgungen gefaßt. Bövingh, dem es unter den Brüdern nach vielen Entfremdungen und Versöhnungen doch nicht wohl ward, verließ sie (Januar 1711), indem er sich eine malabarische Kleidung verschaffte, um allein unter den Heiden etwas anzufangen; er ist aber bald weiter nach Bengalen und Europa gereist, wo er seine öfteren Drohungen, dem Missionswerke einen bösen Namen zu machen, am Ende ohne es ganz zu wollen ausführte, indem ein voreiliger Freund sein Tagbuch mit allerhand giftigen Briefen veröffentlichte. Es wird da nichts Gutes an Ziegenbalg gelassen als sein Fleiß und seine Sprachengabe.

Indessen war aber durch den bedauernswürdigen Bövingh eine Mißstimmung auch unter die übrigen Missionare gekommen. Der rasche Ziegenbalg schien sich von dem stilleren Plütschau mehr abzuwenden und Alles nur mit dem, seiner Gemüthsart mehr zusagenden Gründler zu besprechen. Kaum war ein Mißverständniß gehoben, so tauchte ein anderes auf; daher Ziegenbalg auf den Gedanken kam, es sollte endlich die Gleichberechtigung aller Mitarbeiter aufhören und Einer Person die Gesammtleitung des Werks übertragen werden. Das meinte freilich Bövingh auch, nur daß ihm schien, dazu müßte erst ein in der thetischen, polemischen und kasuistischen

Theologie wohl verſirter orthodorus Theologus hinausgeſchickt und den heterodoxen Hallenſern zum Haupt geſetzt werden; Ziegenbalg aber mochte denken, der rechte Mann dürfte ſchon in Trankebar ſelbſt zu finden ſein. Auf alle ſolche Vorſchläge kam jedoch keine Antwort; denn von 1710 bis 1713 ſegelte kein däniſches Schiff nach Indien. Krieg, Peſt, Ueberſchwemmung, dazu das Vorherrſchen anderer Intereſſen ließen den däniſchen Hof Trankebars völlig vergeſſen. Nur in Halle wurde fortwährend eifrig für die Brüder gebetet, und eine Preſſe mit Tamiltypen ſammt einem tüchtigen Setzer zubereitet. Sie gelangten (auf engliſchen Schiffen) doch erſt September 1713 nach Trankebar.

Mit jenem letzten däniſchen Schiffe war übrigens ein königlicher Kommiſſär gelandet, der die unverantwortliche Wirthſchaft des Kommandanten bald genugſam durchſchaute und heimlich ſeinen Sohn über Nagapatnam nach Kopenhagen als Berichtſtatter abſandte. Zu ähnlicher Selbſthilfe rieth er auch den Miſſionaren, und ſo wollte denn ſchon im Oktober 1710 Plütſchau von Madras aus die Reiſe antreten, er mußte aber in Folge eines Monſumsſturms wieder landen und umkehren. Ziegenbalg ſeinerſeits trug ſich mit einem Plane, das ganze Tamilgebiet bis nach Jaffna und Ceylon hinüber zu bereiſen, um dann durch eine Vereinigung von däniſchen, deutſchen und holländiſchen Univerſitäten das Heidenthum planmäßig anzugreifen. Es kam nicht dazu, dagegen beſuchte er (Juli 1711) wiederum Madras, um die Gaben der engliſchen Freunde in Empfang zu nehmen; und er blieb noch einige Monate dort, um einmal in der Umgegend zu predigen und dann lieber gleich ſelbſt nach Europa zu reiſen, weil ihm das auf däniſchen Schiffen doch nicht geſtattet würde. Darüber erſchrack die Trankebar Regierung und verhandelte nun mit dem engliſchen Gouverneur, Ziegenbalgs Abreiſe um jeden Preis zu verhindern. Da mittlerweile Plütſchau dem letzteren nachgereist war, wurde zuletzt fürs Beſte befunden, dieſen ſtatt Ziegenbalgs nach Europa gehen zu laſſen.

Am 15. September 1711 kehrte dieſer edle Mann dem Tamil-Lande, deſſen Jugend beſonders ſeiner treuen Pflege froh geworden war, tiefbewegt, ohne ſich irgend verabſchiedet zu haben, den Rücken, um durch Vorſtellungen in Kopenhagen den unaufhörlichen Widerſtand der Ortsbehörde endlich aus dem Wege zu räumen und ſeinen Mitarbeitern Freiheit zur Bewegung zu ſchaffen. Er ſelbſt ſollte Tranke-

bar nicht wieder sehen. Ein schwachbegabter Christenknabe Timotheus begleitete ihn, die erste lebendige Frucht der Mission, welche ihre Freunde zu sehen bekamen. Der Kommandant aber wüthete und that sein Möglichstes, durch Briefe an den holländischen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung seine Weiterreise zu verhindern. Mit Mühe fand Plütschau dort ein holländisches Schiff, das ihn bis Terel brachte. Die Bootsleute aber, die ihn nach Amsterdam führen sollten, setzten ihn (August 1712) mit Timotheus unterwegs auf den Sand und fuhren mit allem Gepäck, auch allen Briefschaften und Schriften, davon. Er hat sie nie wieder gesehen. Durch allerhand Kriegsgefahren kommt er endlich Januar 1713 nach Lübeck, da öffnet sich die Thür — und Bövingh tritt herein.

Beide reisten zum König; Plütschau erreichte bei ihm in einer halbstündigen Audienz, daß versprochen wurde, die Kompagnie sollte der Mission nicht mehr so viel Widerstand leisten. Bövingh erlangte, falls er sich ruhig verhalte, die Zusage einer Pfarrei. Indessen — eine endliche Resolution ließ noch lange auf sich warten. Erst im Februar 1714 gieng endlich ein Schiff mit königlichen Geldern und gnädigen Handschreiben an die Missionare ab. Allein — es scheitert an der Spitze von Jütland, und nur zwei Matrosen retten ihr Leben. Die Gaben und Handschreiben werden allergnädigst neu ausgefertigt und über England geschickt; allein die englischen Schiffe waren eben abgesegelt, und die Hilfe verzog sich um ein weiteres Jahr!

Eine von England den Missionaren geschickte Presse wurde von den Franzosen gekapert; ein Freund der Sache löste sie zwar aus, aber der treue Lehrer Fincke, der mitgesendet wurde, verlor auf der weiteren Fahrt in geheimnißvoller Weise sein Leben, und als die beschädigte Presse nach Trankebar kam, sollten die Brüder noch eine Lösungssumme von 1000 Thalern entrichten! Es scheint sich wirklich Alles zu verbinden, keine nachhaltige Hilfe nach Trankebar gelangen zu lassen.*)

Dahin war Ziegenbalg, auf Gründler's inständiges Bitten, im Januar 1712 nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder zurückgekehrt. Er hatte gefunden, daß auch der englische Gouverneur durch die

*) Doch wurden nun auf dieser Presse bald portugiesische Bücher gedruckt, wie auf der (Herbst 1713) angelangten hallischen tamilische.

Schreiben des dänischen Kommandanten gegen ihn als einen Unruhstifter eingenommen wurde und den nächsten besten Anlaß benützte, nach London feindselig über ihn zu berichten. Ziegenbalg hatte in Palikat (Palawerkadu) mit Erlaubniß der holländischen Obrigkeit eine Trauung vollzogen, welche der englische Beamte beanstanden zu sollen glaubte. Gehemmt und gehetzt von allen Seiten durch die kleinlichen Uebelnehmereien, Formalitäten und Schreibereien, welche den damaligen Verkehr der Faktoreibeamten in den indischen Küstenstädten charakterisiren, war er nach Trankebar zurückgekehrt, wo mittlerweile ein jäher Tod den königlichen Kommissär weggerafft hatte. Feuersbrunst, Hungersnoth, Ueberschwemmung und andere Schläge hatten die Stadt schwergetroffen, aller Segen schien seit der Verfolgung der Missionare von ihr gewichen. Der Kommandant aber fuhr fort, diese zu bedrängen und herabzuwürdigen, wo ihm eine Gelegenheit geboten wurde. „Er lasse sichs gern noch 20,000 Thaler kosten," konnte er sagen; „in Kopenhagen werde man ihm doch den Kopf nicht nehmen". Die feindselig gesinnten dänischen Prediger und Räthe sind indessen gestorben, der Kommandant fühlt sich vereinzelt, und äußerlich stellte sich wieder ein erträglicher Verkehr her, da die Missionare ihm nichts nachtrugen, während sie der endlichen Hilfe harrten, und nur „die edle Zeit bedauerten, die sie unter solchem Gouvernement mit gar wenig Nutzen zubringen mußten".

Endlich am 13. Februar 1714 kam nach fast vier Jahren wieder ein dänisches Schiff und brachte zwar Geld und Briefe, aber auch die Weisung der indeß zu Kopenhagen eingesetzten Missionsinspektoren: die Missionare möchten mit dem Kommandanten eine Amnestie aufrichten. Der Brief enthielt so viel bittere Zugaben, daß Bövinghs Einfluß bei Abfassung desselben den Missionaren schmerzlich fühlbar wurde!

Nun sie versuchten, mit vieler Selbstüberwindung, eine Amnestie zu Stande zu bringen. Der Kommandant war auch ganz bereit, einen Schleier über seine Gewalthaten breiten zu lassen, zu weiterer Förderung des Werks aber wollte er sich nicht verstehen; er wolle soviel thun, als er bisher gethan habe, und im Uebrigen den Verordnungen seiner Direktoren nachkommen. „So lange wir mit ihm nichts von diesem Werke reden und keine Ersuchung um Hilfe thun, so lange sind wir gute Freunde; sobald wir Hilfe suchen, ist die Freundschaft aus und entsteht bei ihm Unwille und Verbitterung."

Die Handelsdirektoren aber hatten geschrieben: „Die zum Christenthum übertreten wollen, sollen erst vom Kommandanten examinirt werden, damit er über sie berichten könne! Und damit, daß er die Missionare habe Kirchen und Schulen bauen lassen, habe er bereits schwere Verantwortung auf sich geladen!"

Durch diese Offenbarung entfällt dem guten Jordan aller Muth; er sieht, daß man ihn nie wird ordiniren können, und will ins Vaterland zurück. Ziegenbalg aber und Gründler sind entschlossen, ihr Leben in Ostindien zu schließen „aus Liebe zu ihren schwarzen Schafen und Lämmern, aus herzlicher Begier den Heiden zu helfen und unter ihnen dem HErrn eine Gemeinde zu sammeln, auch durch mündliche und schriftliche Arbeit einen festen Grund aufs Zukünftige zu legen." Sie wissen, daß von König und Inspektoren nichts zu hoffen ist, aber sie harren aus im Aufblick zum himmlischen König.

Mitte Oktober 1714 wurde Ziegenbalg mit Jordan, der eben abfahren wollte, vom Kommandanten zu Gaste geladen. Da zeigte ihnen dieser die heimlichen Befehle, die er von den Direktoren erhalten, wornach über den kleinsten Punkt jahrelang mit Kopenhagen verhandelt werden sollte, damit ja nichts geschehe! Im Nu durchschaut Ziegenbalg die ganze teuflische Bosheit, und macht sich auf sie zu durchkreuzen; er schließt eine feierliche Amnestie mit dem armen Hassius*) und erhält von ihm freie Passage nach der Heimat als Schiffsprediger. Er will in Kopenhagen selbst den Sitz des Uebels aufsuchen, um es zu heilen. Mit Jordan und einem Jüngling Maleiappan besteigt er 26. Oktober 1714 das Schiff und verspricht der weinenden Gemeinde, in 22 Monaten wieder unter ihnen zu sein. Viele Heiden gaben ihm ehrenvolles Geleite und baten nur um baldige Wiederkunft.

Während Ziegenbalg auf dem Meer fährt, bahnt sich nun in Kopenhagen etwas Neues an. Man fand, daß die Missionsinspektoren der Sache nicht gewachsen waren, und bildete (Dezember 1714) ein förmliches Missionskollegium, als eine Behörde, die mit den schwierigen Direktoren der Handelskompagnie auf gleichem Fuß

*) „daß die bisherigen Streitigkeiten, mit welchem Namen sie mögen genannt werden, für immer sollen vergessen und einander vergeben und für alle Zeiten aufgehoben sein." 15. Oktober 1714.

verkehren konnte. Die Hallenser jubelten: endlich sei die Direktion an die rechten Männer gekommen; ein Geheimrath hatte den Vorsitz, ein Oberhofmeister der Königin und zwei Geistliche waren Mitglieder, und der eifrige Pietist Wendt, einst Bövinghs Vertrauter, wurde Sekretär. Plütschau, der keine diplomatische Gabe hatte, fand eine Pfarrei in Holstein; Ziegenbalg war schon am 22. Oktober 1714 zum Propst der Mission ernannt und beauftragt worden, den treuen Jordan zu ordiniren, vier Tage, ehe sich die beiden nach Europa eingeschifft hatten! Das Kollegium aber verhandelte nun wacker mit den Handelsdirektoren über Fragen wie diese: ob die Missionare nicht Unruhen anstiften werden, wenn sie sich über Trankebar hinausbegeben? ob sie auch Katholiken bekehren dürfen? ꝛc. Den Verkauf von Christensklaven zu verbieten, ließen sie sich bereitwillig finden. Im Mai 1715 wurde auch für Missionskandidaten eine Stiftung auf der Universität gemacht: sechzehn Studenten sollten im Seminar freie Wohnung finden ꝛc.

Nun landet Ziegenbalg (1. Juni) in Bergen und sieht sich gleich als Propst begrüßt. Im Juni bringt er eine Woche vor Stralsund zu, das der König eben belagerte, und gewinnt sich aller Herzen. Den König freute besonders der erste Theil des N. Testaments in Tamil, von dem ihm ein Exemplar überreicht wurde, und eine deutsche Ansprache Maleiappans. In Kopenhagen jedoch fand Ziegenbalg, daß die Direktoren die Missionssache als unverträglich mit ihrem Handel ansahen; es kostete harte Kämpfe, bis auch nur ein allgemeinster Befehl nach Trankebar, das Werk zu befördern, ausgewirkt war. Dann endlich (Oktober) giengs nach Deutschland, wo viele Herzen dem treuen Bahnbrecher entgegenwallten und die Theilnahme sofort mächtig wuchs. Man fand den starken Mann viel lieblicher und bedächtiger, als man ihn sich vorgestellt hatte. Doch nur Wochen hielt er sich in Halle und in der Heimat auf. Mit einer früheren Schülerin, Maria Salzmann, getraut, trat er schon am 2. December die Rückreise an über Holland und England, um überall das Missioninteresse zu wecken. Am 10. August 1716 landete dieses erste deutsche Missionspaar in Madras und hörte, daß auch Gründler Grund genug zu loben hatte; der Kommandant Hassius hatte eben seine Entlassung erhalten und war durch einen Missionsfreund ersetzt worden.

Wenn man aber nun endlich raschen Fortschritt der Mission

erwartet, so sieht man sich wieder einmal getäuscht. Ziegenbalg zwar trug sich mit großen Gedanken, die Mission nach Sirampur und auf die Faktoreien der Malabarküste auszudehnen, wie auch den Heiden mit immer neuen Mitteln nahe zu kommen; er findet sein ursprünglich „blödes Naturell" verändert und in eine „geheiligte Großmüthigkeit" umgewandelt, die vor keiner Aufgabe zurückscheut. So war auch Gründler, der mittlerweile gleichfalls geheirathet hatte, aufs innigste mit ihm verbunden, und von der früher wohl merklichen Eifersucht der Mitarbeiter gegen Ziegenbalg als den jüngeren findet man bei ihm keine Spur. Vereint errichten sie nun eine Bildungsanstalt für Lehrer, die (Oktober 1716) mit acht Zöglingen eröffnet werden kann und bauen eine größere Kirche, welche (Oktober 1717) durch Festreden in drei Sprachen eingeweiht wird. Aber von dem Missionskollegium, so korrekt seine Einrichtung in kirchlichem Sinne gewesen sein mag, gieng nun eine Wirkung aus, welche die Mission stille stellte, ja nahezu vernichtete. Ein Zeichen weiter, wenn es eines bedürfte, daß es für eine gesegnete Leitung der Mission einmal kein unfehlbares Recept gibt.

Der fleißigste Mann in diesem Kollegium war unstreitig der ledige Sekretär Chr. Wendt. Dieser aber war schon länger gegen Ziegenbalg eingenommen, von dessen Charakter er einmal eine schauerliche Disposition entworfen hat („Grund seiner Untugend ist die große Eigenliebe, aus welcher fließt 1) der Ehrgeiz, dessen Töchter sind: a) Selbstvertrauen, b) Aufschneiden in Briefen, c) ungeprüftes Annehmen von Täuflingen, d) sich nicht schuldig geben wollen; 2) Eigensinn, daraus entstehen: a) Herrschbegierde, b) Zornesheftigkeit, c) Zunder zu Uneinigkeit" ꝛc.). Nachdem beide sich von Angesicht gesehen, schien die Verstimmung abgethan. Sie trat aber in neuer Form auf, als Wendt erst in die Aeußerlichkeiten des Missionsdienstes sich eingelebt hatte. Da werden ihm nun diese externa zu einem ungeheuren Anstoß. Die Missionare schienen ihm ganz aufzugehen in Lieblingsbeschäftigungen, als da sind: Heirathen, Haushaltung, Bauten, Schulehalten, Sprach- und Volksstudien, Schreiben, Uebersetzen und Drucken, Verpflegung der Getauften ꝛc., lauter Dinge, von denen in der eigentlichen Missions-Instruktion Matth. 10. kein Wörtlein zu finden ist. Ist nicht am Ende das ganze Geldwesen vom Uebel? Ihm wird es je mehr und mehr ein wahrer Greuel; über Alles macht er sich ein Gewissen und fürchtet,

durch die Besorgung dieser Dinge an seiner eigenen Seele Schaden zu leiden.

Also wagt er einen Gewaltstreich. Voll der Angst, die Missionare möchten in diesem Treiben verweltlichen, hält er die für sie gesammelten Gelder zurück. 10,000 Thaler etwa waren in Folge der Auffrischung des Interesses durch Ziegenbalgs Besuch in der Heimat zusammengekommen, das Wenigste durch das Missionskollegium; Wendt aber schickt nichts nach Trankebar, sondern läßt die beiden Arbeiter zwei volle Jahre ohne jegliche Nachricht. In Einem Sinn ward das Ziel, die Vergeistigung der Missionare, erreicht: die beiden treuen Arbeiter wurden bald genug aller äußerlichen Sorgen enthoben; drüben in des Vaters Hause hörten ja alle Geldgeschäfte auf.

Aus heißer Tagesarbeit und schlaflosen Nächten heraus hören wir noch einmal Ziegenbalgs eindringliche Stimme, wie er (August 1718) mit großer Ueberlegung und Weisheit dem übergeistlichen Obern die nothwendige Verbindung der Aeußerlichkeiten mit der Seele des Werks auseinandersetzt, auch zeigt, wie eben der rechte Dienst des Nächsten „ein wohlgesetztes Gemüth“ lehre und erziehe, auch in diesen äußerlichen Dingen sich nicht zu zerstreuen, sondern dieselben vielmehr insgesammt auf den rechten Endzweck zu richten und dabei das Wohl der Seelen seine Hauptsorge sein zu lassen. Mache sich der Herr Sekretarius darüber ein Gewissen, so sollte er eben einen andern neben sich haben, der solche äußerliche Dinge willig und geschickt besorge, wie das in England der dienstfertige Herr Sekretär Newman thue, als welcher wieder 30 Ellen schwarzes Tuch zur Kleidung, Medikamente, Kümmel, Bier u. dgl. außer dem gewöhnlichen Präsente herausgesendet habe. Uebrigens besorgt Ziegenbalg, wenn dieses Mißtrauen, welches sie jetzt zum Borgen in Madras nöthige, nicht bei Zeiten gehoben werde, dürfte den abgematteten Arbeitern der Muth so schwinden, daß sie nur mit Seufzen thun, was sie mit Freuden thun sollten. Indessen stehe ihr Entschluß fest, auszuharren im Beten und Hoffen und ihre übrigen Leibes- und Seelenkräfte bei diesem Werke aufzuopfern.

Wendt schrieb seinen frommen Unsinn auch nach Halle: „Asia muß sich in externis selbst helfen können, und muß aus Europa nur das Göttliche und Himmlische haben, das Wort Gottes und das göttliche Leben, oder es wird nichts daraus. Geld zu Kirchen,

zu Eſſen und Trinken ſoll Europa nicht in Aſiam ſenden, das wird allzu weitläufig. Und wie wir ſelbſt ſind, ſo ziehen wir andere; es wird daraus nur ein europäiſches Chriſtenthum, das die Welt für den Himmel erwählet." — Natürlich warnt der edle Francke: Dieſe Männer haben ſich genug legitimirt, daß ſie nicht das Zeitliche ſuchen; er wünſcht ihnen einen Gehalt von 500 oder doch 400 Thalern. Sie könnten auch leicht in Europa Plätze mit höherem Gehalt finden, „und kann man Gott nimmer genug danken, daß er ſie bei dem göttlichen Sinn hält, auf keine zeitlichen Vortheile zu denken, ſondern bei den Indianern zu leben und zu ſterben". Wenn ſie müde würden und aufgiengen, könnte man ihnen nicht leicht gleich geſchickte Nachfolger geben, daher ſie bei gutem Muthe zu erhalten ſeien. Dennoch wünſcht auch Francke, daß die Miſſion „ſo wenigen Schweif als möglich von äußerlichen Dingen habe"; er fürchtet ſich vor dem Eindruck, den die Nachricht vom großen Kirchenbau machen werde, und kann ſich nicht dazu verſtehen, Ziegenbalgs fleißige Arbeit über die Religion der Tamiler („Das verdammliche allgemeine Heidenthum" ꝛc. vollendet im April 1712) zu veröffentlichen: Dergleichen falſche Begriffe habe man ja auszurotten, nicht weiter zu verbreiten.

Indeſſen hatten ſich die Miſſionare über viele Seelen zu grämen, welche nicht treu blieben, oder doch große Mängel an den Tag legten. Es iſt wahr, Ziegenbalg hat von manchem Bekehrten zu gut gedacht; gerade diejenigen Getauften, von denen die Miſſionare am meiſten geſchrieben hatten, giengen zurück oder machten ihnen ſchwere Noth. Einen Dichter und Schullehrer, an dem ſie eine rechte Freude erlebten, haben ihnen die Katholiken abgelockt, aber nur um ihn wieder ins Heidenthum zurückzuführen. Der bedeutendſte Mann, den Ziegenbalg in die Gemeinde aufnehmen durfte (1718), war vielleicht einer ſeiner letztgetauften, der Subrajüngling Aaron, ſpäter zum Prediger ordinirt. Er wurde jetzt vorſichtiger in der Aufnahme von neuen Täuflingen. Soviel aber war beiden Miſſionaren klar, daß ſie nicht, wie von ihnen verlangt wurde, die Gemeinde als eine fertige nun verlaſſen und predigend durch der Heiden Städte ziehen durften.

Im Januar 1719 mußte Ziegenbalg alle Amtsgeſchäfte abgeben; „es will keine Medicin mehr bei mir anſchlagen, die Urſach ſolcher Krankheit rühret vom Gemüth her," ſchreibt er in ſeinem letzten

Brief. Eine Stahlkur erschöpfte vollends seine Kräfte, er ließ die Tamilgemeinde um sein Bett kommen und ermahnte sie zur Beständigkeit im Glauben. Am 23. Februar stand er noch auf und betete mit seiner Gattin am Morgen, bald aber nahte das Ende. Er griff hastig nach den Augen: „Wie ist mirs doch so helle; ists doch, als wenn mir die Sonne in die Augen schiene!“ ließ sich noch das Lied: „Jesus meine Zuversicht,“ spielen und zu Ende singen; dann entschlief er in seinem Ruhestuhl, noch nicht 36 Jahre alt. Alles war bestürzt; die höchsten Personen in der Stadt, so gut wie die ärmsten Heiden fühlten, daß eine Mauer der Stadt, eine Säule der Kirche gefallen war.

Wendt sagt, daß dieser „Zufall ihn inniglich angegriffen“ habe. Etwas bedenklich harrte er des Eindrucks, den seither abgegangene Schreiben des Missionskollegiums auf den Ueberlebenden machen würden. Gründler verfiel zunächst in eine zweimonatliche Krankheit, in der er doch sitzend zu predigen versuchte, oder wenn es nicht gehen wollte, auf die Kniee fiel und mit der Gemeinde betete, der HErr möge doch nicht beide Hirten zugleich hinwegnehmen. Er wurde erhört: im Juli 1719 landeten die Missionare Schultze, Dal und Kistenmacher in Madras, und obwohl sie erst im September Trankebar erreichten, hatten sie doch alsbald das dicke Kollegialschreiben abgesandt, welches Gründler nur unter strömenden Thränen lesen konnte. Es war eine vollständige Verdammung Ziegenbalgs und seiner ganzen Missionspraxis!

„Der Urheber aller Mission, von solcher Liebe gegen seine Jünger erfüllt, wie sie das Kollegium gegen die eigenen Sendboten nie hegen könnte, hat doch die Apostel leer ausgesandt, ja ihnen Geld anzunehmen verboten. So wie Jesus es eingerichtet hat, so muß es gut sein. Je näher wir diesen Fußstapfen kommen, desto völliger ist unsere Mission. Also kann Gründlers Gehalt nicht erhöht werden. In Betracht des großen Tags der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes und in Absicht auf die Seelen der Heiden, wünschen wir viel lieber, daß Ihr leiblicher Zustand elend und jämmerlich, arm und gering werde, und vertrauen der gütigen Liebe unseres Heilandes, er werde es also machen, so Ers nöthig und gut findet. — Wie die Eltern, so die Kinder. Wenn ein Heide bei Euch soviel mehr Irdisches findet, als er vor seiner Thür wahrnimmt, was wird daraus? Ein Kind der Erden zwiefach mehr,

denn ers vorhin war. Müſſen wir da nicht jenes Wehe euch Schriftgelehrten ꝛc. über uns nehmen, und wünſchen, daß derſelbe Menſch nie ein Chriſt worden wäre? Ja wir wünſchen, daß nie kein Thaler nach Indien kommen wäre, als daß durch ſolche irdiſche Dinge der Durchbruch zum Himmelreich ſollte aufgehalten werden. — Sollte durch den Kirchenbau Ihnen am Ausgehen unter den Heiden Zeit und Kräfte entgangen ſein, ſo wünſchen wir, daß kein Stein auf dem andern läge; wünſchen, daß Sie ſelbſt zu Trankebar keine Sonn- noch Feſttagspredigten hielten, wenn nur dagegen die Heiden bei ſich das Evangelium hörten. — Verflucht ſei der Handel (der Papiermühle), der dem himmliſchen Reiche Chriſti das allergeringſte irdiſch geartete anmenget! — Statt Bibeln zu drucken, legen Sie die Briefe Pauli auf, in die Herzen geſchrieben und geleſen von allen Menſchen. Wird dieſes durchs andere aufgehalten, ſo wollten wir lieber, daß keine Bücher geſchrieben und gedruckt würden. — Das vortheilhafteſte Seminar iſt, wenn Sie aus den Gläubigen Aelteſte wählen, die Gemeinde zu verſehen, ſelbſt aber weiter unter die Heiden gehen. — Möge alles in zwölf Jahren Gearbeitete zerſtöret werden und vergehen, was die mündliche Verkündigung des Evangelii hindert! — Wir haben Ihnen geſchrieben nicht als Fleiſchlichen, denn wir unſere Feder nicht in Fleiſch und Blut getunket, wir haben Euch als Geiſtlichen Sachen geſchrieben, die der heilige Geiſt lehret" ꝛc.

Nun, der Rath von Trankebar rechtfertigte (in amtlichem Atteſt) die Miſſionare, die nach ihrer Inſtruktion die geſammelte Gemeinde gar nicht verlaſſen durften; er rechtfertigte ſie auch gegen andere Vorwürfe. Gründler ſelbſt aber fieng an, zu verkaufen, was ihm irgend entbehrlich ſchien von Miſſionsgebäuden; ſchlug ſich dann mit dem Gedanken herum, die ſo gründlich verbitterte Arbeit zu verlaſſen und nach Europa zu gehen; faßte ſich aber wieder und labte die verwundete Seele an Francke's nachgeſchicktem Brief und Zuſpruch. Dann ſetzte er ſich nieder und arbeitete eine eingehende herrliche Erwiederung aus, die mit den Worten ſchloß: „Darum Dir allein, o lieber Abba, und Deiner heiligen Führung übergebe ich ferner dieß Werk mit all ſeinen Anſtalten nach den innerlichen und äußerlichen Geſchäften. Laß durch Dein Wort: glaubet, ſo werdet ihr die Herrlichkeit Gottes ſehen, Deine Knechte hier und in Europa aufgeweckt werden, Dein Werk mit aller Treue und Glaubens-

freudigkeit in heiligem Segen fortzuführen. Dir allein sei dafür Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen!"

Am 16. September 1719 trafen die drei Kandidaten ein, noch unordinirt, so schnell hatte man sie zusammen suchen müssen. Gründler unterrichtete sie täglich im Tamil und führte sie ins ganze Werk ein. Er war zum Propst ernannt, ohne noch die Ernennung in Händen zu haben; aber um nichts zu versäumen, holte er die Zustimmung der Ortsobrigkeit ein, im Verein mit der er das Konsistorium bildete, und ordinirte zunächst den gewandten, einnehmenden Schultze (Januar 1720). Das stand ihm fest, daß er nach dem ausgesprochenen Mißtrauen des Kollegiums zunächst nach Europa zu gehen habe; wollten dann die Väter ihn wieder zu dem Werke aussondern, zu dem ihn der heilige Geist berufen habe, so möchten sie aufs Neue ihm die Hände auflegen. Uebrigens fühlte er sich nicht mehr auf dänischen Boden beschränkt; nöthigenfalls konnte er mit deutscher oder englischer Hilfe sich in Madras niederlassen. Im September 1720 gedachte er die Reise anzutreten, bis dahin konnte Schultze die Arbeit nothdürftig übernehmen. Der edle Gouverneur aber schüttelte ergrimmt den Kopf: „Ehe die Herren Missionsdirektoren von Ihnen fordern, daß Sie wie Soldaten alles mit sich auf dem Buckel schleppen, sollten Sie erst selbst mit gutem Exempel vorangehen; denn sie wohnen in großen Häusern, die von oben bis unten reich möblirt sind."

Einstweilen wollte Gründler mit der so streng empfohlenen Heidenpredigt einen Anfang machen; obwohl krank, machte er sich am 10. Febr. nach Kudelur auf den Weg. Im Boot erkältete er sich und mußte nach zwei Wochen zurückgebracht werden. Er segnete noch mit kaum hörbarer Stimme die versammelte Gemeinde; vier Tage darauf legte er sich mit heimlichem Flehen und Seufzen und redete nichts mehr; er entschlief (19. Merz 1720) im 43sten Lebensjahre. „Die rechte Ursache seines Todes ist," wie die Wittwe an Francke schrieb, „die Betrübniß, welche ihm der harte Brief vom Missionskollegium verursacht hat. Diese hat von Tag zu Tag seine Kräfte verzehrt, bis ihn der HErr von allen Leiden frei gemacht hat." Ein Jahr später fiel Wendt in Ungnade und wurde von seinen Aemtern entfernt; die Mission aber machte zunächst nur Rückschritte, bis 1725 Walther und Pressier in sie eintraten.

Vergleichen wir, was diese deutschen Bahnbrecher geleistet haben,

mit den Erfolgen der katholischen Mission, so ergibt sich ein unscheinbares Resultat. Dort handelt es sich gleich um Tausende, hier nur um Einzelne. Wie demüthigend sodann für die evangelische Kirche der Vergleich mit der europäischen Oberleitung katholischer Missionen ausfällt, bedarf keiner Ausführung. Alles scheint hier kleinlich und zufällig, und wo etwas wie Methode und System auftritt, ist es entweder herkömmliche Form oder hirnwüthige Theorie. Es ist etwas überaus Lehrreiches um die Geschichte dieser fünfzehn Jahre, in welchen die Frage gelöst wurde: Kann es in der evangelischen Kirche überhaupt eine Heidenmission geben? Das Lehrgeld ist theuer ausgefallen; — denn ihrer Schwächen werden wir uns auf jedem Schritte bewußt. Aber des Namens, um welchen sich diese Anfänge evangelischer Mission gruppiren, brauchen wir uns nicht zu schämen. Ziegenbalg verliert durchaus nichts durch die peinlichste mikroskopische Betrachtung seines Lebens und aller seiner Schritte, durch eine Prüfung vor aller Welt, wie ihr die Wirksamkeit eines katholischen Priesters oder Ordensmanns nie ausgesetzt werden kann. Ziegenbalg liegt ganz offen vor uns da. Er fängt blöde an, wächst aber zusehends in den unaufhörlichen Kämpfen mit allen möglichen engen Interessen, die nur in dem einen Wunsch übereinstimmen: du sollst und darfst nicht sein! wächst und wächst, bis wir in ihm die evangelische Mission, die sich zum Sein und Leben durchkämpft, verkörpert sehen. Er ist seinem Herkommen nach ein orthodoxer Lutheraner; aber von den damaligen Orthodoxen scheidet ihn der merkliche Umstand, daß er nicht zwischen Glaube und Werke den üblichen langen Gedankenstrich setzt. So dient er Gott in seinem Geschlecht und sieht jetzt reichen Samen. Wie hat doch sein Werk und Wort gezündet in dänischen, deutschen, holländischen, englischen Kreisen! Wie hat die Theilnahme, welche er weckte, die engen Schranken der Territorialkirchen und Konfessionen überhüpft und gesprengt! Daß hiemit ein Wendepunkt in der evangelischen Kirche eintritt, ein Aufschwung zu neuem Leben, das hat auch die katholische Kirche schneller und richtiger erkannt als unsere konservative Partei, die alte Orthodoxie. Mit großer Aufmerksamkeit hat jene das unscheinbare Werk in Trankebar verfolgt; ein Mann wie Beschi ist, nach unmißdeutbaren Spuren, durch den Sporn, den Ziegenbalgs Thätigkeit ihm gegeben, nach Indien geführt worden.

Am wenigsten haben wir in dieser kurzen Skizze von Ziegen-

balgs Verkehr mit dem Tamilvolke geredet, so daß manchem Leser scheinen könnte, seine Zeit sei in den Reibungen mit Kompagniebeamten ꝛc. darauf gegangen. Es verhält sich aber ganz anders. Fleißiger als die meisten, durch nichts behinderten, neueren Missionare widmete er sich dem täglichen Umgang mit Heiden, Muhammedanern, Katholiken, Armeniern und Tamilern jeder Klasse; alle fragt er aus, nach allen Seiten hin schreibt er Briefe, bekommt Antworten und merkwürdige Bücher zugetragen und sammelt so eine Masse von Kenntnissen, die noch heute in Erstaunen setzt. Er ist im fremden Volke wirklich heimisch geworden. Gewöhnlich predigt er die Leute nicht an, sondern lockt erst ihre Gedanken und Weltanschauung von ihnen heraus, bleibt freundlich und gelassen, auch wo er rügt, und weiß dann immer ein kräftiges Zeugniß anzubringen. Darum ist er auch im Ganzen bei Allen wohlgelitten, selbst bei den Brahmanen, die sich seiner Wißbegierde freuen, wenn sie auch gelegentlich Ränke gegen ihn schmieden. Wahrhaft lieblich ists, wie er z. B. bei den Armeniern am Thomasberge sich niederläßt. Da sitzt er des Morgens vor der Thür mit Kindern, am Wege den Berg hinauf, und läßt aus dem Neuen Testament einige Kapitel laut lesen; dabei finden sich allezeit Zuhörer ein und fragen bald über dieß, bald über jenes. Dann geht er mit den Kindern in einen offenen Garten, durch den viel Volks hin und her zieht, singt mit ihnen und betet, und erklärt ein Stück aus der Theologie oder katechisirt sie über einen Spruch; und nie fehlt es an Zuhörern. Oder ist ein katholisches Fest, mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen; er sieht so bescheiden zu, daß man ihn auch nöthigt, sich niederzulassen, und er nun eine Rede halten kann über die rechte Art Feste zu feiern. Bald wird er an Zollstätten und Stadtthoren angehalten und soll Kopfgeld entrichten (wie ist doch darin so viel anders geworden in Indien!); über die nahe Tandschaur Grenze darf er sich vollends kaum wagen; aber mit indischer Geduld entwaffnet er die Wächter und weiß immer wieder die Unterhaltung auf das Eine Ziel hinzulenken. Und aus der engen Nachbarschaft schaut er immer weit hinaus, bis nach Bombay und Persien, nach Bengalen und Pegu hinüber: wie gerne schickte er überall hin seine Evangelisten!

Er hat sich freilich in dieser Aussicht auf die Zukunft getäuscht, wenigstens sofern er so große Dinge noch selbst zu erleben hoffte. Rechte Evangelisten und Schulmeister hat er nur wenige zubereiten dürfen,

kaum hinreichend für die nächste Umgegend. Aber doch konnte er ſeinen Tamilern andere Evangeliſten in Menge ſchicken, alle voll des lauteren Sinnes, der in ihm war. Schon 1712 hatte er 33 Tamilſchriften verfaßt, dazu fünf papiſtiſche gereinigt „und ſolchergeſtalt unſer eigen gemacht“. Er hat dem Volke eindringliche Sendſchreiben, brauchbare Schulbücher und gute Traktate hinterlaſſen, vor allem aber ſeine Bibelüberſetzung, an welcher er unermüdlich arbeitete. Das Neue Teſtament durfte er vollenden, im Alten kam er bis zum Buche Ruth. An der heiligen Schrift hat er ſelbſt immer ſeine dürſtende Seele gelabt, und er iſt friſch und jung geblieben in der verdorrenden Umgebung bis ans Ende. Alles, was er erreicht hat, iſt einzig durch dieſes Wort erreicht, ohne Anwendung irdiſcher Gewalt und Liſt; war das Erreichte zunächſt unanſehnlich, ſo hatte er ſich das in die Rechnung genommen: er wollte ja nur einen guten Grund legen für die weitere Entwicklung der Miſſion. Möge die evangeliſche Kirche, und möge namentlich das Tamilvolk immer vollkommener und dankbarer erkennen, welch ein Geſchenk ihnen in dieſem ganzen Manne gegeben wurde!

(Fortſetzung folgt.)

# Madagaskar.

(Schluß.)

## 6. Zuſtand der Gemeinden.

Bald fünf Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit Radama's als der Anbruch eines goldenen Zeitalters für Madagaskar begrüßte Regierung nach kurzer Zeit mit ſeiner Ermordung endete; ſein Tod änderte jedoch nicht, was er als Regent Gutes gewirkt hatte; nur das Uebel, das er geſtiftet, ſtarb mit ihm. Die Empörer waren nicht fanatiſche Heiden, ſondern den Jugendgenoſſen des Königs gegenüber auf ihren früheren Einfluß eiferſüchtige Häupter des Adels, voran der erſte Miniſter und ſein Bruder, der Oberbefehlshaber der Armee. Sie verfuhren mit anerkennenswerther Mäßigung, legten

wieder Zölle auf die Ein- und Ausfuhr, beschränkten durch eine wohlthätige Steuer den Verbrauch des Branntweins, erneuerten aber weder die Anwendung des Gifttranks, noch hoben sie die Religionsfreiheit auf. Radama's Wittwe, der sie keine andere Wahl gelassen zu haben scheinen, als entweder den Thron ihres Gemahls zu besteigen oder sein Grab zu theilen, huldigt zwar für ihre eigene Person entschieden den Götzen und wallfahrtet zuweilen nach dem Grab ihrer Tante, der Christenverfolgerin Ranawalona, fährt daneben indeß fort, sich den Missionaren freundlich zu bezeugen. Die Sakalawa's, jene Erbfeinde der Howa's, die nur Radama's Großmuth versöhnt hatte, leben nun auch unter ihrem Scepter friedlich mit jenen zusammen, nachdem sie vergeblich sich erhoben hatten, den Tod ihres Besiegers zu rächen. So weit menschliche Blicke reichen, ist für die junge madagassische Kirche die Zeit der Bluttaufe abgeschlossen, seit Rasoherina in dem im August 1865 unterzeichneten Freundschaftsvertrage mit England erklärte: „In Uebereinstimmung mit dem Wunsche der Königin Viktoria verspricht die Königin von Madagaskar, daß keine Christenverfolgungen in ihrem Lande stattfinden sollen."

Auf keinem andern Missionsgebiet der Gegenwart hat es der Herr so deutlich gezeigt wie hier, daß das Kommen Seines Reiches nicht auf menschlicher Kraft, sondern auf der Wirkung Seines Geistes beruht. Zwanzig Madagassen waren getauft, als im Jahr 1836 die Missionare vertrieben wurden, und wie sie nach dem 25jährigen Verfolgungssturm wiederkehrten, hatte sich das Häuflein der Gläubigen gemehrt gleich den Kindern Israels unter dem pharaonischen Druck. Wohin sie immer kamen, tauchten Christen auf, die mit ihnen in innige Herzensgemeinschaft traten, und Briefe und Besuche von allen Seiten meldeten, daß durchs ganze Land der gute Same getragen worden war und Frucht brachte an Orten, wo ihn noch kein europäisches Auge belauschen konnte.

Und überdieß zeigte sichs, daß die Leiden Christi, der die junge Gemeinde so frühe und in so ungewöhnlichem Maße theilhaftig geworden war, auch zu ihrer innern Befestigung mehr gethan hatten, als die sorgfältigste Pflege europäischer Lehrer es vermocht hätte; denn nicht nur waren die Bekehrten in keinerlei Irrlehre versunken, sie hatten ganz allein auch eine einfache und vortreffliche Kirchenordnung zu Stande gebracht. Bei solchen Resultaten lohnt sichs

wohl der Mühe, ehe wir auf die neueſten Gegenſtände des Danks und der Fürbitte in dem Gotteswerke in Madagaskar zu ſprechen kommen, mit dem alten Ellis noch einmal den einzelnen Gnadenwirkungen nachzuſpüren, durch die ein ſo herrlicher Grund gelegt wurde.

Obenan ſteht da die treue Benützung zweier Rathſchläge, welche die ſcheidenden Miſſionare den madagaſſiſchen Chriſten gaben. Der erſte war der: das Wort Gottes zum Leitſtern und zur Richtſchnur ihres Lebens und zu ihrer Seelenſpeiſe zu machen, und keiner noch ſo einleuchtenden Lehre oder Vorſtellung Gehör zu ſchenken, die ſie nicht in der h. Schrift begründet finden, weil ſie nur in ihr in guten und böſen Tagen, im Leben und Sterben ſicher ruhen können. Der andere lautete: ſie ſollen ſich wenn irgend möglich nicht abſondern, ſondern zur Kräftigung ihres Glaubens und zum Wachsthum in der brüderlichen Liebe wie in der Liebe zum gemeinſamen Haupte recht enge Gemeinſchaft halten, wenn ſie auch nur in ganz geringer Zahl zuſammenkommen können. Als einen Schatz, der ihnen theurer war als alles in der Welt, bewahrten denn auch die Gläubigen, von jeder menſchlichen Hilfe verlaſſen, die wenigen Exemplare einzelner Bücher der h. Schrift, die ſie beſaßen. Schon der Wunſch, dieſes Himmelsbrod nicht für ſich allein zu behalten, ſondern ihren köſtlichſten Reichthum mit Andern zu theilen, führte dann auch zur Befolgung des zweiten Raths der Miſſionare. Wer ſchreiben konnte, ſchrieb möglichſt große Stücke des göttlichen Wortes für unwiſſendere Brüder ab; wer nicht ſo glücklich war, in den Beſitz ſolcher Blätter zu kommen, prägte dem Gedächtniß ein, ſo viel er nur immer konnte.

Zur gemeinſamen Betrachtung der h. Schrift kam man Sonntags und auch die Woche hindurch in Häuflein von vier bis zu zwölf und mehr Perſonen zuſammen. Nachdem man mit Gebet begonnen hatte, las Jeder der Reihe nach etliche Verſe; fehlte es an Abſchriften, ſo diente die gleiche für mehrere Perſonen. Dann ſuchte man ſich den Sinn des Geleſenen klar zu machen. Anfangs ſprach Einer nach dem Andern ſeine Anſicht darüber aus; in der Folge aber merkte man, daß Einige entweder tiefer als Andere in den Geiſt der Schrift eindrangen, oder doch die Gabe hatten, ihre Gedanken darüber klarer auszudrücken. Dieſe Männer wurden dann mit der Auslegung des göttlichen Wortes beauftragt, wenn man auch noch fortfuhr, den jedesmaligen Abſchnitt der Reihe nach zu leſen. All-

mählich fieng man an, solche Redner, namentlich wenn sie ihren Glauben und die Untadelhaftigkeit ihres christlichen Charakters schon in besondern Anfechtungen erprobt hatten, mit Ehrerbietung zu behandeln und als die Leiter der kleinen Gemeinden zu betrachten. Einige derselben waren von den Missionaren getauft und in ihre Hausgemeinde aufgenommen worden. Alle wußten, daß das Gebot des Herrn und das Beispiel der Apostel ihnen die h. Taufe und die Feier des h. Abendmahls zur Pflicht mache; so wurden denn die bereits als Lehrer anerkannten Männer von der Versammlung der Gläubigen mit der Verwaltung der Sakramente beauftragt. Es scheint das ohne eine eigentliche Wahlhandlung und ohne feierliche Uebertragung dieses Amtes durch eine fast stillschweigende Uebereinkunft nach gemeinsamem Gebet geschehen zu sein. In der Folge war es wie selbstverständlich, daß die so ausgesonderten Männer, die man die „Häupter der Gemeinde" nannte, zu ihren übrigen seelsorgerlichen Pflichten auch die Krankenbesuche und Begräbnisse rechneten. Diese letzteren boten manchmal schöne Veranlassung, auch heidnischen Verwandten der Verstorbenen das Evangelium nahe zu bringen und einen Blick in das Gemeindeleben zu eröffnen.

Der äußeren Form nach wichen die Versammlungen der madagassischen Christen in Manchem von unseren heimatlichen Gottesdiensten ab. Nicht in heller Tagesstunde, sondern in der Stille der Nacht, meist von Samstag Abend um 11 Uhr bis Sonntag früh um 3 Uhr fanden sie statt, und auch dann sehr oft unter dem Gefühl, daß man vielleicht vor dem Schlusse derselben eilig die Flucht ergreifen müsse. Diese Unsicherheit sowohl als die natürliche Begabung und der Bildungsgrad der Lehrer und Hörer, ließ kurze Betrachtungen über die einzelnen Verse der gelesenen Bibelabschnitte an die Stelle der bei uns üblichen längeren Reden treten. Die in der Hitze der Trübsal lieb gewordenen Einrichtungen wurden dann natürlich theilweise noch beibehalten, als der Tag der Freiheit hereinbrach. Man wußte sich Anfangs kaum in andere als die gewohnten Stunden zur gemeinsamen Erbauung zu finden, und kam daher wenigstens gleich in der Morgendämmerung zusammen, um den größten Theil des Tages im Gebet und in der Besprechung göttlicher Dinge zuzubringen. Speise nahm man entweder mit oder ließ man sie sich nachbringen. Das Gedächtniß des Todes Jesu wurde mit großer Sammlung ganz in der Weise gefeiert, in der man es bei

den englischen Missionsfamilien gesehen hatte. Keine Person von unzuverlässigem Charakter durfte daran Theil nehmen; denn der Geist Gottes hatte es den eingebornen Predigern ins Herz geprägt, daß die „Heiligkeit des Herrn" das Merkmal aller Glieder Seiner Kirche sein müsse. Mit großer Sorgfalt hüteten sie sich daher auch, jemand in die Gemeinde aufzunehmen, der nicht von Herzen Glauben an den Herrn Jesum, Reue über seine Sünden und Hoffnung des ewigen Lebens bekannte, und dessen Wandel, so weit Menschen es beurtheilen konnten, nicht mit den Anforderungen des Neuen Testaments übereinstimmte.

Ein schönes Zeugniß von der Reinheit der ersten madagassischen Kirche vernahmen die wiederkehrenden Missionare aus dem Munde der etwas später Hinzugekommenen. Fragten sie dieselben, was denn in ihnen zuerst den Wunsch erweckt habe, durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleibt zu werden, so war es in den meisten Fällen nicht das Lesen der h. Schrift oder irgend ein zündendes Wort eines der begabten einheimischen Prediger, was ihr Herz getroffen hatte, sondern der sanfte, stille Geist der ihnen bekannten oder verwandten Christen. „Wie war doch dieser oder jener Mann ein Dieb und ein Trunkenbold; wie pflegten wir den und den, der sich in allen Lastern wälzte, zu fürchten und zu verachten," sprachen sie bei sich selbst, „und jetzt gibt es keinen ehrlicheren, wahrhaftigeren, gütigeren Menschen als ihn; es muß in dieser neuen Religion doch eine Kraft liegen, die solche Veränderungen bewirkt." Und das war der Eindruck, den wider ihren Willen gerade die heftigsten Feinde des Evangeliums über die ganze Insel verbreiten halfen.

Als man bei der letzten Verfolgung sich in Anwendung der allgemein üblichen Strafen erschöpft hatte, ersann man als letzten Versuch zur Ausrottung des Christenthums eine neue. Mit 50 und mehr Pfund Eisen beladen, wurden die Bekenner des Namens Jesu in die ungesundesten Theile der Insel gesandt, damit die Qualen ihrer Fesseln noch durch die des Fiebers vermehrt und ihr herannahendes Ende ihnen selbst beängstigender, für Andere aber noch abschreckender gemacht würde. Vermittelst schwerer Eisenstangen in Häuflein von fünf, sieben oder mehr zusammengeschmiedet, konnten sie ohne Hilfe weder aufstehen, noch niedersitzen, noch sich legen, ja kaum gehen. So wurden sie, wo sie hinkamen, an den Markttagen als ein Schauspiel der Leute auf den Marktplatz geführt. Nie

wurden ihnen ihre Ketten abgenommen. Erlöste der Tod ein Opfer, was bei Vielen ſchon vor Jahresfriſt geſchah, ſo ſchnitten die wachhabenden Soldaten Kopf und Füße ab, um die Leiche herauszunehmen. Und dieſe rohe Art, ſie von ihren Feſſeln loszumachen, war noch Barmherzigkeit; denn oft ließ man die Todten inmitten der Lebenden, bis der Verweſungsgeruch nicht mehr zum Ertragen war. Der verſtümmelte Leichnam blieb, wenn nicht Freunde kamen und ihn begruben, den Hunden und Raubvögeln zur Beute.

Doch was geſchah? Das Volk ſchloß aus dem Uebermaß dieſer Leiden nicht, wie es beabſichtigt war, unbedingt auf die Abſcheulichkeit der begangenen Verbrechen. „Was haben denn dieſe Leute gethan?“ fragte man ſich. „Sie ſind keine Mörder und Diebe; worin beſteht denn ihre Schuld?“ Die Sanftmuth, mit der ſie die unmenſchlichen Martern ertrugen, rührte die Herzen und führte zu weiterem Nachforſchen nach der geheimnißvollen Quelle ſolcher Glaubensfreudigkeit. So hatten alſo die grimmigſten Widerſacher mit dem Blute der Märtyrer nur den Samen der Kirche nach Oſt und Weſt und Süd hinausgeſandt.

Wie wurde doch unſerem Ellis das Herz ſo warm, als er einige der Ueberlebenden ſah — hilfloſe, abgezehrte Geſtalten, mit Wunden, Narben und Striemen am Leibe, aber Friede, Freude, Hoffnung und Herrlichkeit im Herzen! Nie hörte er von ihnen ein Wort des Haſſes oder der Rache gegen ihre Peiniger, ſondern nur den Wunſch, daß ſie Jeſum und ſein Wort kennen lernen und zu einer gewiſſen Hoffnung des ewigen Lebens gelangen möchten. Da war kein Murren und Klagen, nur Dank gegen Gott, der ihnen Gnade geſchenkt hatte, die Schmach Chriſti höher zu achten als die zeitliche Ergötzung der Sünde, und keine Erlöſung anzunehmen, ſondern Woche um Woche, Jahr um Jahr mit Seinem Volke Ungemach zu leiden, um einſt die Auferſtehung, die beſſer iſt, zu erlangen. Und wie himmliſch war ihm zu Muthe, als er mit nahe an hundert eingebornen Chriſten zum erſten Mal das h. Abendmahl begieng. Einſt waren dieſe Brüder und Schweſtern als Geächtete in mitternächtlicher Stunde oder im Waldesdickicht und in Felsklüften zuſammengekommen, um ſich durch das Gedächtniß des Todes Jeſu in der heißen Trübſal zu ſtärken; jetzt, da Jeder im Frieden unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum wohnte, feierten ſie Sein Liebesmahl in der ſeligen Ausſicht, bei der großen Hochzeit des Lammes

einst auch so versammelt zu sein. Die Kräfte der zukünftigen Welt, die hier fühlbar waren, durchschauerten Ellis mit einer süßen Ahnung der Erfüllung, die in der Menge heidnischer Völker das Wort des Herrn noch finden wird: „Ich habe noch andere Schafe, dieselben muß ich herführen, und wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“ Hier hatte er ja bereits ein Angeld davon; hier saß er inmitten einer Heerde, die einst den Testamenten der Verheißung fremd, ohne Gott und Hoffnung in der Welt, nun aber durch das Blut Christi herbeigebracht war, und hinfort nicht mehr zu den Gästen und Fremdlingen, sondern zu den Bürgern mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen gehörte.

Freudig erkannte er natürlich die göttliche Beglaubigung der eingebornen Diener des Worts an, denen der Herr selbst an ihren Gemeinden einen von Heiden und Christen gelesenen Brief in's Herz geschrieben hatte. Weder er noch einer der andern Missionare hielt es für nöthig, sie noch besonders zu ihrem Amte zu weihen, nachdem der heilige Geist sie so sichtbar zu Hirten der Heerde gesetzt hatte. Vereint mit ihnen die Gemeinde Gottes zu weiden, das betrachteten die europäischen Arbeiter als ihre nächste Aufgabe, und darum wurden sie auch von den besten der eingebornen Christen dringend gebeten. Dabei aber gieng ihr Bestreben wesentlich dahin, den Kirchen der Hauptstadt möglichst schnell zu solch innerer Befestigung zu verhelfen, daß sie dieselben ganz der Pflege eingeborener Prediger überlassen und sich selbst in neue Gegenden des Landes wenden könnten. Diese Aufgabe war größer, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Jetzt, da keine Gefahr mehr mit dem Uebertritt zum Christenthum verknüpft war, kamen Viele herzu, deren Einfluß die älteren Glieder der Gemeinde allerlei ungewohnten Versuchungen aussetzte. Eine festere kirchliche Organisation als bisher wurde dadurch dringendes Bedürfniß, und gerne dienten bei der Ausarbeitung einer solchen die Missionare ihren madagassischen Brüdern mit ihrer Erfahrung und gereifteren Erkenntniß. Sie legten denselben einen klaren, einfachen, das apostolische Zeitalter zum Vorbild nehmenden Entwurf vor, worin sie als die beiden Hauptzwecke jeder kirchlichen Einrichtung die Ausbreitung des Reiches Gottes nach Außen und die immer tiefere Begründung desselben nach Innen durch die allmähliche Verklärung jeder einzelnen Seele in das Bild Jesu betonten. Christus allein wurde darin als das Haupt der

Kirche, Sein in der h. Schrift geoffenbarter Wille als deren Regel anerkannt. Sodann zählte der Entwurf die Pflichten derer auf, welche Christo anzugehören wünschen und sich Ihm zu eigen verschreiben. Besonders genannt wurden als solche: die Theilnahme an den christlichen Versammlungen und Gnadenmitteln, die evangelische Erziehung der Jugend, das Bestreben die Familien zu Pflanzstätten der Kirche zu machen, Treue gegen die Obrigkeit, Beförderung der Eintracht und des Wohlwollens unter allen Klassen der Bevölkerung, brüderliche Wachsamkeit, daß nicht irgend eine bittere Wurzel aufspringe, ernstes Trachten nach Makellosigkeit der Gemeinde vor Christen und Heiden, Sorge für den Unterhalt der Diener des Worts und andere Mittel zur Förderung ihres eigenen geistlichen Wohls, wie der sie umgebenden Heiden. Er schloß mit der Auseinandersetzung der von dem Herrn selbst verordneten Aemter und Gnadenmittel, und wurde nach zweimonatlicher Prüfung von Gemeinden und Aeltesten im Januar 1863 freudig angenommen. Nur gegen Einen Punkt erhoben sich Einwendungen. Die Gemeinden gaben zwar zu, daß es schriftgemäß und billig sei, ihnen die Sorge für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Lehrer zu überlassen, aber sie zweifelten, ob ihre Mittel ihnen gestatten, diese Verantwortlichkeit wirklich zu übernehmen. Indessen waren sie willig zu thun, was sie vermöchten.

Radama's kurz darauf erfolgender Tod war für die Christen ein Mahnruf, den sie nicht unbeachtet ließen. Viele fühlten es dabei tief, daß hier nicht ihre bleibende Stätte sei, und daß die Vergänglichkeit alles Irdischen sie spornen müsse, ihre Lenden umgürtet und ihre Lampen brennend zu halten, um nicht nur selbst bereit zu sein, wenn ihr Herr komme, sondern so lange es Tag sei, auch Andere zu Ihm einzuladen. Das plötzliche Zusammenbrechen dessen, was sie so fest gegründet glaubten, machte sie wachsamer in ihrem Wandel, vorsichtiger in ihren Worten. Einen oder zwei Sonntage nach dem Staatsstreich waren die Versammlungen nur schwach besucht; als aber die neue Regierung öffentlich erklärte, in Betreff der Christen solle keine Veränderung eintreten, beruhigten sich die erschrockenen Gemüther schnell wieder. Wem es nur halber Ernst war, das Heil seiner Seele zu schaffen, der blieb jetzt ferne; die Redlichen aber entschlossen sich, nun ohne längeres Zaudern mit ihrem Bekenntniß offen hervorzutreten und das Loos der Gemeinde Christi zu theilen. Bald reichten die vorhandenen Lokale nicht mehr

hin, die Menge der Zuhörer zu faſſen, und man mußte abermals auf Erweiterung derſelben denken. Auch in den Nachbardörfern durften die Miſſionare die ermuthigendſten Erfahrungen machen. Selten vergieng in der Folge ein Monat, in welchem in Antananariwo nicht zwiſchen 5—30 Perſonen die h. Taufe empfiengen.

Und nicht nur das. Wie Radama's Krönung, ſo führte auch der jetzige Regierungswechſel wieder Gäſte aus allen Theilen des Landes in die Hauptſtadt, die immer neue Kunde brachten von Chriſtenhäuflein da und dort. Vom fernen Weſten und von Fort Dauphin im äußerſten Süden kamen Männer, deren Wort und Wandel laut von der Realität ihres Glaubens zeugte. Gar lieblich klang auch, was ſie von Andern erzählten. Da verlautete von einem Offizier, der einſt ein eifriger Verfolger der Chriſten war, und jetzt ſelbſt zu den Füßen des Gekreuzigten ſaß. Da hörte man von einem andern, in dem faſt hundert Stunden ſüdlich von Antananariwo gelegenen Fianarantſoa wohnenden Manne, der als Heide, wie die meiſten Madagaſſen, in geſetzlich giltiger Ehe mit mehreren Frauen gelebt hatte. Kein europäiſcher Miſſionar war je dorthin gekommen, keine Korreſpondenz mit einem ſolchen hatte ſtattgefunden; als aber die Gnade Gottes das Herz jenes hochgeſtellten Mannes und einiger ſeiner Frauen rührte, da wurde ihnen klar, daß ſie als Chriſten nicht in dieſer Weiſe fortleben dürfen. So behielt er denn Eine derſelben als Gattin und ſandte die andern mit Geſchenken und unter ehrenvoller Begleitung heim. Das war ein mächtiges Zeugniß von der Kraft des Evangeliums auch in der Hauptſtadt, wo etliche der entlaſſenen Frauen bei ihren gleichfalls bekehrten Angehörigen liebevolle Aufnahme fanden. Die Miſſionare hatten dort nicht unbedingt darauf gedrungen, daß jeder Bekehrte ſich von ſeiner zweiten Frau trennen müſſe, namentlich wenn dieſe noch Heidin war und nicht in die Scheidung willigen wollte; ſie hatten aber als Regel aufgeſtellt, daß kein in dieſer Weiſe der urſprünglichen Ordnung Gottes noch Zuwiderlebender zum Tiſch des Herrn nahen dürfe, und ſolchen den herzlichen und dringenden Rath ertheilt, nur eine ihrer Frauen noch als ihre Gattin zu betrachten, den andern aber ihre Freiheit zurückzugeben mit den nöthigen Mitteln zu ihrem Unterhalt. In den meiſten Fällen hatte dieſer Rath genügt, und ſeine Befolgung hatte auf die umwohnenden Heiden nie einen gewiſſen Eindruck verfehlt. Auch jenes Beiſpiel in Fianarantſoa wurde daher

als ein Beweis von der siegreichen Macht des christlichen Glaubens über das Leben seiner Bekenner aufgefaßt und brachte so weithin seinen Segen.

Im Norden begann sichs gleichfalls zu regen. In dem sonst durch seinen Eifer für seine Götzen bekannten Dorfe Amparafaravato wandte sich ein Theil der Bewohner dem Evangelium zu, und richtete ein Haus zu christlichen Versammlungen ein. Einige dieser Erstlinge, die nach Antananariwo kamen, erhielten dort auf ihren Wunsch die Taufe. Die Londoner Missionare, obgleich durch vier neue Brüder mit ihren Frauen verstärkt, konnten allen den an sie herantretenden Bitten um Besuche und Bücher kaum mehr genügen, und richteten sich daher nach der mit dem Bischof von Mauritius getroffenen Verabredung, als ihr specielles Gebiet hauptsächlich die Provinz Imerina mit der Hauptstadt und dem südlich angrenzenden Betsileolande zu betrachten, und die Bedienung der Küsten den Schwestergesellschaften zu überlassen, die sich jetzt gleichfalls bereit machten, ihre Sendboten nach Madagaskar zu schicken.

---

## 7. Ausbreitung und Hemmungen.

Verweilen wir zunächst im Innern des Landes. Außer der in Stadt und Dörfern unter großem Segen fortgehenden Predigt des Evangeliums waren es hauptsächlich zwei Anstalten, wodurch die Missionare dem Volk zu nützen suchten: Miss. Staggs höhere Schule und Dr. Davidsons Missionsapotheke und Spital, zu welch letzterem am 1. Januar 1864 der erste Minister den Grundstein legte, nachdem Davidson schon über 3000 Patienten ärztlich berathen und dadurch manche für das Evangelium gewonnen hatte, die es anderswo nicht gesucht hätten. Seine Wirksamkeit gibt überhaupt in dem, was die Heilkunde betrifft, bisher völlig verwahrlosten Lande Vornehmen und Geringen einen Eindruck von den Segnungen des Christenthums und dem Werth eines Menschenlebens, der den Missionaren sehr zu statten kommt.

Welch schmerzlichen Verlust die Schule schon im Februar 1864 durch den Tod des eifrigen und begabten Stagg erlitt, ist bekannt. Die übrigen Missionare theilten sich zwar, so gut sie's vermochten, in seine Arbeit, aber besetzt konnte sein Posten erst im vorigen Jahre

wieder werden. Doch arbeitet einer seiner einstigen Schüler bereits selbst als Lehrer an einer andern wichtigen Anstalt. Nur zwei Monate nach Staggs Heimgang schied noch eine andere für unentbehrlich gehaltene Kraft aus dem Kreise der Missionsgeschwister — Frau Pearse. Mit seltenen Gaben zu ihrem Berufe ausgerüstet, hatte sie mit Leichtigkeit die Sprache erlernt und mit ganzem Herzen sich der Arbeit unter dem weiblichen Geschlechte hingegeben — da mußte sie Krankheitshalber sich losreißen von dem ihr so lieb gewordenen Werke. Ihr Mann wollte sie nach England begleiten; in Tamatawe aber warf sie ein Fieberanfall nieder und brachte sie schnell ans Ziel der Reise. In Ermanglung jeder ärztlichen Hilfe leisteten katholische barmherzige Schwestern ihr und dem erschütterten Gatten liebevollen Beistand, und Pearse kehrte unverweilt in die Hauptstadt zurück, wo Frau Briggs in der Folge mit viel Treue sich der Mädchen annahm, während ihr Gatte als Geistlicher einer der Gemeinden zugleich eine Knabenschule eröffnete.

Fortwährend mehrte sich dort die Zahl der Christen aus allen Klassen der Bevölkerung, und eine erfreuliche Wahrnehmung war es dabei, wie das Evangelium, indem es ein gemeinsames Liebesband um alle Glieder am Leibe Jesu schlingt, auch die verschiedenartigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens mildert und ausgleicht. Die Sklaverei durchdringt noch das ganze Volksleben. Jedermann sucht Sklaven zu haben, die für ihn arbeiten; selbst Sklaven halten sich andere Sklaven.*) Während nun bei den Heiden die Sklaven in großer Entfernung von ihren Gebietern gehalten werden, zeigen sich die Christen ungemein besorgt um das Wohl ihrer Untergebenen. Manche brachten dieselben selbst zu Ellis, wenn sich in ihnen ein Sehnen nach Wahrheit regte, oder sie in die Gemeinde aufgenommen zu werden wünschten. Und war einer Sklavin dieser Segen zu Theil geworden, so konnte man mehr als einmal ihre Herrin vertraulich neben ihr sitzen, die Hand auf ihre Schulter legen und Worte der Ermunterung zu ihr sprechen sehen. Im Allgemeinen zwar pflegten die Sklaven in der Kirche einen besondern Platz einzunehmen, bei der ersten Abendmahlsfeier aber sah man die Sklavin zur unverkennbaren Freude ihrer Gebieterin wohl auch an deren Seite oder zu ihren Füßen sitzen. Mit viel Treue und Umsicht

*) Unsere Abbildung stellt uns den Sklavenmarkt in der Hauptstadt vor.

wurden auch die häuslichen Geschäfte so eingerichtet, daß die Sklaven regelmäßig dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen konnten. Diese liebevolle Fürsorge fand ihren reichen Lohn in der unverbrüchlichen Anhänglichkeit der Sklaven. Manche von denen, die in der Verfolgungszeit den Märtyrern oder andern Duldern in ihren Leiden beistanden, wurden dann auch von den Hinterbliebenen oder Geretteten hinwiederum für den Rest ihres Lebens als unzertrennliche Freunde behandelt.

Freilich, bei aller Aufrichtigkeit sind sehr viele der madagassischen Christen doch nur Kinder in Christo. Ihre Erkenntniß ist beschränkt, ihr Glaube schwach, ihre Liebe oft schwankend, und das herrschende Sittenverderben fordert zu der strengsten Wachsamkeit auf. Wenn aber auch manche Versuchungen schlecht bestanden werden und Rückfälle in alte Sünden wiederholt vorkommen, von einem Rückfall ins Heidenthum hört man nirgends. Alle Uebertritte, von denen verlautet, sind Uebertritte zum Christenthum, so entschieden auf der andern Seite unter der neuen Regierung auch das Heidenthum sich geberdet, da die Königin nichts unternimmt, ohne zuvor ihre Wahrsager zu fragen, die Götzen häufig in pomphaften Processionen zur Schau tragen läßt, und ihrem ausschließlichen Dienst außer Ambohimanga noch zwei andere Orte vorbehalten hat.*)

Am 15. Juli 1865 hatte Ellis seine Abschiedsaudienz bei Rasoherina, die ihm vor dem versammelten Hof ihr Bedauern über sein Scheiden aussprach; am 18. verließ er Antananariwo. Im ersten Dörflein am Fuße des Berges erwarteten ihn die Christen. Er sprach noch einige Worte zu ihnen und ermahnte sie, sich fest an den Herrn Jesum zu halten; dann sangen sie ein Lied zusammen. Im Namen der madagassischen Kirche sagte nun einer der eingebornen Prediger dem treuen alten Zeugen Lebewohl und empfahl ihn und die Zurückbleibenden in inbrünstigem Gebete der Hut und Pflege ihres himmlischen Vaters. Als ein Zeichen der Dankbarkeit für den Antheil, den auch sie an dem Wohle der Gemeinden genommen, sollte er seiner Gattin von denselben eine seidene Lamba zum Geschenk überbringen. Eine kleine halbe Stunde weiter drückte er den letzten der Londoner Missionare mit heißen Segenswünschen die Hand zum

*) Außerhalb der Stadtmauern dürfen sich übrigens die Christen Ambohimanga's nach wie vor zu gemeinsamer Erbauung versammeln.

Abſchied; dann ſetzte er unter allerlei Liebesbeweiſen auf dem Wege die Reiſe nach der Küſte fort, die er nach zehn Tagen glücklich erreichte.

Es waren erfahrungsreiche drei Jahre, die hinter ihm lagen. Er hatte freudigen Herzens den jugendlichen Herrſcher begrüßt, der vor ſeiner Thronbeſteigung in der Zeit der tiefſten Bedrängniß den Jüngern Jeſu freundlich die Hand reichte und ſich ihrer Nothdurft annahm, um mit Schmerzen, noch ehe ein Jahr verſtrich, ihn ſtürzen und in ein frühes Grab ſinken zu ſehen, ohne das geringſte Zeichen, daß das Evangelium ihm ſelbſt auch zu einer beſeligenden Gottes-kraft geworden war. Ob es irdiſche oder himmliſche Dinge waren, über die er am letzten Abend ſeines Lebens ſeinen väterlichen Freund noch zu ſprechen wünſchte? Ellis erfuhr es nicht. Nur ſo viel vernahm er, daß Radama nach ihm und dem engliſchen und fran-zöſiſchen Konſul habe ſenden wollen, dem Boten aber von den Macht-habern nicht erlaubt worden ſei, ſeinen Auftrag auszurichten. — Am Tage nach ſeinem Tode hatte Ellis ſodann die Königin, die bei der Krönung in feſtlichem Schmuck ihrem Gemahl zur Seite ſtand, blaſſen Angeſichtes und mit aufgelöstem Haar, die Krone auf dem Haupte, die er ſelbſt damals getragen, und in die weiten Falten des königlichen Purpurs gehüllt, im Palaſte geſehen. Kein volles Jahr darauf hatte er Rainivoninahitrainony, den gewaltigen Mann, der Radama auf den Thron erhoben und ſo kurz darauf dem Tode geweiht hatte, in Ungnade fallen und als erſter Miniſter durch ſeinen Bruder erſetzt werden ſehen. In dankbarer Erinnerung der Freundlichkeit, die auch er den Chriſten vielfach bewieſen hatte, hatte Ellis ihn in ſeiner Zurückgezogenheit beſucht und war von ihm mit den Worten empfangen worden: „Ich bin jetzt ein gemeiner Mann, ohne jeglichen Rang.“ „So ſind wir gleichen Standes,“ erwiederte Ellis mit dem Ausdruck herzlichen Dankes für alle früher erfahrene Unterſtützung, ſuchte ihn aber dann darauf zu leiten, daß in Gottes Augen Alles an der Stellung des Herzens und nichts an der in der Geſellſchaft liege. Wie Radama war auch er, der an die Spitze der der Königin vorgelegten Verfaſſung den in Beziehung auf ihre Perſon unnöthigen Satz geſtellt hatte: „Das Staatsoberhaupt ſoll nie gei-ſtige Getränke trinken,“ ein Opfer der Unmäßigkeit geworden, und es ſcheint kaum, als habe ſein Sturz ihm zu wahrer Nüchternheit verholfen. Gerüchte, daß er wieder ſelbſt zur Herrſchaft zu gelangen

und seinen Bruder zu beseitigen strebe, führten in der Folge noch seine Verbannung aus der Hauptstadt herbei. Sein Nachfolger aber drückte Ellis zum Abschied schriftlich seine Anerkennung für sein ganzes Benehmen in Madagaskar aus.

Wie viel wichtiger als diese wechselnden Geschicke Einzelner waren jedoch die Veränderungen im ganzen Volksleben! Nach Ellis Ansicht hat sich dasselbe in jenen drei Jahren entschieden gehoben. Das madagassische Heidenthum ist zwar bis heute dasselbe geblieben, allen neuen, nicht aus seinem eigenen engen Kreise hervorgehenden Anschauungen und Einflüssen feind — eine trübe Nacht ohne Hoffnung eines dämmernden Morgens. Erziehung und Unterricht ist davon ausgeschlossen; lesen können gilt für einen Beweis entschiedenen Abfalls von den Götzen. Aus der Verachtung, in welche diese letzteren unter Radama's Regierung gerathen waren, von der Königin, so weit es an ihr ist, wieder emporgehoben, sind dieselben aufs Neue ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Ellis sieht darin indeß keinen Schaden für das Christenthum. Lieber will er das Heidenthum, so lange es noch irgend einen Halt in den Herzen hat, als die Religion eines Theiles der Bevölkerung anerkannt, als durch einen Regierungserlaß abgeschafft wissen. So groß für die Christen die Aufgabe ist, auf jedem Schritt mit dem Heidenthum zusammenzustoßen und neben dem unabläßigen Kampf mit dem eigenen Herzen jeden Fuß breit Bodens auch gegen äußere Feinde zu vertheidigen oder von ihnen zu erringen, glaubt er, daß sie dabei nur gewinnen können, und die madagassische Kirche sich schließlich fester gestalten wird, jemehr sie der alten Landesreligion gegenüber sich gezwungen sieht zu wachen, zu prüfen, und die Macht ihrer Lehre durch ihr Glaubensleben zu bekunden. Gerade die rastlose Rührigkeit der Götzendiener scheint ihm zudem bereits eine Art Geständniß, daß ihr Einfluß im Schwinden ist und in dem nachwachsenden Geschlecht wenig Halt mehr findet. Die Ueberlegenheit der Christen an Erkenntniß, Thatkraft und Zuverläßigkeit zieht zum mindesten in der Hauptprovinz Imerina die Jugend der mittleren und höheren Stände gewaltig an. Auch unter den Erwachsenen gibt es eine Partei, die, an ihren Götzen irre geworden, ohne sich deßhalb dem Evangelium zuzuwenden, bekennt, die Christen seien bessere Leute als die Heiden, und sie daher um ihres Charakters willen trotz ihrer Religion gerne wichtige öffentliche Aemter bekleiden

sieht. Die eigentliche Regierungsgewalt indeß liegt in heidnischen Händen, und bei aller Dankbarkeit für das ihnen gewährte Maß von Freiheit vergessen die Missionare doch nicht, daß plötzliche, tief eingreifende Veränderungen in Madagaskar nichts Unerhörtes sind. Nur in dem Sieg des Evangeliums aber sehen sie auch jetzt noch die Bürgschaft für das Fortbestehen der Nation als solcher bei der für die Dauer nicht mehr zu vermeidenden näheren Berührung mit civilisirten Nationen.

Augenblicklich ist dieser Verkehr noch beschränkt durch die Wiederauffrischung des alten Gesetzes, daß kein Ausländer Grundbesitz in Madagaskar erwerben solle. Diese etwas reaktionäre Maßregel ist nicht zu verwundern Angesichts der tiefen Abneigung, welche das Volk immer vor der Möglichkeit der Festsetzung einer fremden Macht auf der Insel hatte, und die durch die bittern Folgen von Radama's thörichter Uebereinkunft mit Lambert nur vermehrt wurde. Konnte ja doch, als die neue Regierung dieselbe nicht anerkennen wollte, einem Kriege mit Frankreich nur dadurch vorgebeugt werden, daß man der unbilligen Forderung eines Schadenersatzes von 600,000 fl. genügte, worüber im eigenen Lande die Unzufriedenheit wiederholt in offene Empörung auszubrechen drohte. Daß statt Radama's Vorliebe für europäische Kleidung am Hofe in Antananariwo jetzt wieder die einheimische Tracht herrscht, macht sich neben der hohen Besteurung geistiger Getränke gleichfalls im Handel fühlbar, während die, wenn auch in der mildesten Form, noch fortbestehende Sklaverei die Entwicklung der Hilfsquellen des eigenen Landes und ihre Ausfuhr zu keinem raschen Aufschwung kommen läßt.

Daß durch den segenbringenden Einfluß des Evangeliums das madagassische Volk der Herrschaft der Unwissenheit und des Lasters entzogen und auf die Bahn höherer Erkenntniß, Betriebsamkeit und Sittlichkeit geleitet werde, die das gesunde Leben jedes Gemeinwesens so entschieden bedingt, wie der Weg des Glaubens, der Liebe, der Heiligung das jeder einzelnen Seele, betrachtet Ellis wohl mit als Aufgabe der Mission, doch wünscht er dazu von Herzen der madagassischen Regierung auch auf weltlichem Gebiet einen weisen, uneigennützigen Rathgeber, so etwa, wie der englische Gesandte Hastie dem ersten Radama es war. Freilich könnte jetzt der Vertreter einer europäischen Regierung keine solche Stellung mehr einnehmen, ohne die Eifersucht und das Mißtrauen anderer Mächte zu erregen; ein

den Madagassen wahrhaft nützlicher Freund müßte vielmehr eine durchaus unabhängige Stellung haben und aus freier Wahl sich die Aufgabe stellen, ihnen für ihr äußeres Wohlergehen das zu werden, was die Missionare ihnen für ihr geistliches Leben zu sein wünschen.

Störend greift in letzteres zuweilen die despotische Regierungsform ein, die dem Staatsoberhaupt alle Unterthanen zu bedingungsloser Verfügung stellt. Ein leiser Fortschritt zum Bessern hat zwar auch hierin begonnen; eine öffentliche Meinung fängt an sich zu bilden, und im Princip wenigstens ist anerkannt, daß zum Entwerfen neuer Gesetze und zur Bestimmung der Todeswürdigkeit eines Vergehens künftig die Mitwirkung von Vertretern des Volks oder Adels nachgesucht werden soll. Doch hatte z. B. die Königin, als im März 1864 am Hof der Wunsch nach den alten Tanzbelustigungen erwachte, Heiden und Christen dazu aufgefordert, nicht etwa in der Weise wie die Einladung zu einem Hofball erlassen wird, die man annehmen oder ablehnen kann, sondern wie zu einem der Regierung schuldigen Dienst. Die Furcht vor den Folgen einer Weigerung ließ auch Männer gehen, die sonst im Hause Gottes ihren Brüdern das Evangelium verkündeten, obgleich sie sich dieses öffentlichen Tanzens zur Ergötzung Anderer von Herzen schämten und sich dabei wie auf einer Tretmühle fühlten. Anfangs mußten sie diesem Befehl monatlich einmal, später alle vierzehn Tage, und zwar manchmal Sonntags während des Gottesdienstes folgen. Bald aber hatte sich die Regierung wieder mit ernsteren Dingen zu beschäftigen, und die Tanzunterhaltungen im königlichen Hofraum nahmen ein Ende. So war auch im Jahr 1864 eine Gemeinde in Imanankasina in blühenden Stand gebracht, hauptsächlich durch den Dienst eines sehr charakterfesten Mannes, der für die Säule der Kirche galt. Schon hatte er an einer zweiten Kirche zu bauen angefangen, da wurde er von der Königin in die Hauptstadt berufen und zum Offizier ihrer neu errichteten Leibgarde ernannt; das eben begonnene Unternehmen aber mußte aufgegeben werden.

Auch den Bau der vier Steinkirchen, die auf den Richtstätten der Märtyrer in Antananariwo den Gaben europäischer Freunde ihre Entstehung verdanken, verzögerten die Ansprüche der Königin, die zu gleicher Zeit der madagassischen Sitte gemäß, daß jeder neue Herrscher sich seinen eigenen Palast baut, mit der Aufführung des

ihren beschäftigt war und fast alle brauchbaren Handwerksleute in ihren Dienst preßte. Am 22. Januar 1867 konnte indessen die erste derselben, die Kirche von Ambatonakanga eingeweiht werden. Abermals ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Madagaskars! Am frühen Morgen schon strömten von allen Seiten, theilweise aus weiter Ferne, Christenhäuflein herbei. Ihre Sänger voran, stiegen sie in feierlichem Zug den Hügel hinan, auf dessen schöner Platform sich die Kirche erhebt. 1100 Personen etwa konnte das Gebäude fassen, aber wohl 4000 standen herum, als um 8 Uhr endlich die Thüren sich öffneten. Doch da war kein wüstes Gedränge; 1600 wußten sich innen zusammenzupressen; die Uebrigen warteten draußen geduldig bis zum Anfang des Nachmittagsgottesdienstes. Viele Christen der Hauptstadt traten freiwillig zurück, um ihren vom Lande hereingekommenen Brüdern Platz zu machen, weil *sie* ja immer Gelegenheit haben, das neue Gotteshaus zu besuchen. Um 9 Uhr erschienen die Abgesandten der Königin, mit deren Glückwunsch und feierlicher Ermächtigung zur Einweihung der Kirche beauftragt. Dann eröffnete der eingeborne Prediger den Gottesdienst — ein Mann von großen Gaben und bewährtem Glauben, der in dem ältesten Kirchlein Madagaskars, das einst auf dieser Stelle stand, bekehrt worden war, und dann Jahrelang seines Bekentnisses wegen wie ein gejagtes Reh gelebt hatte. Seine edle Gattin war als Märtyrerin in Ketten gestorben; er selbst war in Felshöhlen, elenden Hütten und Ställen wunderbar seinen Verfolgern entschlüpft. Und wie ein Wunder wurde der längst Verschollene auch von seinen Feinden angestaunt, als er, nachdem endlich die Wolken sich zertheilt hatten, unter den andern Uebriggebliebenen der „erschlagenen Kirche" wieder durch die Straßen der Hauptstadt wandelte. Da stand er jetzt, nicht nur der Lehrer seiner Gemeinde, sondern von der Königin auch zum Lehrer ihrer angenommenen Kinder und der ihrer höchsten Beamten ernannt, die früher der Leitung katholischer Missionare übergeben waren. Ueber den Gräbern der Märtyrer reichten sich heute Fürstin und Volk die Hand zum Gruße. Im Angesicht des Palastes der Königin, die einst die Gläubigen so wüthend verfolgte, übersandte jetzt eine andere Königin ihren christlichen Unterthanen durch christliche Beamte eine Friedensbotschaft, in der sie dieselben ihres Schutzes versicherte und ihnen alle Freiheit zusagte, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen. Ansprachen, geistliche Lieder und Gebete wechselten lange

ab, und als die Versammlung endlich auseinander gieng, strömten gleich die draußen Stehenden herein, obgleich sie noch drei volle Stunden bis zum Abendgottesdienst zu warten hatten.

Ja, Stoff zum Dank gab es genug an diesem Tage im Blick auf die Kirche namentlich, die sich der Herr selbst in den letzten Jahren aus lebendigen Steinen erbaut hatte. Im Juni 1862 hatte Ellis in der Hauptstadt und den Nachbardörfern 7000 Christen, worunter 400 Kommunikanten gefunden; jetzt belief sich deren Zahl acht Stunden in die Runde auf 18,000 mit 4374 Kommunikanten, die in 79 Gemeinden von 7 Londoner Missionaren und 95 eingebornen Predigern und Lehrern bedient wurden. In vier Jahren hatte sich also die Zahl der Christen mehr als verdoppelt, die der Kommunikanten verzehnfacht. Nur wenige dieser Bekehrten sind sehr alte oder ganz junge Leute; die meisten stehen in der Blüthe der Jugend oder im kräftigsten Mannesalter. Der Schulen sind es bis jetzt nur zwanzig, aber auch dieser Zweig des Werks soll nun kräftig verstärkt werden. Neue Bücher für die erweiterten Anforderungen sind bereits aus der Missionspresse hervorgegangen, und 10,000 Neue Testamente nebst einer schönen Anzahl Bibeln und einzelner Theile der h. Schrift, von der englischen Bibelgesellschaft geschenkt, sind den madagassischen Christen schon zu unberechenbarem Segen geworden.

Es folge nun noch eine kurze Aufzählung der übrigen protestantischen Missionen, welche unter der Regierung der Königin Rasoherina ins Leben getreten sind. Die wichtigste ist wohl die der englisch bischöflichen Kirche, welche durch den wackern Ryan, den Bischof von Mauritius, ins Leben gerufen wurde.

Im Jahr 1864 hat dieser Bischof vier anglikanische Missionare ordinirt, welche das Panier der bischöflichen Kirche auf der großen Insel aufpflanzen sollten. Zwei von ihnen, Hey und Holding, gehörten zu der Ausbreitungsgesellschaft, und ließen sich in Tamatawe unter Betsimasaraka's nieder, wo sich bald eine Gemeinde um sie sammelte. Tamatawe ist bekanntlich die Stadt, auf deren Rhede sich der meiste auswärtige Handel Madagaskars concentrirt; die Eingebornen, 5000 an der Zahl, ohnehin ein niedrigeres Geschlecht als die herrschenden Howa's, sind durch den Verkehr mit lasterhaften Schiffsleuten noch tiefer gesunken. Wilde Ehen mit den Fremden und schamloser Verkehr mit den Schiffen sind an der Tagesordnung,

während der Rum ſchreckliche Verheerungen anrichtet. Nicht nur wurde nun eine Schule errichtet, und eine nette Holzkirche mit eiſernem Dach gebaut, ſondern der eifrige Hey dachte auch eine Induſtrieſchule ins Leben zu rufen, und fieng an madagaſſiſche Traktate zu drucken, durch deren Verbreitung beſonders den Howa-Chriſten ein neues Licht aufgeſteckt werden ſollte. Dieſe nämlich ſahen nicht ein, was die ſtrengere Kirchenform vor ihrer einfachen independentiſchen Gemeindeordnung voraushabe, und fuhren auch in Tamatawe fort, wohl 100 an der Zahl, unter dem Vicegouverneur ihre Verſammlungen zu halten. Ein kirchlicher Miſſionar, der dieſen predigen hörte, geſteht, es ſei eine ausgezeichnete Predigt geweſen. Sicherlich iſt es zu bedauern, daß die beiden Gemeinden nicht Eine bilden konnten, allein bei der jetzigen Geſpaltenheit der chriſtlichen Welt wird auch das ſeinen Nutzen haben.

Während nun Holding die nördlicheren Küſtenſtädte Mahawelona (oder Foule Point) und Fenoariwo, jede mit etwa 1000 Einwohnern, zu ſeinem Wirkungskreis erwählte, in denen, wie auch in Mahambo, doch auch Gemeinden der Howa's forteriſtirten (letztere von einem Generallieutenant bedient!), drangen dieſe hochkirchlichen Miſſionare doch vor allem auf die Ernennung eines Biſchofs für die Hauptſtadt Antananariwo. Erſt wenn dort die wahre Kirche vertreten wäre, ſchien auch ihr Werk auf den Außenpunkten die rechte Konſiſtenz gewinnen zu können.

Allein an ſolche Ausbreitung iſt zunächſt kaum zu denken. Das Küſtenfieber nöthigte erſt Holding zur Rückkehr nach Europa; dann hatte Frau Hey ihrer Geſundheit wegen Mauritius zu beſuchen, und endlich ward Hey ſelbſt gezwungen ſich wegzubegeben. Er ſtarb (Nov. 1867) auf dem Schiff unter der treuen Pflege des Biſchofs Ryan, der gleichfalls ſeinen Poſten verlaſſen mußte, und wurde in Aden begraben. Ein halbordinirter Neuling, Chiswell, führt ſeit Juli 1867 dieſe Arbeit der Ausbreitungsgeſellſchaft allein weiter. Daß dieſe nun von Herzen betet, die Chriſten der Inſel „möchten doch Alle in der Einen Heerde zuſammengefaßt werden, bei welcher die Segnungen des Evangeliums ſich in ihrer höchſten Vollkommenheit finden," nehmen wir ihr nicht übel, geſtehen aber, daß wir in ihr Gebet, wenigſtens wie ſie ſelbſt es verſteht, nicht einſtimmen.

Weit evangeliſcher muthen uns die Berichte der Brüder Campbell und Maundrell an, welche im Dienſte der kirchlichen

Missionsgesellschaft zunächst die nordöstliche Provinz Wohimare, mit der Stadt Amboanio zu ihrem Wirkungskreis ersahen. Auch dort fanden sie schon etliche Howa-Christen, voran den Gouverneur selbst, und wurden freundlich aufgenommen. Im weiteren Verlauf aber zeigte sich, daß derselbe nicht nur an seiner gewohnten Form sehr fest hielt, sondern auch vielleicht die nähere Beaufsichtigung durch europäische Christen sich lieber vom Halse zu schaffen suchte. Auf ihren Reisen durch die Provinz fanden sie auch die Bevölkerung, die dem Sakalawa-Stamme angehört, überaus dünn gesät, und überzeugten sich, daß ein anderer Distrikt mehr Vortheile für eine beginnende Mission bieten würde.

So kammen sie im September 1866 nach Tamatawe, freuten sich hier an der Wirksamkeit Hey's, der an einem Sonntage des Oktobers sechzehn Erwachsene zumal taufen durfte, so wie an den Gemeinden der Independenten, die sie daselbst sowie anderswo trafen, und entschlossen sich endlich zu einer Niederlassung in Andevoranto. Es ist das eine Stadt von etwa 1500 Einwohnern, 25 Stunden südlich von Tamatawe an der Stelle gelegen, wo der Weg zur Hauptstadt die Seeküste verläßt. Die Bevölkerung besteht aus Betsimasaraka's und gegen Süden vorherrschend aus Betanimena's. Hier sowie auf einer oder zwei Nebenstationen fanden sie schon zerstreute Christen, welche die Gelegenheit zum Abendmahlsgenuß und weiterem Bibelunterricht mit Freuden begrüßten. Wohl 60 derselben kamen an Weihnachten von nah und fern zusammen. Die Missionare haben bereits (April 1867) die zweite Schule eröffnet und sind mit ihren Aussichten sehr zufrieden. Zwar fehlt es nirgends an entmuthigenden Erfahrungen: einmal scheint ihnen der toaka, aus Zuckerrohr bereiteter Branntwein, der eigentliche Gott der Madagassen; dann mahnt sie der Ruf „wieder ein Kind gestohlen!" an den alle Verhältnisse durchdringenden Fluch der Sklaverei, der so oft zu Menschenraub führt; endlich ist der fanompoana, „Regierungsdienst", ein gewaltiges Hinderniß jedes Fortschritts. Irgend welchen Leuten auch in der fernsten Provinz kann z. B. zu irgend welcher Zeit ein feierlicher Tanz befohlen werden, und dazu müssen sie erscheinen, so schwer es ihnen fallen mag. Aber daß an vielen Orten dem Evangelium eine weite Thüre geöffnet ist, erkennen sie mit Dank und Freude.

Als im Juli 1867 die Königin die neue Station besuchte, um das Seebad zu genießen, machten sich die Howa-Christen, die ihr

aus der Hauptstadt hergefolgt waren, sogleich an die Missionare, und bewogen sie, ihnen Bibelstunden zu halten, so lange der Hof in Andevoranto weilte. So dürfen diese wiederholt erfahren, daß die Bekehrten der Londoner Mission, wenn sie selbst rechte Leute sind, ihnen mit Vertrauen entgegenkommen, während ein übermäßiges Betonen des Segens, der in der Kirchenform liegt oder liegen soll, natürlicherweise in Madagaskar, angesichts der Anstrengungen der römischen Kirche, nur Trennung und Verwirrung hervorrufen kann.

Die Norwegische Missionsgesellschaft hat bereits einige Arbeiter nach Antananariwo geschickt, welche dort mit Erlernung der Sprache beschäftigt sind, dann aber auf zwei entgegengesetzten Punkten der Küste, an der südöstlichen Ecke bei Fort Dauphin und an der nordwestlichen Bucht Baly (in Mojanga) Stationen errichten sollen.

Endlich sind auch Quäker aus Amerika und England nach der Hauptstadt gekommen, um eine Lücke in dem noch so mangelhaft bestellten Unterricht der Jugend auszufüllen.

Der HErr lasse diese verschiedenen und doch Ihm geweihten Kräfte so zusammenwirken, daß, wenn auch der menschlichen Schwachheit ein und der andere Tribut entrichtet werden muß, doch im Wesentlichen dieselben einander ergänzen und unterstützen, und Seinem Namen Ehre erwachse!

## Missions-Zeitung.

### Doktor Livingstone.

Auf die Nachricht, welche die Begleiter dieses Reisenden im Herbst 1866 nach Sansibar brachten, daß derselbe im Westen des Nyassasee's (sammt den christlichen Afrikanern von der Bombay Mission) durch die Mazitu ermordet worden sei, rüsteten seine Freunde in England eine Expedition aus, sich von der Wahrheit oder Falschheit dieser Erzählung zu überzeugen. Es ist nun kein Zweifel mehr übrig, daß jene Männer, Leute von der Johanna-Insel, gelogen und den Reisenden treulos verlassen haben. Der Punkt, wo sie ihn verließen, liegt am südlichen Ende des Nyassasee's (etwa 14° 18′ südlicher Breite), von wo sich der Entdecker in nordwestlicher Richtung weiter bewegte. Jene Johanna Männer waren noch über Marenga hinaus ihm gefolgt, kamen aber den nächsten Tag dahin zurück, indem sie behaupteten, sie haben Livingstone nicht weiter be-

gleiten können, da er sie in ein Land gebracht haben würde, wo sie sicherlich durch die Mazitu-Räuber getödtet worden wären. Erst später arbeiteten sie das Geschichtlein aus, daß Livingstone getödtet worden sei und sie seinen Leichnam gesehen haben. Die Expedition der Herren Young und Faulkner aber hat sich versichert, daß Livingstone jedenfalls noch fünf Tagereisen weiter gekommen ist als zu der Station, wo er ermordet worden sein sollte, und daß jedenfalls nicht alle seine Begleiter ihn verlassen haben. Nach Pasombe hat er zuerst seine Schritte gewendet, und von da kann er wohl an den Tanganyikasee gereist sein, wo ihn im letzten Jahre Araber gesehen haben wollen. (Record.)

---

### Aus Japan

kam im Spätsommer 1867 die Nachricht, es sei eine Anzahl eingeborner Christen in Nangasaki verhaftet worden; die katholischen Missionare sollen wohl Tausende von Japanern bekehrt haben, Hunderte allein in einem Dörfchen Oorakami, das ein Priester täglich besuchte, um dort zu unterrichten und zu taufen. Aus den zum Theil widersprechenden Berichten läßt sich etwa so viel als Thatsache zusammenstellen. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli wurden gegen 60 „Christen" aus ihren Betten geholt und ins Gefängniß von Nangasaki geführt mit auf den Rücken gebundenen Händen. In der nächsten Nacht kamen ungefähr hundert weitere Verhaftete zu diesen, so daß es im Gefängniß an Raum mangelte und die Obrigkeit sie in nahegelegenen Häusern unterbringen mußte. Es soll diese Maßregel in Folge einer Bittschrift verfügt worden sein, worin diese Dorfbewohner um die Duldung der römisch-katholischen Religion eingekommen seien. Darüber sei große Aufregung entstanden und man habe sechs Tage lang nach Verdächtigen gefahndet. Ein französischer Priester in japanischer Kleidung wurde predigend gefunden; man wollte ihn aber nicht verhaften, um den französischen Behörden keine Gelegenheit zum Einschreiten zu geben; nur wehrte man ihm das Lehren. Am 18. Juli haben dann die Verwandten der Gefangenen sich in großen Haufen zum Statthalter begeben und ihn um Gnade für dieselben angefleht; auch der französische Bischof habe sich für sie verwendet. Sie sind endlich freigelassen worden.

Zu gleicher Zeit hörte man aus Paris (Allg. Zeit. 23. Juli 1867, Beilage), daß dort vier japanische Fürsten Gesandtschaften unterhalten, welche der Missionar Leon Roches mit Waffen, Monturstücken und Munition versehe, wahrscheinlich, um sie in ihrem Widerstand gegen den Taikun und seine Annectirungspolitik zu stärken. Hr. Roches wolle auch alle Armeelieferungen, Bauten und den ganzen Handel Japans mit Frankreich monopolisiren, was die französischen Kaufleute in jenem Inselreich aufs höchste beunruhige.

Auf was Alles diese Vorbereitungen hinzielen, ist noch nicht deutlich zu erkennen. Die Zeitungen erzählen, der Taikun (Regent) habe neuestens seine Gewalt in die

Hände des Kaisers (Mikado) niedergelegt, durch einen Aufstand der Daimio's sei aber auch letzterer in Gefangenschaft gerathen. Die protestantischen Missionare in Japan erwarten übrigens, daß die Verwendung des französischen Gesandten und der Vertreter der übrigen Seemächte die Aufhebung der alten, gegen das Christenthum gerichteten Gesetze zur Folge haben werde.

Von Hunderten oder gar Tausenden von Bekehrten haben die protestantischen Missionare nicht zu berichten. Dagegen wird der in den Missionsschulen und sonst geweckte Wissenstrieb des jungen Japans in sehr günstigen Farben geschildert. Die amerikanische Buchhandlung Putnam habe allein im Jahr 1867 für 17,000 Dollar Schulbücher nach Japan gesendet und richte dort jetzt ein Zweiggeschäft ein. Die Missionare halten seit November öffentliche Bibelstunden und werden aufmerksam angehört, während ihre Bücher ins Innere des Landes dringen und viele Seelen anregen.

---

### Aus Südafrika

berichtet Miss. Hugo Hahn, der im Sommer 1866 eine mehrmonatliche Entdeckungsreise in den Norden des Herero-Landes antrat, sehr hoffnungsvoll von ihren Ergebnissen. Im Mai verließ er Otyimbengue mit sechzehn Personen, kam dann im Juli nach Ondonga, wo ihn die Ovambo als alte Bekannte umringten, und weiter zu den Ovakuennama, welche theilweise sehr europäisch aussehen, aber im Kinderraub excelliren; dann zu den Ovamguombi, und fand überall viel schöneres Land als im dürren Süden. Ein Wort des erfahrenen Reisenden, der die afrikanische Lection: Geduld! in rechter Weise gelernt hat, verdient wohl erwogen zu werden.

„Aufs Bestimmteste erkläre ich mich gegen das von gewisser Seite empfohlene Prügelsystem. Der Missionar, welcher dazu seine Zuflucht nehmen muß, stellt sich selbst ein Testimonium paupertatis (Armuthszeugniß) aus und er entehrt sich und sein Amt mehr, wie die, welche er seiner Faust und Peitsche unterwirft. Damit sage ich aber nicht, der Missionar dürfe unter keiner Bedingung körperlich bestrafen. Es kann der Fall eintreten, daß er die, über welche er das Hausvater- oder Herrenrecht hat, körperlich züchtigen muß, obwohl solche Fälle nach meiner 25jährigen Erfahrung, Gott sei Dank! sehr, sehr selten sind. Wer sein Ansehen unter den Eingebornen zu bewahren und seinen Zorn zu zügeln weiß, dem ist's ein Leichtes, sie mit Worten und Beispiel zu regieren.

„Mit derselben Entschiedenheit erkläre ich mich aber auch gegen das von anderer Seite gepriesene Wollsackprinzip, nach welchem der Missionar der Spielball der Eingebornen sein, und mit sich machen lassen soll, was sie gut deucht. Das Eine, wie das Andere ist schädlich. Das Erstere macht sie zu Sklaven, das Zweite zu unausstehlichen Flegeln. Man lasse es nie darauf ankommen, daß das Eine oder das Andere die ultima ratio sei. Der Missionar sei mäßig in

seinen Forderungen, suche auch nicht halsstarrig seinen Willen durchzusetzen, sondern schicke sich in die Verhältnisse, so weit es eben geht, aber nicht in ihre Capricen. Mit Gewissenhaftigkeit halte er, was er sagt, und mit Zähigkeit halte er sie an zu thun, was sie versprochen haben, und er wird ohne große Mühe mit ihnen zurecht kommen. Und noch eins: Herr Palgrave sagte kürzlich ein sehr wahres, beherzigungswerthes Wort, nämlich er glaube, daß ein Missionar, der in dem Volke, unter welchem er arbeitet, blos das Schlechte sucht und sie nur bemitleiden kann, wenig ausrichten würde; er müsse sie auch lieben können und das Liebenswürdige in ihnen sehen.

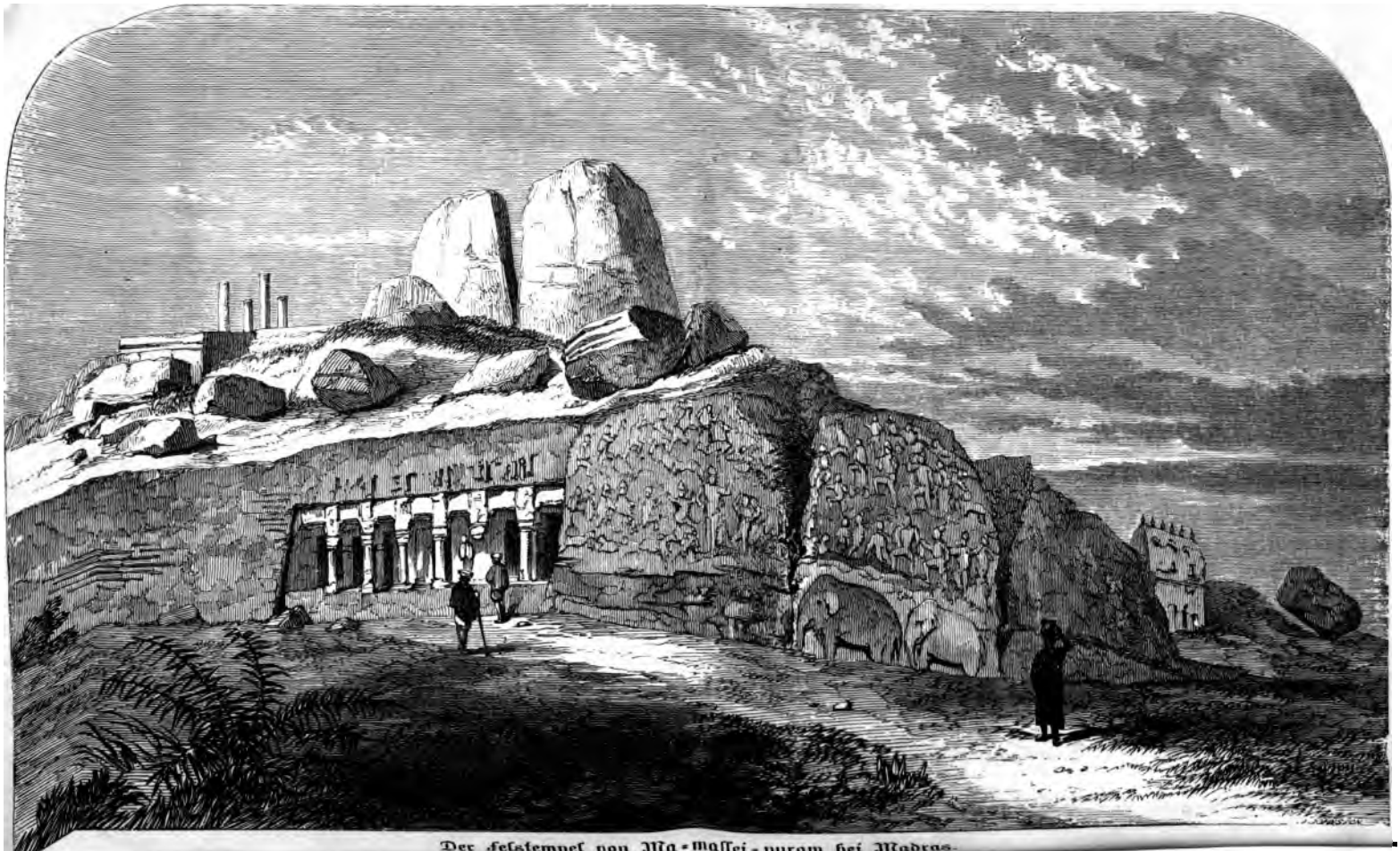
„Dem stimme ich vollkommen bei. Wir haben das Beispiel an Gott. Er bemitleidet uns nicht nur, nein, Er liebt uns. Gott sieht auch im tiefgefallenen Sünder noch etwas Liebenswürdiges, Sein eigenes, wenn auch entstelltes Ebenbild, wenn wir's vielleicht auch selbst nicht sehen. Wir sollen unsere Feinde lieben, nicht weil sie unsere Feinde sind, oder uns dies oder das Böse gethan haben, sondern weil in ihnen noch etwas Liebenswürdiges ist, und das sollen wir aufsuchen und nicht mit unserem gekränkten Selbstgefühl verdecken. Den Teufel liebt Gott nicht; wir sollen ihn auch ebensowenig in diabolisch gewordenen Menschen lieben; aber bemitleiden können wir sie. Und so suche jeder Missionar in seinen Heiden, die keine Teufel sind, was er nur Liebenswürdiges finden kann, und muß er auch ein Vergrößerungsglas gebrauchen! Kann er sie erst lieben, dann wird manches Schwere leicht werden. Den Missionar, der nicht in Wahrheit sagen kann: Meine lieben Chinesen, Dajakken, Battas, Hottentotten, Buschmänner, Hererö, oder wie sie sonst heißen mögen, den bedaure ich; wahrlich sein Missionsamt ist ein schweres Joch auf seinem Nacken und ich möchte nicht in seiner Haut stecken.

„Man verzeihe mir diese Auslassung, vielleicht ist sie nicht ganz nutzlos."

## Literatur.

**Reife Aehren vom Missionsfeld in Südmahratta.** Gesammelt von einer Missionsfrau. Basel 1868. Missionskomptoir. Preis 3 Kr.

Mit Interesse haben wir diese Züge aus dem Missionsleben eines Landstrichs gelesen, der bis jetzt sich noch wenig ergiebig gezeigt hat. Die Aehren aber, die dort dennoch schon gesammelt wurden, lassen auch noch schöne reife Garben hoffen.



Der Felstempel von Ma-mallei-puram bei Madras.

# Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

## 5. Johann Philipp Fabricius.*)

Wir können uns nicht auf eine längere Schilderung der Wandlungen einlassen, welche die Trankebar-Mission nach dem Heimgang ihrer Gründer (1719—20) durchzumachen hatte. Sie stand vorerst unter der Leitung des rührigen, aber auch etwas eingebildeten Benj. Schultze (bis 1726), eines Mannes, der sich gern mit Sprachstudien beschäftigte, daher er bald, wohl gar zu bald auch an das Dichten tamilischer Lieder sich wagte, deren Zahl Ziegenbalgs ursprüngliche 48 in kurzer Zeit erreicht, ja überstiegen hatte. Ebenso hielt er sich für berufen, die Bibelübersetzung, mit welcher der sel. Ziegenbalg bis ins Buch Ruth gekommen war, hastig zu vollenden, indem er sie dem Peter Maleiappan, der ja auch deutsch konnte und mit den Palmblättern ihm zur Seite saß, in den Griffel diktirte. Bereits im März 1725 war er mit dieser Aufgabe fertig geworden. Die Presse druckte rüstig, was geschrieben war, und im Jahr 1727 befand sich die ganze h. Schrift in den Händen der Missionare und ihrer Gemeinden; woran sich 1728 noch eine klei-

*) Die Quellen für seine Geschichte sind die bei Ziegenbalg genannten, wozu noch W. Taylor, Memoir of the first Centenary of the Protestant Mission at Madras. Mad. 1847, kommt. Neuestens hat W. Germann aus dem hallischen Archiv noch weiteres werthvolles Material gesammelt und mit viel Geschick zu einer Darstellung des damaligen Missionslebens verarbeitet (J. Ph. Fabricius. Seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande ꝛc. Erlangen 1865), während er die Mittheilungen über Fabricius sprachliche Arbeiten in Dr. Kramers Missionsnachrichten (Halle 1865), niederlegte. Das Bild des ehrwürdigen, innigen Mannes steht daher viel ausgeführter vor unsern Blicken da, als es in früheren Zeiten der Fall war.

nere Ausgabe der Apokryphen anschloß. Die Missionare waren übrigens mit seiner Arbeit weniger zufrieden als er selbst, sie fanden wohl Einiges besser als bei Ziegenbalg, meinten aber, Vieles sei etwas obenhin gerathen.*)

Indessen wurde aber die Gemeinde vernachlässigt. Schultze ärgerte sich über die Nachgiebigkeit, womit ihre Gründer die Kastenfrage behandelt hatten, und suchte erst mit viel Mühe die Kirchensitze neu zu vertheilen, so daß nicht Sudra's und Pareier sich in die Plätze theilen, sondern lieber Weiber und Männer getrennt sitzen sollten. Ein solcher äußerlicher Erfolg war aber kein Ersatz für den Mangel an treuer Seelenpflege, wenn auch zunächst ein größerer Zuwachs von Pareiachristen erzielt ward. Der rasche, wirklich unermüdliche, jedoch oberflächliche Mann vertrug sich schlecht mit seinem Kollegen oder eigentlich Untergebenen, Dal, der die portugiesische Gemeinde leitete (Kistenmacher, von Schultze nicht wenig drangsalirt, war schon 1720 entschlafen). Schultze wußte sich auch die Herzen der eingebornen Christen nicht zu gewinnen. Die Beihilfe für die Armen und Kranken beschränkte er aufs Allernöthigste. Es war daher eine eingestandenermaßen „kümmerliche Zeit" in der Mission, welcher erst der Eintritt tüchtigerer Männer ein Ende machte. Als Walther und Pressier (Juni 1725) gelandet waren, zeigte sich bald, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehen könne. Schultze verabschiedete sich von Trankebar halb im Grimm, und eröffnete (1726) eine neue Station in der englischen Hauptstadt Madras, wo er mit seinen Schulen und dem, nun auf Telugu und Hindustani ausgedehnten, Uebersetzungseifer immerhin Manches zu Stande brachte, bis er 1743 nach Deutschland zurückkehrte. Dort hat er sich noch ein besonderes Verdienst um die Mission erworben, indem er den Studenten Schwartz in die Kenntniß des Tamil einführte.

Unter der Leitung der Brandenburger Walther (1725—39) und Pressier († 1738) nahm das Werk in Trankebar einen neuen Aufschwung. Es ist die Zeit, da durch Rajanajakens Bekehrung die Arbeit der Missionare sich weit in der Kaweri-Ebene ausdehnte (S. 102 ff.), da durch einen Besuch Pressiers 1728 sich die Verbindung mit Tandschaur anknüpfte und die Verfolgung Seitens der

*) In 1 Kor. 9, 15 z. B. vertauschte er, um der spottenden Katholiken willen, „Schwester" mit „Christin" (vgl. S. 106 Anm.).

Katholiken Alles in Athem" erhielt. Auch die Einsetzung des ersten Landpredigers, Aaron, (s. S. 147) bezeichnet (December 1733) einen entschiedenen Fortschritt in dem Leben der Mission.

Dagegen muß beklagt werden, daß eben durch diese tüchtigen Männer der Kastenunterschied in der Trankebar-Gemeinde sanktionirt und damit dieselbe zu innerem Stillstand verurtheilt wurde. Es war wirklich Schade, daß es gerade Schultze sein mußte, der an der Kastenduldung zu reformiren gesucht hatte; sein Vorgehen konnte natürlich für junge Nachfolger nicht maßgebend werden. Ihre Katecheten „lagen ihnen beständig in den Ohren", wie sie sich die Gleichsetzung mit den Pareiachristen von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen. So ungereimt nun beiden Männern „dergleichen Ausflüchte" erschienen, meinten sie doch, sich „in die Schwachheit der armen Leute schicken" zu sollen und ließen es also „connivendo" geschehen, daß nun die Pareier von den Sudra's „einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen" mußten. Es war nur Ein Schritt, er ist aber seit 1727 zu einer tiefen Schlucht geworden!

Der gute Pressier will dann (1728) die Christen in einem Pareiadorf besuchen. Aber diese selbst warnen ihn vor der Verachtung, der er sich damit bei den höheren Klassen aussetzen würde; so bescheidet er sich, von der Landstraße etwas abseits in einen Hain zu treten und die Christen dahin zum Unterricht kommen zu lassen. Sie bringen ihm Eßwaren zum Geschenk; er gibt ihnen aber „beim Weggehen Alles mit Dank wieder zurück"! Der junge Missionar erzählt weiter, wie dann ein heidnisches Pareiaweib durch den Hain gehen wollte, ein Pareiachrist aus seiner Umgebung ihr aber zurief: „Du, wo gehst du hin? da liegt ein Brahmane!" worauf das Weib alsbald stutzte und seitwärts abwich. Aus diesem Vorfall meint er sich die Lehre ziehen zu müssen, wie behutsam man in diesem Punkte sich unter den Hindu's zu verhalten habe, und bildet sich wohl auf seinen Fortschritt in indischer Anstandskunst ein wenig ein; leider aber merkt er nicht, wie sehr er damit von der Einfalt Christi abgekommen war, und wie nothwendig ein solches Conniviren weitere Folgen nach sich zog. Denn auch in der Schule wurden nun Pareia- und Sudrakinder „möglichstermaßen" auseinander gehalten, und sonst noch strengere Linien gezogen; und weil sich (trotz oder in Folge dieser Glaubensschwäche?) die Landgemeinden bedeutend mehr-

ten, um volle 474 in einem Jahre, so war nun ein Vorgang geschaffen, von welchem die späteren lutherischen Missionare, wenigstens in Trankebar selbst, sich keine wesentliche Abweichung mehr erlaubten.

Es läßt sich leicht denken, daß, wenn die Missionare dergestalt dem jesuitischen Vorbild eines neuen geistlichen Brahmanenthums sich einigermaßen näherten, die Sudra-Katecheten ihnen nicht blos nacheiferten, sondern es ihnen noch um ein ziemliches zuvorthaten. Warum nicht den reichgesegneten Rajanajaken ordiniren? fragen verwundert die Freunde in Deutschland. Antwort: „Der Kastenunterschied wird zu allgemein beobachtet, daher wir nothwendig etwas nachgeben müssen, worein die Pareier sich auch gar wohl zu finden wissen.*) In Betracht dieses können wir uns für jetzo noch nicht resolviren, Rajanajaken zum Predigtamt zu bestellen. Er verrichtet auch bereits alle Dienste eines Landpredigers, ausgenommen, daß er das h. Abendmahl nicht administrirt. Das würde auch kein (christlicher!) Sudra aus seinen Händen nehmen, und bei Pareiern könnte dasselbe dadurch in Verachtung gerathen" ꝛc. Es kam da alles auf das entschiedene Vorgehen der Missionare an; statt ihren Gemeinden etwas Neues zuzumuthen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst auch soweit zu erniedrigen, daß sie dem Pareiaprediger den Bruderkuß gegeben hätten, ließen sie sich von Rücksichten leiten, die rasch genug auch den Europäer hinduisiren können. Und ihr „für jetzo" ist natürlich ein „für immer" geworden.

Es kann uns demnach nicht verwundern, wenn der Geschichtschreiber der Trankebarischen Mission urtheilt, um das Jahr 1740 habe die Mission ihren Höhepunkt erreicht**), worauf sie wohl noch Erweiterungen, aber keine Entwicklung mehr erlebt habe. Als im Jahr 1760 die Herrnhuter, vierzehn Brüder auf einmal, sich in Trankebar niederließen, um von da aus eine Station auf den Nikobarischen Inseln zu gründen, auf denen (1756) bereits ein Versuch der deutschen Mission mit Polzenhagens Tode gescheitert war, wollten die Hallenser durchaus nichts mit ihnen zu schaffen haben, und

*) Es ist das im Grunde sehr natürlich: der Pareia selbst fühlt sich gehobener, wenn er einen Brahmanen zu seinem Priester hat, als wenn sein Lehrer sich brüderlich zu ihm stellt.

**) Im letztvorangegangenen Jahre waren 609 Taufen vorgekommen, und im Jahr 1788 ebensoviele.

verhielten ſich, wie wir es von privilegirten Konſervativen gewohnt ſind, ſehr zurückſtoßend gegen die Eindringlinge. Dieſe aber verſtanden es, ſich dort angenehm zu machen; „es iſt nicht zu beſchreiben," berichtet ein däniſcher Miſſionar, „wie ſich dieſe Herrnhuter in ſo kurzer Zeit bei Dänen, Franzoſen und ſelbſt Malabaren durch ihr nach eigenem Willen in Demuth und Geiſtlichkeit der Engel glänzendes Weſen inſinuirt haben;" daher man ſie im Lande Gnanis (Weiſe, Heilige) betitelte. Auch die älteſten Katecheten, wie Rajanajaken, kamen oft zu ihnen, ſelbſt nachdem die Miſſionare vor ihnen gewarnt hatten; man fürchtete ſogar von einem, er werde zu ihnen übertreten, ſo entſchieden nahm er ihre eigenthümlichen Redensarten an. Es iſt nicht geſchehen; die Herrnhuter ſelbſt wieſen ſeine Dienſte zurück. Rajanajaken ſtarb, nachdem er ſich wieder gefaßt, 1771 im Dienſte der Trankebariſchen Miſſion; aber ſo viel können wir uns ſchon denken, daß aufgeweckten Pariachriſten bei dem brüderlichen Tone, der unter den neuen Predigern herrſchte, zu Zeiten wohler ward, als in der Abhängigkeit von den ihr geiſtliches Amt ſo hochhaltenden und doch in ſeiner Handhabung von Kaſtenrückſichten beeinflußten Lutheranern. Für die fortſchreitende Zeit war überhaupt, wie Bengel wohl erkannte, die halliſche Art bereits zu kurz gerathen. Die Eiferſucht der alten Miſſionare bewirkte, daß den neuen keine Erlaubniß zum Wirken unter den Heiden gegeben wurde, daher nach Vereitelung wiederholter Koloniſationsverſuche auf den Nikobaren, die Herrnhuter um 1801 endlich das Land räumten, zufrieden, wenn ſie auch nur wenige Bekehrungen erzielt hatten, mit dem Ergebniß, daß doch „manche Gemüther durch ſie auf das Weſentliche des Chriſtenthums waren aufmerkſam gemacht worden." Es iſt gewiß zu bedauern, daß ſich in dieſer langen Zeit kein Weg wollte finden laſſen, die beſonderen Gaben der Brüder-Gemeinde für das Tamilvolk nutzbar zu machen.

---

Die Erweiterung der Miſſion war ſchon durch Ziegenbalg auf jede Weiſe angeſtrebt worden, allein es wollte ſich in jenen Drangſalsjahren nicht viel machen laſſen. Doch hatte man den holländiſchen Stationen mit Schullehrern ausgeholfen. Nun aber bot die engliſche Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß die Hand zur Errichtung von Schulen in den Küſtenſtädten Kudelur (wo

ein Würtemberger Beck 1717—33 als Schullehrer diente) und Madras, damals der größten Stadt Indiens; aus diesen erwuchsen, da sich die Inspektion durch die Trankebarer als gar zu mühsam herausstellte, bald selbständige Stationen. Die letztere kam schon 1726 durch Schultze zu Stande; Kudelur, die Trankebar nächstgelegene Stadt der Engländer (nur 20 Stunden nördlich von Trankebar) wurde 1737 von dem wackern Sartorius besetzt. Hätte man die rechten Männer gehabt, so hätte sich auch in Kalkutta, dem Hauptplatz der Engländer in Bengalen, bereits ein Anfang machen lassen.

In Kudelur nun landeten (28. August 1740) drei weitere Arbeiter, der Schwede Kiernander, der Pommer Zeglin, und der Hesse Fabricius. Letzterer, geboren 22. Januar 1711 in eines frommen Amtmanns Hause, hatte erst die Rechte studirt; er war aber schon in Giessen durch den seligen Dr. Rambach kräftig angefaßt worden, und entschloß sich — in Folge des Lesens der hallischen Missionsberichte, — nachdem er schon absolvirt hatte, noch zum Studium der Theologie. 1736 kam er nach Halle, mit dem Gelübde, das er doch sorgsam in seinem treuen Herz verschloß, sich vom HErrn überall brauchen zu lassen, wo es Ihm gefalle, begleitet von vielen Gebeten seiner Mutter und Geschwister. Und in Halle hat er wohl auch „nach aller Möglichkeit" Kollegien angehört, doch besonders sich im Beten geübt, und daneben die Jugend des Waisenhauses unterrichtet. Im September 1739 wurden die drei jungen Männer vom jüngern Francke zum Dienst an der Mission aufgefordert, und ohne erst noch Abschied zu nehmen, gieng es gleich zur Ordination nach Dänemark, wo Fabricius eine Bußpredigt hielt, für die ihm der König, jetzt Christian VI (s. 1730) seine höchste Zufriedenheit bezeugte. „Daß du dem Willen Gottes folgen willt, gefällt mir wohl," schrieb ihm die treue Mutter, wie auch die Geschwister alle mit Freuden seinen Schritt begrüßten. Er hat sie nicht mehr gesehen; aber von seinen 200 Thalern jährlichen Gehalts setzte er sogleich seiner armen Mutter noch etwas aus, ehe er sich mit den Freunden nach England begab, wo sie freundliche Aufnahme fanden und das Missionsinteresse neu belebten. Mit einer großen Flotte segelten sie 1. April 1740 von Portsmouth ab und wurden von dem gefälligen Kapitän, wie gesagt, in Kudelur gelandet.

Doch sollte erst in Trankebar eine Vorbereitungszeit durchgemacht werden. Sie fanden hier eine portugiesische Gemeinde von

300 Seelen, während die tamilische 1226 Glieder zählte. Die Landgemeinde umfaßte 2578 Seelen in sechs Kreisen, die sich weit nach Osten und Süden ausdehnten. Letzterer standen neben dem Landprediger Aaron die beiden Katecheten Diogo und Rajanajaken vor, welche beide unserm Fabricius allmonatlich Rechenschaft abzulegen hatten. Seine Wohnung hatte er bei dem unglücklichen Miss. Bosse, den er auch etwa ein halbes Jahr lang vom Trunke kurirt zu haben schien, der aber am Ende doch nur immer tiefer sank. Am Karfreitag 1741 (31. März) hielt er seine erste Tamilpredigt (über den Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm ꝛc.), nachdem er zuvor sich im Katechisiren mit den Schülern versucht hatte. An diesen hatte er nun seine Hauptfreude; er begleitet sie Morgens nach dem Gebet an den Fluß zum Baden, sieht Mittags darauf, daß sie den Reis nicht verschlafen, und besorgt am Sonnabend die Aufsicht über ihr Salben und Laxiren; am Lehren, besonders in der ersten Klasse, aus welcher die Katecheten hervorgehen sollten, wird er es auch nicht haben fehlen lassen.

Er erlebte noch an Weihnachten 1741 die Ordination des zweiten Landpredigers Diogo; dann mußte er sich zum Abgang nach Madras rüsten, wo es galt, den nun heimkehrenden Schultze zu ersetzen. Fabricius war hiezu für den geeignetsten gefunden worden, und schied von den Brüdern ganz anders als Schultze, denn sie geben ihm das Zeugniß: „es ist ein mit uns im HErrn aufs genauste verbundener Bruder.“ Schultze hatte sehr rührig gearbeitetet, er suchte seinen Schulkindern „mit der englischen Sprache auch das Christenthum beizubringen“, dachte an Stiftung „einer generalprotestantischen Mission“, übersetzte auch schon die englische Liturgie ins Tamil (und soll sich ihrer selbst beim h. Abendmahl bedient haben); er studirte und schrieb viel in drei Sprachen; er hatte, als Sartorius (1730) ankam, bereits 200 Seelen getauft; aber sein dominirendes vielgeschäftiges Wesen, beim Mangel aller stetigen Leitungsgabe, hatte es doch zu keinem gedeihlichen Aufschwung kommen lassen.

Fabricius nun traf 4. Dec. 1742 in Madras ein, wo er noch einen Monat mit dem kranken Schultze verlebte, ehe dieser nach Deutschland zurückkehrte. Er fand etwa 240 Christen vor, zu denen noch ein kleines Häuflein im holländischen Pulicat kam; aber es war eine weitzerstreute Heerde, von welcher die wenigsten, weil sie

in europäischen Häusern dienten, zur Predigt kommen konnten. Ihm lag nun am meisten an, seine Nationalgehilfen tüchtig auszubilden und persönlich an sich zu fesseln; einen gar untreuen, der Schultze's rechte Hand, oder besser gesagt, sein Herr geworden war, entließ er alsbald. Derselbe wurde erst Katholik, dann fiel er gar ins Heidenthum zurück! Die Gemeinde, die schon lange kein Abendmahl genossen hatte, bereitete er gründlich darauf vor. Dann predigte er den Heiden mit großem Eifer — er fand das auch der leiblichen Gesundheit sehr zuträglich — und brachte die den englischen Freunden beinahe entleidete Station wieder zu entschiedenem Gedeihen.

Er hatte dabei an einem Mitarbeiter, dem Berliner Geister, nicht nur keine Hilfe, sondern eine schwere Bürde. Derselbe haßte die schwarzen Christen in dem Maße, daß er ihrer keinen in seinen Dienst nahm, sondern sich nur von Heiden bedienen ließ, durchhechelte alles, was die Missionare thaten, ohne selbst die Sprache recht zu lernen, während er Einladungen zu Gastungen in englischen Häusern sehr gern annahm; ein Typus unglücklicher Missionare, der leider noch nicht ganz ausgestorben scheint. Wäre Fabricius nicht mit doppelter Liebe eingestanden, indem er namentlich auch seinen Gehalt mit den Armen theilte, es „wäre eine große Zerstreuung geschehen". Es kann nicht befremden, daß solch ein Mann wie Geister sich den Engländern noch weiter durch Einführung des englischen Katechismus zu empfehlen suchte. Mit aller Kraft wehrte sich Fabricius gegen diese Zumuthung, welche eine Trennung von der trankebarischen Mission und vielleicht die Einführung englischer Mitarbeiter zur Folge haben konnte; während doch die Madras-Mission als eine evangelisch-lutherische von der englischen Gesellschaft adoptirt worden war. Als aber Geister deßhalb trutzte und endlich (Januar 1746) den ins Tamil übersetzten englischen Katechismus eigenmächtig in der Schule einführte, brach Fabricius allen Umgang mit ihm ab; auch Francke drohte, hinfort der englischen Missionen sich nicht mehr annehmen zu können. Die Sache kam jedoch bald zu einer glücklichen Lösung; Geister wurde nach Kudelur versetzt, von wo er sich fast unverweilt nach Batavia zurückzog. Der englische Katechismus wurde in der Stille abgeschafft und von religiösen Anbequemung war nicht mehr die Rede.*)

*) Schon in den Tagen der Gründer hatte man von England aus der deutschen Mission vorgeschlagen, bei der Aufzählung der Gebote im portugiesischen

Andere Kämpfe nahten, welche Fabricius ganze Gelassenheit und Gebetskraft auf die Probe stellen sollten. Die Franzosen unter La Bourdonnais gürteten sich zur Verdrängung der Engländer aus dem indischen Meere und gaben eben dadurch den Anstoß zur Gründung des großen angloindischen Reichs. Am 29. August 1746 nahte die französische Flotte, am 14. September landeten die Feinde im Süden von Madras. Fabricius sandte die Kinder und Wittwen ins nahe Pulikat, er selbst stärkte sich im Gebet mit den nicht geflüchteten Christen, harrte auch während des Bombardements im Missionshause aus und erlangte am Tag der Kapitulation (21. September) durch Vorweisung seiner dänischen Schutzbriefe die Zusage französischer Protektion.

Es war eine Zeit größter Verwirrung; in der allgemeinen Plünderung verlassener Häuser hatten auch arme Christen sich etwas von fremdem Gut angeeignet; darauf ward große Visitation angestellt und wurde so eindringlich über das Gebot der Liebe gepredigt, daß alle, die noch was verborgen hielten, es selbst ihrem Seelsorger überbrachten. Nun aber mußte ein Theil der schwarzen Stadt zerstört werden; auch das Missionshaus wurde wegrasirt, nachdem die Christen es erst ausgeräumt hatten, worauf die ganze Gemeinde mit Fabricius (5. Dezember) nach dem freundlichen Pulikat zog. Es stand ihm ein dreijähriges Elend bevor, doch mochte er in dieser Zeit der Noth keinen Bedienstteten abdanken; er hoffte auf Gott und brach sein Brod mit den Armen, harrend von einem Tag zum andern und nie verzagend. Er setzte sich auf rein tamilische Kost und die Trankebar-Brüder, sowie die holländischen Freunde auch von Sadras her, sandten immer wieder einige Unterstützung.

Schon im Jahr 1743 war er mit einem tüchtigen Dolmetscher, Muttu Krischna, zusammengetroffen, dessen Kritik der Bibelübersetzung ihm viel zu denken gab. Ganz in der Stille fieng er nun zu revi-

---

Katechismus, die herkömmliche katholische Form, wornach das zweite Gebot eigentlich ausfällt, zu verlassen. So sehr aber fürchteten sich auch die Hallenser vor dem Schein der Religionsmengerei, daß sie diese Zumuthung entschieden abwiesen, obwohl sie sonst auf möglichste Schonung der englischen Vorurtheile bedacht waren. Man kann dieser Scheu vor Menschengefälligkeit volles Recht widerfahren lassen, dürfte aber doch wohl Luthers ganzer Beistimmung versichert sein, wenn zum Besten der Jugend in heidnischen Ländern dem Verbot des Bilderdienstes auch im Katechismus ein bestimmter Ausdruck gegeben worden wäre.

diren an, was ihm der Besserung bedürftig schien, übersetzte auch immer Mehreres ganz neu, da ihm gar deutlich wurde, daß die alte Uebersetzung nicht bleiben könne. Jetzt in seiner Einsamkeit, im täglichen Verkehr mit seinen sprachgewandten Katecheten brachte er mit täglich frischer Kraft das Neue Testament der Vollendung nahe. Das stille Dörfchen am Pulikatsee war ihm ein freundliches Patmos worden.

Im September 1749 durfte er nach Wiederherstellung des Friedens nach Madras zurückkehren. Sein neuer Kollege Breithaupt, der schon drei Jahre auf diesen Tag geharrt hatte, kam nun auch von Kudelur herauf, und ein freundlicher Engländer, Eyre, nahm beide Missionare in sein Haus auf. Alle Missionsgebäude waren zerstört, der Gottesdienst mußte auf dem Kirchhof gehalten werden, bis ein Bretterverschlag hergestellt war. Wohl hatte der Admiral Boscawen, bevor er nach England zurücksegelte, verordnet, den katholischen Padres für ihre Spionage und Intriguen ihre Kirche und Wohnung in Weperi, eine halbe Stunde westlich von Madras, abzunehmen und als Entschädigung für den Kriegsschaden der evangelischen Mission zu schenken. Allein Gouverneur Prince kehrte sich wenig daran, er haßte die Mission und suchte ihr eine Schwierigkeit um die andere in den Weg zu legen. Fabricius wußte sich übrigens durch seine mit dem Rechtsgefühl eines alten Juristen abgefaßten Vorstellungen bei ihm allmählich Achtung zu verschaffen; und da er trotz des Ausbleibens der Europapoſten und vieler Unfälle, denen ein alles zerstörender Orkan (31. Oct. 1752) die Krone aufsetzte, geduldig ausharrte, wurde endlich seine Bitte erhört. Am 1. Advent 1752 bezog er das neue Missionsgut, gerade sechs Jahre nach seiner Wanderung ins Exil, und die Gemeinde in Madras feierte einen fröhlichen Einweihungstag; mit der Geldentschädigung von 500 Pagoden konnte alles, was der Orkan zerstört hatte, wieder aufgebaut werden. Man war aus langandauernder Enge auf einen weiten Raum versetzt worden, und Fabricius, der selbst nie heirathete, durfte nun (1753) seinem Kollegen ein treues Weib antrauen, wodurch auch ihm ein liebliches Heimwesen erblühte.

Und jetzt, nachdem er noch einmal „gleichsam als ein armer Sünder und Bettler den Grundtext des Neuen Testaments durchkrochen“ und erwogen hat, „wie jedes Wort am bequemsten zu geben“, nachdem er sich mit den verständigsten Eingebornen berathen,

hält er es für seine Pflicht, einmal auch wieder die Trankebar-Brüder zu sehen, das erstemal nach zwölf Jahren. Noch tobte der Krieg im Karnatik, denn trotz des europäischen Friedens befehdeten sich in Indien fortwährend die französischen und englischen Handelskompagnien sammt ihren Alliirten; doch kam Fabricius unter holländischem Geleite durch die französischen Truppen — mit kurzer Gefangenschaft — glücklich hindurch (April 1754) und sah dann alte und neue Brüder, auch Schwartz unter den letztern, worauf zwei Monate hindurch die Uebersetzung besprochen, und alles, was bisher darüber hin und her verhandelt worden war, zum Abschluß gebracht wurde. Im Jahr 1758 war dann das Neue Testament gedruckt, zunächst freilich nur vom 2 Korintherbrief an rein fabricische Arbeit, während die Brüder an der Presse im ersten Theil eklektisch zu verfahren gesucht hatten. Am Ende aber empfahl sichs doch Allen besser, ein Werk aus Einem Guß zu haben, das die Offenbarung Gottes „mit Deutlichkeit, Kraft, Kürze und Annehmlichkeit“ in der Tamilsprache wiedergäbe. Gewiß ist auch Fabricius Uebesetzung eine der gelungensten, wenn sie gleich im letzten dieser vier Punkte für ein gut geschultes Tamilohr noch allerhand mag vermissen lassen.*) Man sieht es ihr überall an, daß, wie er selbst sagt, Alles darin „von vorne und von hinten balancirt“ worden ist.

Noch in eben diesem Jahr gieng es mit Dupleix's großem Plane eines französischen Indiens zur Neige; seine Drohung, aus Madras ein Fischerdorf zu machen, wollte sich nicht erfüllen. Der siebenjährige Krieg, der nun ausbrach, führte vielmehr zur raschen Hebung der englischen Macht und den Franzosen gelang immer weniger. Zwar eroberten sie im Jahr 1758 die Stadt Kudelur und belagerten Tandschaur und Madras, wodurch der Mission allerhand Schaden widerfuhr. Namentlich wurden Fabricius und Breithaupt (12. Dezember) von der leichten Reiterei der Franzosen rein ausgeplündert,

*) Daß auch die holländischen Prediger in Kolombo um diese Zeit an der h. Schrift übersetzten und überhaupt in mannigfacher Weise mit den deutschen Missionaren einen schönen friedlichen Wettstreit pflegten, mag hier im Vorbeigehen kurz erwähnt werden. Es war besonders der edle Gouverneur von Imhoff (1736—40), der diese Lebensregungen in Ceylon förderte, nachdem die Unfruchtbarkeit des gegen Heiden und Katholiken angewendeten Zwangssystems sich nicht mehr länger verkennen ließ. Er hat auch später als Generalgouverneur in dieser Richtung fortgewirkt.

was auch Graf Lally beim beſten Willen nicht verhindern konnte. Zu ihm nämlich begab ſich Fabricius ins franzöſiſche Lager, wo ihn ein deutſcher Rittmeiſter bewirthete, der dann ſeinen Säbel hin und herſchwenkte und ſchon mit den Köpfen der Engländer in Madras zu ſpielen meinte. Der Säbel zerbrach ihm aber an einem dürren Kokuszweige, und gleich darauf auch einer ſeiner Zähne, daher Fabricius gedachte: Gott kann wohl euer Schwert und eure ſtolzen Worte aus eurem Munde zerbrechen! eine Ahnung, welche auch der Erfolg beſtätigte.

Schon im Februar 1759 durfte er aus ſeinem Aſyl in Pulikat nach Weperi zurückkehren, da die Belagerung aufgehoben war; er fand auch in dem Miſſionshof etliche der verlorengegangenen und geraubten Bücher wieder, die ihm zu ſeiner Ueberſetzung des Alten Teſtaments gerade nöthig waren, und theilte dann in der großen anhaltenden Theurung ſeinen letzten Pfenning mit der armen hin und hergeſtoßenen Gemeinde. Im Januar 1761 aber wurde Pudutſcheri von den Engländern erobert, womit die Franzoſenherrſchaft ihr Ende erreicht hatte.

Was in dieſen bewegten Zeiten auch unter Europäern in Indien durch die Miſſionare gewirkt wurde, darf nicht gering angeſchlagen werden. Fabricius zwar hütete ſich lange vor dem familiären Umgang mit Blanken (Weißen) und lebte gern abgeſondert von der Welt, ärmlich gekleidet, zufrieden mit Einem Zimmer, allein mit ſeinem Gott und ſeiner Gemeinde. Aber wo ihm ein geiſtliches Bedürfniß entgegenkam, da war er raſch bei der Hand, und predigte wie die andern Miſſionare nicht nur den vielen Schweizern und Deutſchen, die ſich in beiden gegenüberliegenden Heeren, wie bei den Holländern zahlreich vorfanden, ſondern wirkte auch auf Engländer überaus wohlthätig. Wo er konnte, bediente er ſie mit Wort und Sakrament; befreundete Familien derſelben bauten ſich um ſein Gehöfte an, und die kleine portugieſiſche Gemeinde ward durch das Vorherrſchen der nun immer wichtigeren Sprache der Eroberer allmählich zu einer engliſchen umgewandelt.

Bei der Eroberung von Pudutſcheri nun hatten die Engländer auch eine Druckerei erbeutet. Die Regierung bat Fabricius, die Oberaufſicht zu übernehmen, wogegen ihm geſtattet wurde, ſich derſelben umſonſt mit zu bedienen, 1761. So hatte er denn bald neben ſeiner Kirche auch eine Preſſe, auf welcher nebſt andern Schrif-

ten, z. B. einem Vorbereitungsbüchlein, seine Bibelübersetzung endlich unter seinen Augen gedruckt wurde. Lange dachte er auch an Bereitung einer Postille, wozu er sich seine Predigten sorgfältig concipirte; sie handeln, wie mans von ihm erwarten kann, mehr von der Heiligung als von der Rechtfertigung durch den Glauben.

Auf dieser Presse erschien denn auch im Jahr 1774 sein Gesangbuch, eine köstliche Gabe für die Tamil-Gemeinden. Er hatte ganz in der Stille schon im Jahr 1756 über hundert Lieder gedichtet, in welchen er mit Vermeidung aller poetischen Freiheiten den innigen Sinn der deutschen Liederdichter mit großem Geschick in gewöhnlichster Sprache wiedergab; mit Recht hoffte er von ihnen, sie werden sich, wenn man auch derzeit noch das alte Gesangbuch in Trankebar neu auflege, doch im Lauf der Jahre von selbst rekommandiren. Künstlichere Verse mögen schon vielfach in der Mission gefertigt worden sein, vielleicht auch korrektere; aber die innigen, reichhaltigen, aus tiefster Erfahrung geschöpften Lieder des Fabricius sind seither von keinem Missionsdichter erreicht worden. Es ist nur zu bedauern, daß sie in den englischen und amerikanischen Missionen des Tamillandes fast vergessen sind, weil dort die Kenntniß der Melodieen fehlt.*) Fabricius hatte zugleich unter seinen Schulkindern wie auch in der Gemeinde das Singen recht in Schwung gebracht, und je tiefer bei ihm die Noth wurde, desto entschiedener half sich der wohlgeschulte Kreuzträger durch Singen und Dichten.

Aber auch dem Bedürfniß der europäischen Arbeiter kam er entgegen, indem er eine Grammatik des Tamil herausgab (1778), der ein tamilisch-englisches, zuletzt noch ein englisch-tamilisches Lexikon folgte (1779 und 86).

Unter den Bekehrungen, welche in der Mission vorkamen, machte die eines portugiesischen Dominikaners besonderes Aufsehen. Manuel José da Costa von Coimbra, ein wohlstudirter und scharfsinniger Mann, war während seines mehrjährigen Dienstes in Goa und Diu am Papstthum zweifelhaft geworden. Nach Siam versetzt, wird er mit einem Jesuiten Antonius Rodriguez bekannt, bei welchem er

*) Wo aber ein Missionar dort auch in der Zeit, da es zum alten Eisen geworfen schien, ein Exemplar dieses Gesangbuchs hatte, durfte er sich wohl hüten, es nicht zu sorglos stehen zu lassen. Die heidnische und christliche Dienerschaft scheint gerade diesem Buche besonders gefährlich gewesen zu sein, während Massen von Predigten und Traktaten keinen Dieb anlockten.

auch einiges Mißfallen an der römischen Lehre bemerkt. Endlich entdecken sie sich einander und lesen zusammen in der lateinischen Bibel; auch fällt ihnen ein Trankebarer Katechismus in die Hände, aus dem sie insgeheim mehrere Gemeindeglieder unterrichten, so daß ihrer 43 aus der römischen Kirche austreten. Rodriguez tritt gleichfalls offen aus, wird exkommunicirt, stirbt bald und wird von den Römischen begraben, als habe er sich wieder zurückgewandt. Da Costa aber, von einem Pater festgenommen, soll der Inquisition in Goa übergeben werden; doch weiß ein ihm bekannter Muhammedaner zu bewirken, daß er an der Tamilküste abgesetzt wird. So kommt er nach Trankebar, verkehrt mit Miss. Wiedebrock, dem er doch sich nicht zu entdecken wagt, um nicht von den Katholiken an der Rückkehr nach Siam verhindert zu werden. Madras scheint ihm der geschicktere Ort; hier kommt er verkleidet ins Missionshaus und verkehrt nun mit Fabricius, dem er in der Stille sein Bekenntniß abzulegen wünscht, worauf er als protestantischer Miissionar nach Siam abgeordnet zu werden hofft. Fabricius unterrichtete ihn weiter mit Hilfe einer schon zum Druck bereiten Lehrschrift über das Papstthum und nahm ihn vor etlichen Zeugen in die Gemeinde auf, worauf Da Costa einen Absagebrief aufsetzte, der nach seiner Abreise veröffentlicht werden sollte (1768). Er reiste nun nach Kalkutta, wo Kiernander seit 1758 eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen hatte, und trat öffentlich seiner portugiesischen Gemeinde bei. Dort hat er jeden andern Sonntag, mit dem gleichfalls bekehrten Pater Bento abwechselnd, freimüthig gepredigt, hat auch eine von holländischen Eltern in Siam geborene Wittwe Marcella geheirathet (November 1769), die, wie er hoffte, in Siam sich würde nützlich machen können. Dort scheint man sehnlichst auf ihn gewartet zu haben, wie auch er in langer Krankheit beständig nach seinen Siamesen verlangte; er unterlag ihr aber in Kalkutta (März 1771).

Wie wünschten wir nun dem alternden Fabricius, der doch immer noch zu Fuß umherreist, eine ruhige, friedliche Hirtenwirksamkeit, wie sie nach bewegten, stürmischen Tagen dem greisen Knechte Christi so wohl zu gönnen wäre inmitten seiner kleinen Heerde (von etwa 800 Seelen) und im steten Verkehr mit den (holländischen) Außenstationen Pulikat und Sadras,*) zu denen (seit 1771) auch

*) Zwischen Madras und Sadras kamen schon unsere alten deutschen Missionare gar oft an den Felstempeln vorbei, welche unter dem Namen der sieben

das im Innern gelegene Fort Velur mit einem sich zusehends mehrenden Häuflein von Christen gekommen war! Allein er sollte die ganze Schwere der ungünstigen Zeitverhältnisse empfinden, sollte darüber am Ende auch gar noch seinen guten Namen einbüßen!

Noch wollte es sich nicht zur Ruhe anlassen. Im August 1767 wars, daß der mächtige Rebell des Maisur-Königs, Haider Ali Khan, verbündet mit dem Nizām des Deccans gegen die Engländer losbrach, und sein Sohn Tipu Sahib hätte damals beinahe mit seiner leichten Reiterei die Rathsherren von Madras sammt der Festung selbst weggenommen. Er führte unter anderen fünf katholische Missionare vom Thomasberg mit sich fort. Die deutschen Missionare mußten wieder fliehen, mußten dann aufs flache Dach der Missionskirche eine Kanone stellen lassen, mußten wieder durch Orkan und Theurung gehen, mußten ihr Weperi (1780) zu einem Kriegslager umschaffen sehen; und was bei allem wohl das Schmerzlichste war, sie mußten handgreiflich erfahren, daß es in Deutschland mit dem Missionsinteresse immer mehr abwärts gieng. Die Geburtswehen jener neuen Zeit machten sich allerwärts fühlbar. Das Ende der jesuitischen Mission schien gar bald auch von der protestantischen getheilt werden zu sollen. Ein Missionar Hüttemann fieng bereits an, die ganze Mission als eine große Armenanstalt, die tamilische Nation als ein unverbesserliches Bettler- und Lügenvolk zu verdammen und die noch einzige Hoffnung auf etwas Besseres in großartigen englischen Unterrichtsanstalten zu erblicken.

Da hieß es plötzlich, der alte Fabricius habe die ihm anvertrauten Gelder von Wittwen und Waisen, ja alle Fonds der Mission zu Geldspekulationen verwendet und — mit einem Schlage sei Alles verloren. Schwartz wollte es nicht glauben. Er reiste selbst nach Madras 1778, und fand es nur allzuwahr. Der alte Fabricius lag gefährlich krank; nun wurden auch noch die meisten Brüder an ihm irre, und der gute Name der Mission schien völlig dahin. Fabricius hatte in den Jahren der allgemeinen Verwirrung die ihm

---

Pagoden noch heute das Wunder mancher Reisenden sind. Aus erhaltenen Inschriften geht hervor, daß hier einst eine Stadt Ma-mallei-pu-ram stand, deren Stätte theilweise vom Meer bedeckt ist. Die Geschichte Krischna's und seines Freundes Ardschuna findet sich auf einigen Granitblöcken abgebildet; andere Felsmassen sind geradezu in einsteinige Tempel umgewandelt. Schon Schultze und Sartorius haben die merkwürdigen Ueberreste eingehend beschrieben. (s. die Abbildung.)

anvertrauten Kapitalien von Wittwen und Waisen, wie auch durch Schiffsgelegenheiten übersandte Missionsgelder, zusammen über 100,000 Thaler, mittelst seines Katecheten Gurupadam, eines Sohnes des seligen Landpredigers Aaron, auf Zinsen ausgethan. Madras war damals natürlich der einzige etwas sichere Ort, Fabricius gewandt in Notariatgeschäften, allem Geize fremd, und durchaus wahr. Dabei war ihm aber alle Vorsicht abhanden gekommen; die hohen Zinsen, wie sie von bedrängten Adeligen des Landes bezahlt oder doch versprochen wurden, schienen der Mission neue Hilfsquellen zu sichern, oder doch den Mittelspersonen, seinen geliebten Tamilgehilfen, ein gutes Auskommen zu verschaffen, so war der alte Mann in die Falle gegangen. Da plötzlich läuft der Hauptschuldner, des Nawâbs Schwiegersohn davon; ein anderer, der Baron Bommarasa, hat wohl dem Missionar sein Ländchen verpfändet, aber wer wirds kaufen im allgemeinen Ruin! Das Merkwürdigste war, daß der Greis dabei so „unbegreiflich unempfindlich, und, man gestatte das Wort, voll Glaubens" blieb. Gott hatte ihn, wie er meinte, in der ungeheuren Seelennoth so unzählige Mal der Errettung versichert, daß er Zweifel daran für Sünde hielt. „Die schwere Versuchung" mußte sich ja „mit Sieg und Segen endigen." Seinem innigst geliebten Bruder Breithaupt hatte er von dem „unvernünftigen Handel", wie er selbst erklärt, kein Sterbenswörtchen gesagt; nur wußte dieser, daß Fabricius täglich zu Gott bete, er möge ihn nicht in Sünden oder Geldschulden sterben lassen!

Fabricius muß ins Gefängniß wandern, die Gesellschaft in London entläßt ihn aus ihrem Dienst; er lebt von Almosen. Dabei bleibt er sich aber immer gleich, betet, predigt, schreibt, speist eben so vergnügt, als er noch aus seiner Armuth den Armen gibt; er überläßt es den Brüdern, sich über ihn zu grämen. Es geht die Sage, einer seiner alten Kollegen sei zu ihm ins Gefängniß getreten und habe beim Anblick des 70jährigen hohen Greisen die Thränen nicht zurückhalten können. Dieser aber habe von allem nichts gemerkt, sondern nur geschwind dem Bruder die Hand gedrückt, mit den Worten: „Nein, das freut mich; gerade zu rechter Zeit gekommen! Hör einmal, wie das klingt!" und dann mit heller Stimme ein eben fertig gewordenes Tamil-Loblied angestimmt, als fühle er sich schon im Vorhof des Himmels!

Allmählich wird aber doch diese Zuversicht herabgestimmt. Breit-

haupt, der ihm unerschütterlich zugethan blieb, stirbt (November 1782) und Fabricius tritt in die Lücke mit Aufbietung aller Kräfte; wie es scheint, zunächst ohne die jährliche 50 Pfd. St., welche ihm früher als Gehalt bezahlt worden waren (womit, nach Gerickes Bemerkungen, ein Mann nur gerade durchkommen konnte, wenn er von Reis und Kari lebte). Gar kümmerlich muß er sich da durchhelfen, und er erkennt endlich „die schreckliche Sichtung des Satans", für die er schambedeckt nun täglich um Vergebung fleht. Des Nawabs Schwiegersohn ist gestorben; der selbst verschuldete Nawab läßt sich zu keiner Zahlung bewegen. Immer noch hält aber Fabricius fest an der Unschuld seines vertrauten, ihm „gar brauchbaren Gehilfen" Gurupadam, bis dessen Untreue und der schmähliche Mißbrauch, den er mit der Gedächtnißschwäche des alten Mannes trieb, die Tamil-Gemeinde nöthigte, sich offen gegen ihn zu erklären. Wie muß es dem greisen Missionar ins Herz geschnitten haben, nun dieselbe Entdeckung zu machen, wie er sie nach Schultzes Abgang an dessen rechter Hand erlebt hatte! Noch einmal muß Fabricius ins Schuldgefängniß wandern (31. Januar 1788); und, nachdem er kaum los geworden und (im August) sein Amt an Gericke abgetreten hatte, stecken sie ihn wieder ein. Er sitzt dort über ein Jahr, genießt nun aber doch Ruhe vor seinen Gläubigern, und Gericke im Verein mit Breithaupts Sohne kann ihm sein drittes Gefängniß erträglich machen.

Im Januar 1791 endlich wird der 80jährige Greis wieder frei, indem der Mann, der ihn eingesetzt hatte, mit seinem Gewissen nicht mehr zurechtkam und also zunächst sich selbst wieder Ruhe verschaffen wollte. Die Brüder und die Gemeinden haben ihn sicherlich herausgebetet. „Er hat noch immer ein fröhlich Herz, guten Appetit und Schlaf, lächelt und kennt alle älteren Leute," aber sonst ist das Gedächtniß dahin. „Es ist beschwerlich, ihn in die Kirche zu führen, aber er besteht darauf, bei jedem Gottesdienst zugegen zu sein." Auch der letzte seiner leiblichen Brüder, Sebastian, der väterliche Berather sämmtlicher Missionare in den letzten dreißig Jahren, war nun (Januar 1790) entschlafen. Wie sehr ihn seit zwölf Jahren die Berichte über seines Philipps Mißgeschick angegriffen hatten, kann man sich denken; „die Nachricht, daß sein Bruder gestorben, hätte ihm das Herz nicht mit solchem Jammer überschüttet. Gott o großer Gott," seufzte er,

„hilf aus Gnaden, daß nur dein Werk nicht Schaden leide!“ — Von seinen Jugendfreunden lebt, nachdem Zeglin 1780 in Trankebar gestorben, nur noch Kiernander in Bengalen; Kiernander, der einmal Bürge für ihn werden wollte, nun nach kurzem Glanz und Reichthum auch verarmt und verschollen (s. Miss. Mag. 1865. S. 393). Nichts fesselt ihn mehr an diese Welt, es geht endlich zur Ruhe. An seinem 81sten Geburtstage ließ Fabricius sich noch lange vorlesen, las dann selbst in seinem Gesangbuch, fieng an zu beben und verlangte aufs Bett gelegt zu werden. Zu den Troſtworten, die ihm zugerufen wurden, sagte er noch vernehmlich ām, ja; am nächsten Mittag (23. al. 24. Januar 1791) nahm ihn der HErr zu sich.

---

Es ist uns wohl, ihn daheim zu wissen, den treuen, schon hienieden in allem Umtrieb der Welt so überirdischen Mann, dessen Schwächen ganz offen vor Augen liegen, weil sie ihm voraus ins schärfste Gericht liefen (1 Tim. 4, 24), ohne daß sie doch uns seinen wahren Werth zu verdunkeln vermögen. Wir können ihn uns denken, den freundlichen Mystiker, wie er in der Mittheilung eines alten Tamilen erscheint, im Fenster stehend und den in der Veranda versammelten Armen mit beiden Händen austheilend, Reis, wenn er nur Reis hat, aber auch Kupfer und Silber, wenn das gerade zur Hand ist. Es ist ja beides nur Erde! Er hat dem Tamilvolk reichlich ausgetheilt von den Schätzen eines reichen Gemüths, und seine Gaben wuchern noch fort in seinen Liedern und seiner Bibel.

Aber ein großer Mangel, verhängnißvoll namentlich für die Madras-Mission, wird uns doch in dieser 50jährigen Wirksamkeit eines grundedlen Mannes offenbar. Es kommt weder unter den Missionaren selbst, noch bei den Gemeinden zu einer rechten Organisation der vorhandenen Kräfte, und ebendamit zu keiner gesunden Erziehung und Ausbildung derselben. Vergebens sucht man auch nur nach einer Spur von Regierung; der Nothbehelf des „Dreiherrendiensts, in welchem diese englischen Missionare“ standen, mit ihren Berichten nach Halle, Kopenhagen und London, hatte sie auch draußen an eine zuwartende Anarchie gewöhnt. Gewiß sind viele Hunderte von Seelen durch diesen theuren Mann zur ewigen Seligkeit geführt worden: Heiden, Katholiken, auch etliche Muselmanen, Deutsche, Schweizer und Engländer; unter den Ueberlebenden aber

hat er seinen Nachfolgern ein wirklich gesundes Wirken fast so schwer gemacht, als wenn er mit Wissen und Willen dem Feinde in die Hände gearbeitet hätte. Wir sehen daraus, wie ungemein viel an einer umsichtigen Leitung der Mission liegt, welche die Gaben der Einzelnen gerade an der ihnen zukommenden Stelle zu verwenden und ihre Einseitigkeit durch weise Beschränkung der Arbeitssphäre unschädlich zu machen versteht.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Lappen und die lappische Mission.*)

## 1. Die Lappen.

Unter den Ueberresten von Völkerschaften, welche früher größere Strecken unsers Welttheils bewohnt haben, nun aber längst in entlegene Gegenden zurückgedrängt und fremden Nationen unterworfen worden sind, verdient wohl auch dasjenige Volk, welches jetzt die nördlichsten Gegenden Europa's bewohnt, einige Aufmerksamkeit. Die Lappen sind zwar ein kleines Völklein, allein ihre Geschichte, ihr Volksleben und nicht am wenigsten die Mission unter ihnen, bieten manche interessante Seiten dar.

Die Lappen, die übrigens sich selbst Same nennen, gehören zu dem großen finnischen Stamme, sind also keine Indoeuropäer. Neuere Untersuchungen haben außer allen Zweifel gesetzt, daß die Lappen am nächsten verwandt sind mit denjenigen Völkerschaften des Nordens, neben und unter welchen sie wohnen, Finnen, Esthen, Tscheremissen, Mordwinen, Votjaken, Syrjänen, Vogulen, Ostjaken u. a., welche alle durchs weite russische Reich bis ans kaspische Meer hinüber, ja mittelst einer vereinzelten Kolonie

*) Ein Auszug aus Lapperne ig den lapske Mission. Af J. Vahl, Prost i Aarhus. Kopenhagen 1863. Es ist dieß ein neues grundlegendes Werk über eine nur wenig bekannte Mission, die doch schon um ihrer Nähe willen den deutschen Leser interessiren muß. Mit Freuden hören wir, daß eine deutsche Ausgabe der fleißigen Arbeit nächstens erscheinen wird.

auch bis an das schwarze Meer hinunter reichen, und zuletzt einen mächtigen Vorposten (die Magyaren) bis an die Grenze des südlichen Deutschlands vorgeschoben haben. Es ist eine Strecke von 400 Meilen von Nord bis Süd und über 600 Meilen von Ost bis West, welche — freilich nicht allein — von diesem Volksstamme, dessen Anzahl 8½ Millionen beträgt, bewohnt ist. Hievon machen die Lappen einen kleinen, wenn gleich nicht den kleinsten, Zweig aus, der sich in einer Gesammtzahl von 26,000 Seelen in dem nördlichen Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland vorfindet. Einst haben sie weit größere Strecken bewohnt. Es kann geschichtlich erwiesen werden, daß Lappen viel weiter gegen Süden angesiedelt waren; nicht allein finden sich davon Nachrichten in alten Schriften, sondern auch weit hinab gegen Süden, sowohl in Norwegen als in Schweden und Finnland, bezeugen es Ortsnamen, welche sich nur aus der lappischen Sprache erklären lassen; ja es gibt solche noch in Esthland, vereinzelt sogar in Ostpreußen und Litthauen. Könnte erwiesen werden, daß jene Völker, welche im Norden die Steinhaufen und Hünengräber errichtet, die großen Küchenabfälle hinterlassen und sich steinerner Waffen und Geräthe bedient haben, Lappen gewesen sind, für welche Annahme vieles spricht, dann haben diese vielleicht nach Deutschland hereingereicht, bis sie an das südlich vor ihnen wohnende, civilisirtere Volk, welches die Pfahlbauten in den schweizerischen Seen errichtete, anstießen. Vielleicht waren auch die Zwerge und Schwarzelfen, deren die nordischen Sagen erwähnen, nichts anderes als Lappen.

Soviel scheint beglaubigt, daß sie ums Jahr 1000 ziemlich weit ins nördliche Rußland, Finnland und Schweden hinab wohnten. In letzterem Lande und in Norwegen hatten die Lappen weit gegen Süden die Gebirge und Einöden des Innern im Besitz. Allein wie die übrige Bevölkerung heranwuchs und das Land anbaute, wurden die Lappen immer weiter zurückgedrängt; man unternahm Handels- oder richtiger Plünderungszüge gegen sie, bis sie immer tiefer ins Innere, aufs Gebirge, getrieben wurden. Der große Zuwachs von Ansiedlern in Schweden und Rußland hat noch im letzten Jahrhundert den Lappen mehr und mehr Weideplätze geraubt und zu ihrer Verarmung und Zerstörung beigetragen. Jetzt sind nur schwache Ueberreste dieses Volkes vorhanden. In Norwegen, wo sie am zahlreichsten sind, gibt es 16,000 Lappen. Je weiter nördlich

man kommt, desto mehr findet man ihrer; die südlichsten etwa bei der Stadt Röraas. Doch erst in Finmarken zeigen sie sich in Masse, so daß sie in einigen Kirchspielen die Mehrzahl bilden.

In Schweden finden sie sich, einige südlichere Kirchspiele ausgenommen, eigentlich nur in den Gebirgskirchspielen der sogenannten Lappmarken, wo ihre Anzahl 6000 Seelen beträgt. In Finnland trifft man sie, außer einigen zerstreuten Dienstboten, nur in den vier nördlichsten Kirchspielen, wo ihrer 1000 sein mögen. In Rußland werden noch 2000 gezählt vom Eismeere an bis zum Meerbusen von Kandalaks.

In den beiden letzteren Ländern ist die lappische Bevölkerung im Abnehmen begriffen, nach und nach werden sie dort ganz entnationalisirt und dürften sich unter der übrigen Bevölkerung verlieren. Anders in Schweden und Norwegen; namentlich im letzteren scheint das lappische Element im Steigen. Es zeigt sich hier auch nicht die entfernteste Aussicht, daß sie ihre Nationalität verlieren werden; im Gegentheil hat man, wo sie in großer Menge vorhanden sind, nicht wenige Beispiele davon, daß Norweger und Finnen die ihrige verloren und im zweiten oder dritten Glied Lappen wurden. Wir sehen also hier sowohl als in Grönland Stellen, wo eine uncivilisirte Urbevölkerung mit Skandinaviern in Berührung kam, ohne daß, wie in Amerika, Polynesien und andern Orten, die Urbevölkerung zusammenschmolz und zu Grunde gieng. Daß auch die Lappen ihre Zeit der Abnahme gehabt haben, kann nicht bezweifelt werden; allein diese scheint bereits hinter uns zu liegen. Auch auf ihre Entnationalisirung, ob man diese nun wünsche oder bedaure, besteht in Schweden und Norwegen keinerlei Aussicht; dafür halten sie allzu fest an ihrer Sprache und übrigen Volkseigenthümlichkeit.

Die Landstrecken, welche gegenwärtig von den Lappen bewohnt sind, liegen im äußersten Norden Europa's und gehören zu den höchstgelegenen bewohnten Gegenden der Welt. Das Land besteht aus einer Hochebene. Gegen Westen erheben sich nämlich vom Meere an flache, breite Bergrücken, die ziemlich plötzlich ihre größte Höhe (4000—5500 Fuß) erreichen, um dann gegen den bottnischen Meerbusen sich allmählich abzuflachen. Die Nordküste aber ist weit niedriger und nimmt gegen Osten zusehends an Höhe ab. Das Innere des Landes bildet somit eine Hochebene, welche in Finnmarken eine ungefähre Höhe von 1500—2000 Fuß hat, durchschnitten von

zahlreichen Thälern, die als jähe, enge Schluchten abfallen. Eine Masse von Flüssen und Seen erfüllt das Land; überall gewaltige Sümpfe und Moräste, besonders in den Niederungen. Im russischen Lappland ist die Hochebene niedriger und minder bewässert als im Westen.

Man stellt sich nun diese Polargegenden als entsetzlich kalt und fast unbewohnbar vor; eine Annahme, die berichtigt werden muß. Besonders gegen Westen ist das Klima verhältnißmäßig sehr mild, indem es ungefähr dem doch viel südlicheren Petersburger gleicht; je weiter man ins Innere und gegen Osten vordringt, desto kälter wird es. Rüben und Kartoffeln werden noch am Nordkap gebaut; der Getreidebau dagegen ist dort schon schwierig und wird im Osten unmöglich, wie denn von Ackerbau und Viehzucht im russischen und finnischen Lappland nicht mehr die Rede sein kann. Im norwegischen Lappland gibt es Wälder von Nadelhölzern, Birken und Weiden; im südlicher gelegenen schwedischen Lappland sind die Vegetationsverhältnisse noch günstiger. Wo aber der Baumwuchs aufhört, ist die Hochebene dürr und öde, trübselige Wellenhügel von graugrüner Farbe breiten sich unabsehbar aus, welche doch die für das Rennthier so wichtige Pflanze, das Rennthiermoos, erzeugen; freilich auch nicht überall, denn auf den höchsten Gebirgen und gegen Nordosten herrscht vollkommene Oede und Leere.

Die günstigen klimatischen Verhältnisse des nordwestlichen Europa's schreiben sich bekanntlich davon her, daß der Golfstrom die norwegische Küste berührt, bis er sich östlich vom Nordkap nach Norden kehrt. Er bringt die wärmere Luft mit, die das Klima Finmarkens so bedeutend mildert.

Der größte Theil der von den Lappen bewohnten Landstrecken liegt innerhalb des Polarkreises und muß daher eine Zeitlang des Sonnenscheins entbehren. Bei Vardöhuus im äußersten Norwegen herrscht die Nacht von Mitte November bis Anfang Februar; Mittags jedoch ist es so helle, daß man bei schönem Mondschein auf ein Paar Stunden die Lampe löschen kann. Die prachtvollen Nordlichter dagegen tragen weniger zur Erhellung als zur Erheiterung bei. Ist der lange Winter vorüber, um dem Sommer und einem lange ununterbrochenen Sonnenschein Platz zu machen, so sproßt Alles mit unglaublicher Schnelligkeit aus der Erde hervor, bis man beinahe das Gras wachsen sieht, und die Saat binnen 6—8 Wochen

ſowohl geſäet als geärntet ſein kann. Eine Plage des Sommers bildet aber die unglaubliche Menge von Mücken, gegen deren Stiche die der Muskito's, laut Ausſage kompetenter Richter, faſt in Nichts verſchwinden.

Zur Zeit, da die Lappen unter dem Namen Schrittfinnen in der Geſchichte auftreten, d. h. im ſechsten Jahrhundert, werden ſie ein Jägervolk genannt. Auch in einem Reiſebericht, den der Norweger Othar um 870 an den König Alfred von England erſtattete, erſcheinen ſie mit Jagd und Fiſcherei beſchäftigt; zugleich aber, heißt es, betreiben ſie die Rennthierzucht, indem ſie mittelſt gezähmter Rennthiere wilde einfangen. Wahrſcheinlich iſt um jene Zeit eine Veränderung in ihrer Lebensart vorgegangen. Von Nordmannen und Finnen nach dem Eismeer gedrängt, ſcheinen ſie zuerſt ſich von der Fiſcherei und Jagd auf Wallroſſe, Seehunde u. ſ. w. ernährt zu haben. Nunmehr aber hatten auch die Norweger den Seeweg nach Bjarmeland (an der Mündung der Dwina ins weiße Meer) gefunden, und unternahmen in Folge davon einträgliche Raubzüge dahin, auf welchen ſie auch unterwegs an der Küſte plünderten. Dadurch wurden die Lappen vom Meere und ſeinem reichen Ertrage zurückgetrieben und um ſo mehr auf den Erwerb im Innern angewieſen. Hier nun fanden ſie die Rennthiere, lernten dieſelben zähmen und ſicherten ſich damit bald ein genügendes Auskommen, ohne darum Jagd und Fiſcherei aufzugeben. Dieſe Veränderung ihrer Lebensweiſe muß zur Zeit Othars angefangen und in der folgenden Zeit der normänniſchen Meerfahrten ſich ziemlich ſchnell vollzogen haben.

Jahrhunderte lang führten ſie nun ein Nomadenleben und führen es zum großen Theile noch heute. Allein der Anbau des Landes durch die ſich mehrenden Anſiedler begann um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Finnland, und ſeit dem 18. auch in Schweden; die Lappen wurden dadurch immer mehr eingeſchränkt und ihr Umherwandern gehindert. Viele verarmten, ſowohl durch den Verluſt von Weideplätzen, als durch den Branntwein der Südlinger; als Nomaden konnten ſie nicht mehr beſtehen und mußten alſo entweder ſich als Koloniſten anſiedeln oder ausgedehnteren Fiſchfang treiben. Daher theilen ſie ſich jetzt in Berglappen, Fiſcherlappen (Fluß- und Seelappen) und endlich Waldlappen.

Die Berglappen nun ſehen nicht nur ſich ſelbſt als die

ächten Lappen an, sondern gelten auch dafür bei ihren Landsleuten. Mit großer Liebe hängen sie an ihrer nomadischen Lebensart; ungern und nur nothgedrungen geben sie dieselbe auf, sehnen sich stets nach derselben zurück, und schauen zu ihr, auch wenn sie aufgegeben ist, noch als zu ihrem Ideal empor. Ihrer sind verhältnißmäßig nur wenige, in Norwegen bloß ein Zehntel der ganzen Lappenbevölkerung, in Schweden eine noch geringere Zahl, in Finnland kaum etliche, in Rußland keine. Ihre Anzahl wird sich wahrscheinlich noch vermindern, da die russische Regierung den norwegischen Lappen verboten hat, durchs finnische Gränzgebiet nach Schweden hinüberzuwandern, wodurch ihrer viele sich genöthigt sehen, ihre Lebensart zu verändern.

Das Dasein des Berglappen ist gänzlich an das Rennthier geknüpft. Dieses versieht ihn mit Nahrung und Kleidern, und ermöglicht ihm das Fahren; die Sehnen dienen als Zwirn, die Knochen, Hufen und Geweihe werden zu verschiedenen Kunst- und Nutzgegenständen verwendet; es verschafft ihm die Handelswaaren, die er bedarf. 200 Rennthiere mögen einer kleinen Familie genügen; besitzt ein Lappe 1000, so gilt er für reich; es gibt aber welche, die es bis auf 3—8000 Rennthiere bringen. Indessen können den Besitzer leicht Unfälle treffen; Wölfe oder ungünstige Witterung, da die Rennthiere kein Futter finden, mögen in kurzer Zeit eine Heerde vernichten, weshalb dieser Reichthum ein sehr unsicherer bleibt. Die Rennthiere ernähren sich hauptsächlich vom Rennthiermoose, besonders im Winter, da sie dasselbe mit den Vorderfüßen unter dem Schnee hervorscharren. Im Sommer, dessen Wärme sie nicht gut ertragen, wie sie auch von Insekten sehr leiden, gehen sie immer aufs Gebirge oder ans Meer, um im Herbste zurückzukehren. Sie sind demnach stets auf der Wanderschaft, und der Lappe muß dem Rennthier folgen, denn wenn auch gebändigt, wird es doch nie ganz zahm. Der Berglappe wohnt somit immer in Zelten, welche alle acht oder vierzehn Tage weiter verlegt werden; für den Sommer aus Leinwand gefertigt, im Winter aus wollenen Decken, mit einer Oeffnung vorne, um den Rauch hinaus zu lassen. Das Zelt bleibt dennoch voll Rauchs, ist verpestet durch schlechte Luft von den vielen Menschen und Hunden; auf der einen Seite findest du es siedend heiß, auf der andern kalt zum Erfrieren; allein der Berglappe ist mit seiner armseligen Wohnung zufrieden und dankt dem lieben Gott

für sein warmes und gutes Haus. Freilich erlaubt die Witterung dem Lappen nicht immer sein Zelt aufzuschlagen; sie müssen dann in Sturm und Ungewitter ohne Feuerung und warmes Essen unter dem Boden des umgekehrten Schlittens auf dem Schnee übernachten. So ist das Leben des Berglappen reich an Mühseligkeiten; besonders aber plagt ihn der stete Unfriede mit den Kolonisten, die sich Landstrecken aneignen und ihn an deren Benutzung hindern, während ein unbilliges Gesetz um das andere ihn reizt und einengt.

Die Pflege der Rennthiere, das Zähmen und Abrichten derselben gibt ihm nicht wenig zu schaffen; wenn sie dann von Wölfen verscheucht werden, muß er bisweilen Tage lang meilenweit umherlaufen, ehe er die Heerde finden und beruhigen kann. Das Nomadenleben aber unter Gottes freiem Himmel hat auch seine Reize; die Kost ist gut und wohlschmeckend; frei und unabhängig lebt der Berglappe mit seiner Familie und Heerde. Man hat Beispiele, daß Lappen, welche im jungen Alter aus der Heimat kamen, dann eine gute Erziehung genossen und wohlhabend wurden, doch von unwiderstehlichem Heimweh gequält, allen Vortheilen der Civilisation entsagten, um ins Nomadenleben zurückzukehren. Die Lappen müssen aber auch fortfahren Nomaden zu sein, so lange sie Rennthiere halten, denn diese lassen sich einmal nicht an gewisse Orte binden. Dazu kommt, daß das Land noch allzu dünn bevölkert ist, als daß man dem Lappen mehr Boden zu entziehen brauchte; es ist ihm schon mehr geraubt worden, als die Ansiedler mit Erfolg benützen können, und der größte Theil des noch unbenützten eignet sich nur zu Weideplätzen. Es würde sogar das größte Unglück für jene Landspitze sein, wenn die Rennthierzucht der Berglappen aufhörte; denn dadurch wird auch die festwohnende Bevölkerung mit Fleischwaaren, mit Häuten und Fellen zu Kleidungsstücken und Betten versehen; und mit dem Rennthier würde zugleich aller Verkehr in acht Monaten des Jahres aufhören.

Doch nur eine Minderzahl der Lappen besteht aus Nomaden. Die Mehrzahl bilden die Fischerlappen, welche sich in Fluß- und und Seelappen theilen. Die letzteren finden sich nur in Norwegen; sie bewohnen die Küste und nähren sich vom Fischen im offenen Meere oder in den Flußmündungen, halten auch meist etliche Schafe, seltener ein paar Kühe. Der Fischfang ist einträglich; in der günstigen Fischzeit kann ein Mann gegen zwei Thaler täglich verdienen. Sie

haben feste Wohnungen; ihre Hütten, Gemmen, aus Rasen erbaut mit langem, niedrigem Zugang, gleichen einem runden oder ovalen Hügel, worin auch die Hausthiere ihren Platz haben. — Die Flußlappen ernähren sich von der Fischerei in den zahlreichen Flüssen und Seen; die finnischen und russischen fischen auch im Eismeere. Ihre Häuser sind gewöhnlich aus Holz gebaut; Viele halten auch etliche Rennthiere, welche des Sommers ohne Hüter umhergehen.

Die Waldlappen (in Schweden) ernähren sich theils von der Rennthierzucht, theils von der Jagd und Fischerei. Sie haben feste Wohnungen aus Baumrinde oder Holz, etwa ½—1½ Stunden von einander entfernt. Sie sind die civilisirtesten aller Lappen.

Die Lappen sind milden, ruhigen und stillen Gemüths, gar friedsam und schweigsam. Dabei bemerkt man an den Berglappen ein ziemliches Selbständigkeitsgefühl und besondere Verschlossenheit, an den Fischerlappen dagegen außerordentliche Unreinlichkeit. Der Hauptfehler des Völkleins liegt in ihrer Trunksucht, welche sich doch mehr bei besonderen Gelegenheiten äußert, als im täglichen Leben. Kaufleute und Branntweinhändler bemühen sich auf alle Weise, sie zum Trunke zu verführen, um ihnen ihren Erwerb abzujagen; und die Maßregeln, welche die Regierung dawider ergreift, leiden an einer beklagenswerthen Halbheit. Doch ist es damit in den letzten Jahren besser geworden. Die Lappen haben sich für die Sündhaftigkeit dieses Lasters die Augen öffnen lassen, daher es an vielen Orten in Abnahme geräth.

---

Ueber die Götterlehre der Lappen hat man erst aus dem vorigen Jahrhundert schriftliche Aufzeichnungen, die in den verschiedenen Gegenden nicht ganz übereinstimmen; dieselbe hatte wohl auch durch Berührung mit christlichen Völkerschaften allerhand Aenderungen erlitten, doch zeugen alle Schilderungen von demselben anthropomorphistischen Kultus der Naturmacht, der das Wesen der lappischen Religion ausmacht.

Die norwegischen Lappen hatten vier Arten Götter: überhimmlische, himmlische, unterhimmlische und unterirdische. Der mächtigste der überhimmlischen Götter war Radien Atzhie (Quelle der Macht), welcher über den Sternen wohnt und mit unumschränkter Gewalt über Alles herrscht. Sein einziger Sohn Radien Kjedde

iſt dem Vater untergeben und muß ihn anbeten; durch ihn aber erſchafft und erhält dieſer Alles. Dieſe zwei Perſonen nun werden von anderen Lappen, welche den Radien Kjedde nicht kennen, zu einem Gotte Ibmel, der durch ſeine Frau den Geiſt der Menſchen und die Thiere ſchuf, vereinigt. Zu den himmliſchen Göttern wurde unter andern Beiwe (die Sonne) gerechnet. Von den unterhimmliſchen Göttern wohnte der oberſte, Maderatje, dicht an der Sonne, andere, wie Maderakka und Horongalis in der mittleren Luftregion, einige, die Akka's, zunächſt der Erde, um den Menſchen zu Dienſten zu ſein. Maderatje, welcher nur von den tüchtigſten Zauberern gekannt war, half der Sonne ſehr zur Vermehrung der lebendigen Weſen, wozu er von dem Radien Kjedde die Kraft erhielt. Wenn z. B. letzterer die Seele eines Menſchen erſchaffen hatte, ſandte er dieſelbe zum Maderatje, welcher ſich den Bauch öffnete, ſie darin aufnahm und die Sonne damit umflog, worauf er ſie an ſeine Frau, Maderakka, abgab, welche der Seele einen Körper ſchuf. Dieſer wird, wenn es ein Knabe iſt, im Leibe Juks-akka's, wenn ein Mädchen, im Leibe Sar-akka's gebildet; beide haben dabei dieſelben Schmerzen wie das gebärende Weib, in deren Leibe ſie die Frucht niederlegen. Dieſe beiden Akka's nebſt Uks-akka ſind Töchter Maderatje's und Maderakka's; Uks-akka empfängt die Kinder, behütet ſie vor Leid und hilft den Weibern in ihren beſondern Krankheiten. Dies Alles wird ſo gut gethan, daß die böſen Götter es nicht verhindern können. Horongalis aber iſt der gewaltthätige Donnergott, der oft im Zorn das Gebirge zerſchlägt und Menſchen und Thiere erwürgt, ohne übrigens böſe zu ſein; hilft er doch auch den Lappen ihre Rennthiere pflegen und erhalten.

Die unterirdiſchen Götter heißen Saiwo. Es wohnt nämlich unter der Erde ein Saiwovolk, reich an allen Herrlichkeiten und wohlbewandert in der Zauberei. Wer ſich einen ſolchen Saiwo oder Schutzgott erwerben konnte — indem er ihn als Erbe antrat oder ſonſt wie von Einem mitgetheilt erhielt — dem war geholfen. Namentlich wünſchte man ſich von ſeinem Saiwo drei Thiere: einen Vogel, Saiwo Lodde, welcher ſeinem Herrn Nachrichten brachte, als Wegweiſer diente, ſein Eigenthum hüten, auch ſogar Andern ſchaden half; dann einen Fiſch, Saiwo Guelle, welcher Andern Schaden zufügen und ſeinen Beſitzer ins Jabme Aimo hinunterführen konnte, wenn es galt eine Seele heraufzuholen, ohne daß der Körper nach-

folge, d. h. eine Person zu tödten; endlich ein Rennthier, Saiwo Sarma, welches auf das Saiwo Sarma des etwaigen Feindes gehetzt wurde, um dessen Rennthierheerde zu schaden.

Alle Verstorbenen kamen ins Jabme Aimo (Heimat der Todten), wo Tuona oder Jabmemakka herrschte. Wenn eine Lappe erkrankte, reisten die Noiden (Zauberer) hinunter, um sowohl die Verstorbenen, welche ihn zu sich hinabziehen wollten, als auch den Jabmemakka, welcher den Wunsch seiner Unterthanen theilte, zu bewegen, ihn etwas länger leben zu lassen. Diese Reise wurde auch bisweilen unternommen, um einen Jabmak (Verstorbenen) herauf zu bekommen, der bei den Rennthieren Wache halte. Doch scheinen nur die Guten durch den Tod ins Jabme Aimo eingegangen zu sein, die Bösen dagegen ins Gewo Mubben Aimo, wo die Freude bei weitem nicht so groß war.

Außer den genannten Göttern verehrten die Lappen noch Licht und Finsterniß, Morgen und Abend, Wälder und wilde Thiere, Gesundheit und Krankheit, u. s. w., als Götter. Sie beteten auch die Säiten (Heiliges) an, d. h. theils sonderbar geformte Steine, theils hölzerne Bilder, in welchen man sich eine Gottheit inwohnend dachte.

Die schwedischen Lappen verehrten vorzüglich drei Götter: 1) Jubmel (Jumala der Bjarmen, Jumal der Esthen, Jumu der Tscheremissen, Jem der Syrjänen, Jumar der Votjaken, Jenlön der Permen) entspricht dem Radien als Haupt der guten Götter und Schöpfer der Welt. 2) Perkel ist der erste der bösen Götter. 3) Thor, Tjermes oder Aijika (großer Vater) vernichtet den Zauber und hat Gewalt über Leben und Tod der Menschen. Letzterer wurde wohl auch als der eigentliche Gott oder Jubmel gefeiert, wie denn in verschiedenen ugrischen Götterlehren Jumala und Tara oder Ukko (Aukathor der Skandinaven) derselbe Gott war. Einige schwedische Lappen verehrten auch den Storjunker, welcher wohl zunächst dem Horongalis entspricht und als ein Säite oder Schutzgott angesehen werden muß.

Eigentliche Priester gab es nicht; die Noiden sowohl als die Schamanen der verwandten Völker sind eher als Zauberer anzusehen. Sie lenkten das Volk, welches sie durch ihre Künste in beständiger Furcht erhielten. Der Noid wurde zu seinem Amte vom Tonto, d. h. dem bösen Geiste berufen und von seinem Saiwogadze (Schutz-

geist) unterrichtet. Seine Hilfe hatte er am Vogel Wuokko, der ihm eine Schachtel mit Gansliegen und einen Gansstab gab, womit er Menschen und Thieren Krankheit oder Tod verursachen konnte: zu seinen Reisen nach Jabme Aimo konnte er auch die drei Saiwothiere gebrauchen. Die Noiden waren Mittler zwischen Menschen und Göttern, und da man jedes Siechthum von den verstorbenen Verwandten der Kranken ableitete, als welche sich darnach sehnten, ihn zu sich ins Jabme Aimo hinunter zu kriegen, wurde der Dienst der Noiden unentbehrlich. Ihr vorzüglichstes Werkzeug war die Zaubertrommel, mittelst welcher sie künftige Dinge vorhersagen und sich mit den Göttern in Verbindung setzen konnten. Wurde diesen geopfert, so mußten wiederum die Noiden die Opferthiere gutheißen und den Opferdienst verrichten.

---

## 2. Die lappische Mission.

### a. Die norwegischen Lappen.

Wenn in Missionsschriften die Mission unter den Lappen genannt wird, ist es meist blos die unter den norwegischen, von welcher die Rede ist; und dann verweilt die Schilderung bei drei Hauptpunkten, nämlich: der Thätigkeit Bischof Brebals, von Westens und Stockfleths, während die übrige Missionsarbeit beinahe gänzlich unbekannt ist.*) Wir werden hier die Schilderung jener drei Hauptepochen der norwegischen Lappenmissionsgeschichte bei Seite lassen und diejenigen Leser, welche dieselbe näher kennen zu lernen wünschen, auf das vorliegende Werk verweisen, worin namentlich die zwei letzteren ausführlich behandelt werden. Von dem übrigen Theil der lappischen Missionsgeschichte werden wir hier einen kurzen Auszug geben.

Ums Jahr 1015 wurde Norwegen zum Christenthum bekehrt. Für die Lappen trug die Bekehrung der Norweger lange keine Frucht. Kamen diese mit ihnen in Berührung, so war es fast ausschließlich, um sie zu plündern und zu brandschatzen, oder auch sie als Zauberer zu gebrauchen. Ungefähr 1260 wurde den Lappen die erste Kirche

*) Etwa mit Ausnahme von des Schweden Tellström's Wirken. Siehe Handbuch der Missionsgeschichte, Calw 1862. I, 482 ff. Vormbaum, Thomas von Westen ꝛc.

in Ofoden und kurz danach (1260) eine andere in Tromsö erbaut, und von der Zeit an ſcheint das Miſſionswerk unter den Lappen fortgeſetzt worden zu ſein; es war aber beinahe ganz äußerlich, und damit giengen Hand in Hand die kirchlichen Erpreſſungen, welchen ſogar der König (1313) durch einen beſondern Erlaß wehren mußte. Zur Zeit Albert Cranz's († 1517) ſcheinen die Lappen am Eismeere auch dem Namen nach Heiden geweſen zu ſein. Etwas ſpäter finden wir ſie dem Namen nach als Chriſten, allein das iſt Alles. Wenn ein Kind geboren wurde, wurde es den Götzen geweiht; um aber den Gott der Chriſten nicht zu erzürnen, brachte man es auch zur Taufe. Kaum wars dann nach Hauſe getragen, ſo wurde die Taufe durch ein beſonderes Weib abgewaſchen. Erkrankte es nachher, oder weinte es ſehr, ſo ſchrieb man dieſes dem Chriſtennamen desſelben zu, und nun mußte die Mutter des Kindes es ſelbſt umtaufen, und es erhielt einen neuen Namen, welcher allen Nicht-Lappen ſorgfältig verheimlicht wurde. Uebrigens wurde es jedes Mal, wenn es ernſtlich erkrankte, umgetauft, daß es einem Saiwo nachgenannt werde. Gieng ein Lappe zum Abendmahl, — und er that es aus Furcht, den Gott der Chriſten zu erzürnen und ſeine bürgerlichen Rechte zu verlieren —, ſo legte er erſt zu Hauſe oder bei dem erſten fließenden Gewäſſer, welches er antraf, ſein Sündenbekenntniß vor ſeinen Götzen, ja ſogar vor dem Teufel ab, bat ſie um Vergebung aller ſeiner Fehler, am meiſten aber der Sünde, daß er nun zum Abendmahl gieng, wozu er ja genöthigt war, um im Lande bleiben zu können; darauf nahm er ein Stück Brod oder Fleiſch und ſagte: „Das iſt der Leib Sarakka's, Saiwo's“ u. ſ. w., trank vom Bache oder nahm einen Schluck Branntwein mit den Worten: „Das iſt das Blut Sarakka's“ u. ſ. w., und wenn er dann in die Kirche kam, ſagte er: „Der, welcher am mächtigſten iſt, ſiege nun, ſei es Sarakka und Saiwo, oder Riſt-Ibmel, der Gott der Chriſten!“ Die Hoſtie wurde aufbewahrt, man nagelte ſie an die Kirchenmauer, ſchoß durch dieſelbe, und fieng den Blutstropfen, welcher, wie man glaubte, aus derſelben floß, in der Flinte auf, welche dann nimmer fehlen konnte. Insgeheim wurde den Götzen geopfert, und die Noiden zogen förmlich umher und verlangten Abgaben von den Lappen.

Daß das Heidenthum ſich ſo lange unter den Lappen erhielt, rührte theils daher, daß die Norweger in der papiſtiſchen Zeit ſich

nur wenig um ihre Bekehrung kümmerten und auch nach der Reformation keine Sorge dafür trugen; theils von der Auswahl der Prediger, indem fast nur untaugliche Personen dort hinauf gesandt wurden; theils endlich von dem unverständigen Vorurtheil, vermöge dessen die „christlichen" Norweger die Lappen verachteten und mißhandelten, oder als Wahrsager benützten. Außerdem glaubten die Lappen, daß sie durchs Christwerden an zeitlichem Wohlsein verlieren würden. Erst 1601 erschien die erste Regierungsverfügung, die das geistige Wohl der Lappen berücksichtigte, indem Christian IV, welcher 1599 jene Gegenden besuchte, im Tysfjord eine Kirche für die Lappen errichten ließ. Allein auf echt staatskirchliche Weise befahl er 1609, daß die der Zauberei überwiesenen Lappen hingerichtet werden sollten. Die Folge war dann blos, daß die Lappen ihre Zauberei noch mehr verheimlichten, besonders vor den Predigern, die sie als ihre Angeber betrachteten. 1631 und 1634 befahl derselbe Christian, die Prediger sollten Sorge tragen, daß die Lappen in ihrer Muttersprache im Christenthum unterrichtet würden, auch solle unter ihnen ein Reiseprediger angestellt werden; ob es aber weiter gedieh als bis zum Befehle, dürfte bezweifelt werden. Gleichzeitige Nachrichten von 1632 und 1651 lauten dahin, daß die Lappen zwar größtentheils Christen genannt wurden, in der Wirklichkeit aber Heiden waren; doch scheint es mit denjenigen, welche an der schwedischen Grenze wohnten, etwas besser gewesen zu sein.

Der Erste, welcher sich mit vielem Eifer der Bekehrung der Lappen annahm, war der oben erwähnte Bischof Erik Bredal von Trondhjem (Drontheim), der, 1658 von den Schweden vertrieben, seinen Wohnsitz oben in Trondenäs nahm, unter den Lappen umherreiste und die Primaner aus der lateinischen Schule in Trondhjem, die er mit sich genommen, als Katecheten unter ihnen anstellte. Er fand vielen Widerstand unter den Lappen, ohne sich dadurch ermüden zu lassen; allein nach seinem Tode, 1672, gerieth das Bekehrungswerk wieder ins Stocken, und daß die Regierung ruchlose Personen nach Finmarken deportirte, um dieses durch ihre thörichten Handelsvorkehrungen zurückgekommene Land zu bevölkern, trug nicht zur Förderung geistlichen Lebens bei. Um 1700 waren dann zwei ernste und biedere Prediger in Finmarken, die Pastoren Ritter und Paus. Der Letztere erhielt 1703 einen tüchtigen und eifrigen Mann, Isak Olsen, zum Schullehrer in Waranger, von dem er selbst zum Eifer

für die Bekehrung der Lappen entflammt wurde. Er unterrichtete die Lappen mit solcher Tüchtigkeit, daß schon 1705 der Famulus des Bischofs bezeugen konnte, daß sie eben so gut, ja weit besser im Christenthum Bescheid wußten als die Norweger. Aber trotz aller Versprechungen des Bischofs mußte der gute Mann fünf Jahre ohne Lohn dienen, worauf ihm endlich 1708 ein Gehalt von 20 Rdl. (später 35 Rdl.) ausgesetzt wurde; bei den Lappen begegnete er großem Widerwillen, manche trachteten ihm sogar nach dem Leben. 1717 wurde er lappischer Lehrer am Missionsseminar in Trondhjem, wo er 1730 starb.

Indessen hatte Friedrich IV 1706 den Kandidaten Paul Resen nach Finmarken gesandt, die Verhältnisse zu untersuchen. Er empfahl die Errichtung von acht Kirchen für die Lappen, deren Kenntniß des Christenthums er schwachbestellt fand. Zugleich empfahl er die Anstellung von Predigern, welche zugleich als Schullehrer dienen sollten, an sechs dieser Kirchen. Allein der nordische Krieg vereitelte die Ausführung dieses Planes. 1714 wurde das königlich dänische Missionskollegium gegründet, welches neben der ostindischen Mission auch eine künftige lappische ins Auge fassen sollte.

Diese Behörde gab 1715 eine kleine Schrift aus, um für die Mission Interesse zu wecken, und eine Masse höchst unreifer Vorschläge wurde an das Kollegium eingesandt. Der beste Vorschlag wurde von sieben Predigern (dem Siebengestirn) im Stifte Trondhjem eingereicht und gieng darauf aus, anstatt der untauglichsten Prediger lieber die tüchtigsten nach Finmarken zu senden, allwo sie nicht nur predigen, sondern auch katechisiren und Hausbesuche machen sollten. Dazu sollte ihnen ein ordentlicher Gehalt geboten werden, und die Obrigkeit sich nicht mehr damit begnügen, die Gottlosigkeit der Lappen, sondern auch die der Norweger zu bestrafen; junge Lappen müßten unterrichtet werden, damit wenigstens in jeder Familie Jemand sei, der die Andern belehren könne; und endlich sollte in Kirchen und Häusern fleißig für die Bekehrung der Lappen gebetet werden.

Die Folge dieses Vorschlags war, daß Thomas von Westen 1716 zum theologischen Lehrer an der lateinischen Schule in Trondhjem und zum Vorsteher der lappischen Mission ernannt wurde. Seine Thätigkeit wollen wir hier nicht schildern, sondern blos bemerken, daß er mit unermüdlichem Eifer für die Bekehrung und das

geistige Wohl der Lappen bis zu seinem Tode (1727) wirkte, drei beschwerliche Reisen, zum Theil mitten im Winter, in den Nordlanden und Finmarken unternahm, die Herzen der Lappen sich wirklich gewann und ihr geistiges Wohl wesentlich förderte; namentlich wenn man des Widerstandes gedenkt, den er nicht allein von den Branntweinhändlern — und das waren beinahe alle Norweger in der Nähe, — sondern auch vom Bischof des Stiftes, einem weltlichen, ehrgeizigen Manne, erfuhr, welcher durch die Anstellung von Westens als eines Nebenbischofs seine Amtsvollmacht beeinträchtigt sah, obgleich die lappischen Kirchspiele von seinem Stifte nicht abgetrennt wurden.

Die Regierung hatte indessen mehrere Kirchen erbauen lassen und tüchtige Männer als Prediger oder Missionare angestellt, welche mit Eifer die Sprache studirten. Die lateinische Schule in Trondhjem sollte zugleich eine Art Missionsschule sein — ein ungünstiges Verhältniß, da sie somit eine halb weltliche, halb kirchliche Anstalt wurde, deren Lehrer dem Vorsteher von Westen untergeordnet waren. Nach dem Tode von Westens wurde der Pastor E. Hagerup, ein anderes Mitglied des Siebengestirns, sein Nachfolger, der seine Stellung an der Missionsschule auch dann behielt, als er 1731 Bischof zu Trondhjem wurde. Die Missionsarbeit wurde fortgesetzt, aber nicht mehr mit der gleichen Kraft; Hagerups Eifer war leider mit den Jahren und der angeseheneren Stellung abgekühlt. Er starb 1743; seine Nachfolger, Harbo und Nannestad, waren gleichfalls Vorsteher der Mission, der letztere, wie es scheint, ein tüchtiger. Er brachte 1752 in Trondhjem ein lappisches Seminar zu Stande, in welchem taugliche Personen zu lappischen Missionaren gebildet werden sollten. Vorsteher desselben wurde Knud Leem, einer der tüchtigsten lappischen Missionare und Verfasser eines Werkes über „die Lappen Finmarkens", welches noch eine Hauptquelle ihrer Geschichte ist. Daß Bischof Nannestad den rechten Missionssinn hatte, ersieht man aus seiner Instruktion an einen der Missionare. Er empfiehlt ihm, die Lappen so oft wie möglich in seiner Wohnung zu versammeln, besonders mit den Jungen fleißig zu katechisiren und zu beten ꝛc. Er solle mit den Lappen aufs Gebirge reisen, sie zur Bekehrung und heiligem Lebenswandel ermahnen, in Liebe mit ihnen verkehren und vor allem ihnen ein gutes Beispiel geben.

Nach Nannestad wurde ein Pastor Friis 1754—71 Vorsteher

der Mission, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, der auch die Mittel der Mission veruntreut haben soll. Mit dieser gieng es nun natürlich den Krebsgang. Die Regierung nahm sich derselben wohl eine Zeitlang an, aber mit wenig Verstand. So wurde 1730 das Gesetz erlassen, daß alle Lappen vor dem neunzehnten Jahre konfirmirt sein sollten; wer es nicht so weit brachte, sollte nicht nur keine bürgerliche Stellung erhalten können, sondern wurde sogar mit Zuchthausstrafe bedroht. Die neuen Missionar- und Predigerstellen bestanden fort, wurden auch vermehrt und etliche Kirchen aufgeführt, allein der Geist entwich, die Mission ward ganz und gar ein Staatsgeschäft. Das Missionskollegium in Kopenhagen wußte wenig von den Verhältnissen in Finmarken, und die Beamten verstanden prächtig es zu dupiren. Gegen das Ende des Jahrhunderts waren offenbare Rationalisten in den Vorstand aufgenommen, z. B. Adler, Verfasser der berüchtigten schleswig-holsteinischen Agende. In der aufgeklärten Zeit, da Alles sich um Schulen und Schulen und nochmals Schulen handelte, wurde das Eigenthum der Kirche zum Vortheil der „Aufklärung" geplündert, und von 1742 an mußte auch die Mission einen Theil ihrer Einnahmen zur Förderung des Schulwesens verwendet sehen, zuerst in den Nordlanden, später über ganz Norwegen. Als Leem 1774 starb, wurde das lappische Seminar aufgehoben; die Gelder desselben sollten theils zu kirchlichen Zwecken, theils zu Prämien für diejenigen Bauern des Missionsdistriktes, welche den Ackerbau emporbrachten, verwendet weerden. Grund der Aufhebung war ein Bericht des Bischofs, der es nicht mehr für zweckdienlich erkannte, weil nämlich die Seminaristen auf der Universität vergessen, was sie im Seminar gelernt. Mit der Aufhebung des Seminars wurde zugleich angeordnet, die Lappen sollten künftighin die Christenlehre durchs Norwegische lernen; denn der Bischof hatte versichert, zwischen den lappischen Dialekten bestehe ein so großer Unterschied, daß die Lappen viel leichter Norwegisch lernten; wie er auch den Lappen erzählte, daß der liebe Gott keine lappische, sondern nur norwegische Gebete erhören werde!

Noch waren einige tüchtige Missionare in Finmarken, besonders die Brüder Kildal, die ihre beschwerliche Arbeit mit Eifer betrieben. Noch weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein hatte der Missionar keine bleibende Stätte, sondern mußte beständig umherziehen. Winter und Frühjahre hindurch weilte er in den Gebirgen, wo er gewöhnlich auf

acht Tage in jeder Wohnung einsprach, die Bewohner des Hauses unterrichtete und Sonntags für alle umwohnenden Lappen Gottesdienst hielt. In den Hütten mußte er viel vom Rauch, vom Dampf des nassen Brennholzes, von Kälte sowohl als Hitze ausstehen; bisweilen hatte er unter offenem Himmel zu übernachten. Fand er nun nicht nur keine Anerkennung von oben her, sondern entschiedene Zurücksetzung, so minderte sich natürlich die Lust und der Muth bei den Meisten. Daher gieng es mit der Mission zurück, und Gottlosigkeit und Abgötterei fiengen wieder an um sich zu greifen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Simon Kildal Prediger in den Nordlanden, zuerst in Waranger (1794), später an andern Orten. Er wird von L. von Buch als ein sehr kenntnißreicher und denkender Mann erwähnt, im Lappischen ganz zu Hause, und seinem Völklein von Herzen zugethan. Die 1817 errichtete norwegische Bibelgesellschaft hatte seit ihrer Stiftung gewünscht, die heilige Schrift ins Lappische übersetzt zu sehen; dazu hatten auch die Pröpste Kildal und Deinboll aufs dringendste gerathen, indem sie die Ungereimtheit der Verordnung nachwiesen, daß die Lappen das Christenthum auf Norwegisch erlernen sollten. Da nun eine lappische Bibelübersetzung, welche nach Kopenhagen gesandt war, in der großen Feuersbrunst dieser Hauptstadt (1793) verloren gegangen war, erhielt Kildal den Auftrag, das Neue Testament zu übersetzen. Er starb zwar gleich darauf (1822), allein die Bibelgesellschaft gab ihren Plan nicht auf, sondern bedauerte in ihrem Bericht von 1823, daß sie Niemand kenne, dem diese Arbeit anvertraut werden könne. Da sandte der HErr den rechten Mann dazu. Im selbigen Herbste zog nemlich N. V. Stockfleth, Student und Exhauptmann, nach Christiania zum theologischen Examen. Dort fügte es sich, daß er 1825 zum Pfarrer in Vadsö ernannt wurde, ein Pastorat, das nebst dem angrenzenden Ledesby (welches wegen Mangel an Meldungen schon seit 1812 offen stand) eine Ausdehnung von 300 geographischen Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 5000 Menschen hatte! Bald nachdem Stockfleth sich in Finmarken niedergelassen, wurde ein Schullehrerseminar in Trondenäs eröffnet. Darin sollten Norweger und Lappen, jeder in seiner Sprache unterrichtet werden; diejenigen Norweger aber, welche muthmaßlich Schullehrer in gemischten Kirchspielen würden, sollten auch Lappisch lernen. Dieses Seminar wurde 1848 nach

Tromsö verlegt, welches endlich 1803 seinen eigenen Bischof (für die Nordlande und Finmarken) erhalten hatte.

Die Wirksamkeit Stockfleths in Finmarken umfaßt die Jahre 1824 bis 1839, da er seinen Abschied nahm, um seine literarische Thätigkeit für die Lappen fortzusetzen. Auch späterhin fuhr er fort, Reisen nach Finmarken zu unternehmen, gab lappische Schul- und Andachtsbücher heraus und trug mehr als irgend ein Anderer dazu bei, für das geistige und zeitliche Wohl der Lappen Interesse zu erwecken. Er wurde in seinen Bestrebungen theils von der norwegischen Bibelgesellschaft, theils von der Privatwohlthätigkeit unterstützt, auch kam die Regierung mit lobenswürdigem Eifer seinen Vorstellungen und Wünschen entgegen. Nicht allein erhielt er von ihr (1830 bis 1851) Summen im Betrag von 40,000 Thalern, sie veranstaltete auch eine Ausgabe des lappischen Neuen Testaments, und befahl 1848, bei Besetzung aller Pastorate Finmarkens und Tromsö's besondere Rücksicht auf die lappischen Sprachkenntnisse der Bewerber zu nehmen. Acht neue Pastorate sind seit 1846 in Finmarken allein errichtet worden, und mit lobenswerthem Eifer strebt die Regierung, den vorhandenen kirchlichen Uebelständen abzuhelfen. Nicht wenige tüchtige Prediger sind dort oben angestellt worden, allein die Beschwerden des Amts machen es den meisten unmöglich, lange an Ort und Stelle auszuhalten.

Immerhin ist derzeit im religiösen und sittlichen Zustand der Lappen ein entschiedener Fortschritt bemerklich geworden. Der Gottesdienst in der Muttersprache und herzmäßige Bücher haben ihnen die Augen geöffnet; ernstliche Sündenerkenntniß und einfältiges Trachten nach dem Heil in Jesu Christo sind unter dem für tiefe Gefühle so empfänglichen Volke weit verbreitet. Das Branntweintrinken hat sehr abgenommen; Lappen haben selbst die Regierung ersucht, den Handel damit zu verbieten, daß sie nicht beständig in Versuchung geführt werden. Zuverlässige Zeugen versichern, daß die Lappen in christlichem Eifer und Leben eher über als unter den Norwegern stehen, und daß z. B. die Erweckung, welche die letztern in Finmarken erlebt haben, zum großen Theil ihren Ursprung unter den Lappen hat.

Eine traurige religiöse Verirrung unter den Lappen fand leider 1852 in Kautokeino Statt. Schon 1845 war eine Bewegung in dem benachbarten schwedischen Kirchspiele Karesuando durch die schar-

fen Bußpredigten des schwedischen Prediges Lostadius entstanden, sie hatte sich 1847 bis Kautokeino verbreitet. Sie trug ein stark methodistisches Gepräge; die Bekehrten mußten erst das Zorngericht Gottes und darnach die Gewißheit der Sündenvergebung gefühlt haben. Wer nun recht gefühlt hatte, mußte auch Andern seinen Glauben bekennen und ihnen predigen. Dem Unbekehrten, hieß es, nütze es nichts, Gottes Wort zu lesen, während dem Bekehrten der Geist Alles erkläre. Wunder, historische Begebenheiten und Lehren, Alles wurde dann geistig als Gleichniß ꝛc. gedeutet. Die Bewegung schritt indessen immer mehr aus. Die Sündenangst mußte sich in Weinen, Seufzen und Stöhnen, die Freude des Heils in Lachen, Tanzen und Hüpfen äußern; Erscheinungen und Träume spielten eine große Rolle; zuletzt konnte man auch so weit kommen, daß man sündenfrei ward und die Sünde blos noch in den Gliedern steckte. Alle Anstrengungen des Bischofs und Stockfleths vermochten nicht die Bewegung zu hemmen; es wurden sogar Gewaltthätigkeiten gegen den Letztern verübt, in Folge deren einige Lappen gefänglich eingezogen und bestraft wurden. Da brach am 8. November 1852 eine Bande von 30 Männern und Frauen in das Haus des Kirchspielvogts und tödtete ihn; sie drang in das Haus eines Kaufmannes, den sie durchprügelten und gleichfalls umbrachten; dann erstürmten sie das Haus des Predigers und schlugen ihm mit ihren Keulen so wild auf den Kopf, daß er erlegen wäre, hätte er nicht noch einen Rennthierpelz über sich geworfen. Herbeigerufene Norweger überwältigten endlich die Wüthenden. Daß religiöser Fanatismus bei Weitem nicht die alleinige Triebfeder war, ist klar erwiesen. Der Rädelsführer war ein persönlicher Feind des Handelsmannes, gegen den er Brodneid hegte, und des Kirchspielvogtes, welcher früher bei seiner Verhaftung behülflich gewesen war. Die Mörder wurden verhaftet und die Anführer hingerichtet, worauf die Bewegung sich legte. Alle Berichte sind aber einig in der Schilderung des großen Fortschrittes, welcher unter den Lappen der dortigen Gegend in den letzten Jahren erzielt worden ist.*)

(Schluß folgt.)

---

*) Ueber diese traurige Schwärmerei hat Dr. de Djunkovskoy in seinem Dictionnaire des Missions catholiques. Paris 1863, I. p. 1451, eine längere Mittheilung gemacht, die in manchen Punkten von der obigen abweicht. Der König und der den Katholiken überaus günstige Bischof Juell sollen beabsichtigt

# Eine Bittschrift der Nestorianer.

Die anglikanische Kirche, in welcher eine große Partei auf die Vereinigung mit den morgenländischen Kirchen hinarbeitet, während eine kleinere bereits offen den Wiederanschluß an Rom betreibt, hat wieder einen Hilferuf aus der Nestorianer-Kirche erhalten. Derselbe gieng, was von übler Vorbedeutung ist, durch den hochwürdigen Herrn G. P. Badger, der zwar sammt seinem Schwager Rassam, dem britischen Konsul in Mosul, schon lange eine lebendige Theilnahme für die Nestorianer an den Tag legt, aber aus kirchlichem Vorurtheil den amerikanischen Missionaren ihre Arbeit doch nur zu erschweren vermag. Früher, im Jahr 1843, wollte er sie, wie Miss. Sandrezky erzählt, geradezu „zerstören" und gab durch seine Ränke den Kurden einen Vorwand zu der schauerlichen Metzelei unter den freien Nestorianern!

Dieser Hilferuf lautet:

„Bittschrift an die heiligen und reinen Hände der ehrwürdigen, katholischen, orthodoxen und gütigen Väter, des geliebten, gesegneten und gepriesenen Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs der Metropole London. Amen.

„Den verehrungswürdigsten und eifrigsten Vätern, den Erwählten des heiligen Geistes, den Wächtern über die reichen Waiden des himmlischen Lammes, den Verwaltern der geistlichen Wasserquellen für alle Wahrheitsdurstigen, deren Strahlen sich über die ganze Welt ergießen, deren reine Lehre die einst dürren Gefilde be-

---

haben, die Uebelthäter zu lebenslänglichem Gefängniß zu begnadigen; eben der fanatische Prediger aber, der sie so aufgeregt, habe durch Veröffentlichung ihrer Beichte sie dem Schaffot übergeben. Ein Beweis, wie sehr der Protestantismus nach Blut dürste! Ein lappischer Dollmetscher und Schulinspektor soll sodann dem gelehrten Dr. de Djunkovskoy mitgetheilt haben, er glaube weder an Jesus, noch an Gott oder Unsterblichkeit, er sei ein Freidenker, und die protestantischen Prediger fragen ihn nicht, was er glaube, sondern was er in ihrem Auftrag lehre. Ueberhaupt bergen die Lappen unter dem Schein des Christenthums entweder den Unglauben oder das Heidenthum ꝛc. — Eine Darstellung der Sachlage, die in dieser Allgemeinheit wenig Glauben verdient, aber immerhin andeutet, welchen Gefahren der errungene Fortschritt das Völklein aussetzt.

fruchtet, deren Licht wie das des Morgensternes die finstern Oerter der Erde beſcheint, den Tröſtern der Betrübten und Traurigen, der Sonne der jetzigen Generation, den heiligen Dienern Gottes, erwählten Primaten, orthodoxen Patriarchen, wachſamen Hirten, dem Erzbiſchof von Canterbury und dem Biſchof von London, den Nachfolgern des Gekreuzigten, welche in vollkommener Ruhe und Sicherheit im Reiche Ihrer ruhmvollen Majeſtät, der vortrefflichen Königin Viktoria wohnen.

„Wir wünſchen Euch unſere jämmerliche Lage, unſern geiſtlichen Verfall und unſern Mangel an Unterrichtsmitteln darzulegen, im Vertrauen, daß Ihr Euch herablaſſen werdet, auf unſern Hilferuf zu hören, und um Chriſti willen Euch unſerer Nothdurft anzunehmen. Indem wir dieß thun, erlauben wir uns, Euch die vier Haupturſachen zu bezeichnen, die unſere Gemeinde ſo tief herabgebracht haben und ihr Beſtehen noch immer bedrohen.

„Erſtens iſt Euch ohne Zweifel die frühere Geſchichte unſerer Kirche wohlbekannt. Anfangs blühte ſie fröhlich; ihre Zweige waren ſtark, ihre Blätter grün, ihre Früchte labend. Von der Zeit an, da Neſtorius verfolgt wurde, ſandte ſie ihre Sproſſen in den fernen Oſten hinaus, denn ſie war ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen. Viele Generationen hindurch breitete ſie ihre Aeſte weithin aus. Da kam der wilde Eber in der Perſon des erſten Muhammed, riß einige ihrer Zweige ab und hemmte ihr Wachsthum. Darauf fiel ſie in die Klauen eines zweiten wilden Ebers, und die Beiden mit einander, — nämlich der öſtliche Muhammed, der ſie von vornen angriff, und der weſtliche Muhammed, das iſt der Papſt, der ſie von hinten angriff — warfen ſie nieder. Der Erſtere zerſtörte ihr äußeres Vermögen, der Andere ihren innern Haushalt, und Beide freuten ſich ihres Ruins. So fiel unſere Kirche von einer Tiefe in die andere, und jeder neue Sturz verminderte die Zahl ihrer Glieder, ſo daß nur noch eine kleine Zahl übrig geblieben iſt. Ueberdieß ſind die Herrſcher, die uns regieren, gewiſſenlos und begünſtigen durch ihre nachläſſige Verwaltung Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen. Selbſt die Richter mißhandeln die Töchter unſeres Volks. Ungeſtraft wird geraubt; Diebe beſtehlen uns, und Niemand wagt zu klagen; Verbrechen werden verübt, und die Verbrecher entkommen ungeſtraft; Uebelthäter beherrſchen das Land, und Keiner ſtellt ſich ihnen entgegen. In eine ſo jammervolle Lage hat die

Bedrückung unser Land gebracht, daß die Lebenden die zur Ruhe gekommenen Todten beneiden. Der Muhammed des Westens täuscht durch seine listigen Sendboten die Unwissenden in unserer Gemeinde, indem jene ihnen Schutz versprechen, sobald sie sich nur zu ihrer Kirche halten. Die Ungelehrten werden leicht eine Beute dieser Betrüger, da sie nicht wissen, daß dieselben nur übertünchte Todtengräber sind. Sehen jene Sendboten einen unserer Armen vom Steuereinnehmer bedrückt, so leisten sie ihm Handreichung; gegen Andere suchen sie auf Umwegen Bedrückungen hervorzurufen, nur damit sie ihnen aus der Noth helfen können. In beiden Fällen ist es ihnen einzig darum zu thun, sie für die römische Kirche zu gewinnen; das ist ihre Politik gegen unsere arme, schutzlose Gemeinde.

„Der zweite Grund unseres gegenwärtigen Elends ist die tiefe Unwissenheit unseres Volks. Unsere Bischöfe, Priester und andere geistliche Würdenträger werden ohne Rücksicht auf ihre Befähigung gewählt; denn die Wähler sind unwissend, und die Erwählten gleichen in Charakter und Wandel oft dem Judas Ischarioth. Diese untreuen Hirten unterlassen es, Ehebrecher, Lästerer und Diebe vom h. Abendmahl auszuschließen; Geistliche und Laien stehen in Betreff göttlicher Dinge auf der gleichen Stufe, alle scheinen den Weg des Verderbens zu gehen. Unsere Augen werden trübe, wenn wir den traurigen Zustand der Tochter unseres Volks betrachten, und wenn Ihr nicht in väterlicher Theilnahme uns zu Hilfe kommt, wird kein Rest von uns übrig bleiben, sondern wir werden sein gleich Sodom und Gomorrha.

„Der dritte Grund ist die beklagenswerthe Abnahme der Gelehrsamkeit. Unsere alten Bücher sind vernichtet worden, und wir haben weder Schreiber noch Pressen, sie zu ersetzen, noch Schulen zur Erziehung unserer Jugend. Unsere alten Seminare sind uns entweder genommen worden oder unter die Leitung eitler, böswilliger Menschen gekommen. Die Gelehrten sind unter uns ausgestorben, und Jüngere rücken nicht nach, die Lücken auszufüllen. Kein einziger unserer Bischöfe hat eine vollständige Kenntniß der h. Schrift. Sogar unser letzter Patriarch erwiederte auf die Frage, wie viele Bücher derselben er gelesen habe: 'Ich erinnere mich, als Knabe fünf Kapitel des Evangeliums Matthäi gelesen zu haben.' Diese Antwort, so traurig sie ist, wurde von den Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen. Ach, um die Wunden der Tochter unseres

Volkes! wahrhaftig, der Sommer und die Ernte sind vorbei, und wir sind noch immer nicht erlöst. Wir flehen Euch an: Eilet uns beizustehen!

„Und nun der vierte Grund unserer vereinsamten, trostlosen Lage. Das Volk Israel durfte nach 70jähriger Gefangenschaft in sein Land zurückkehren; unsere Knechtschaft dauert aber nun schon 700 Jahre und Niemand hat unserer gedacht. Wir möchten daher unsere Augen zu den Bergen erheben in der Hoffnung, daß die Hilfe naht. Blicken wir aber zu den russischen Bergen hinüber, so sehen wir sie mit Bildern und Gemälden bedeckt; die römischen sehen wir von Muhammed beherrscht; die amerikanischen sind nicht nach unserem Geschmack und entsprechen nicht unsern Bedürfnissen; denn die amerikanischen Missionare haben seit 35 Jahren unter unserem Volk in Persien gearbeitet und noch ist keiner ihrer Schüler im Stande gewesen, einen einfachen Kommentar über irgend ein Buch der h. Schrift zu schreiben. Ueberdieß ist unser Volk ihren besondern Lehren nicht geneigt. Im Blick auf England aber sind wir Alle Eines Sinnes und finden Trost und Hoffnung in der Aussicht, Hilfe zu erhalten von der großen Stadt London. Darum flehen wir den Herrn Jesum Christum an und werfen uns zu Euren Füßen nieder, die Ihr Seine Jünger seid, mit der Bitte, Ihr möchtet Mitleid haben mit der Lage unseres Volkes, das wie Schafe ohne Hirten auf den Bergen umherirrt, und uns einige Eurer Missionare und Prediger senden, uns den Weg des Lebens zu leiten, denn wir giengen alle zerstreut einher, und Jeder sah nur auf seinen eigenen Weg aus Mangel an Hirten, Lehrern und Berathern. Wir sind wie vater- und mutterlose Waisen. Wir werden verfolgt und haben um Hilfe gerufen, aber Niemand ist gekommen, uns zu trösten. Wehe uns, denn wir haben gefehlt und wandeln im Finstern! Darum flehen wir Euch an, Ihr Väter, rettet uns von dem Alles verschlingenden Meer um uns her; entreißet uns seinen überfluthenden Wogen und den tobenden Stürmen, die uns zu vernichten drohen.

„Da wir Euch jetzt einen Ueberblick über unsere traurige Lage gegeben haben, hoffen wir zuversichtlich, Ihr werdet Euch unserer annehmen und Euch Euren Brüdern, die am Rande des Verderbens sind, nicht entziehen. Die Ernte ist ja groß, und es ist kein einziger Arbeiter unter uns. Wir hoffen zu Christo, Er werde Euer

Herzen zur Theilnahme gegen uns neigen und Euch geistliche Arbeiter aus Eurer mit Reichthum und Erkenntniß ausgestatteten Kirche zu uns senden heißen. Denn unsere Herzen sind traurig und unsere Augen trübe von Thränen über den Jammer Zions, das von den Wellen hin und hergeworfen und von grimmigen Wölfen verheert wird. Aber Du, o Herr, der Du ewig bist, und dessen Stuhl immerdar währet, zürne nicht über uns und verwirf uns nicht ewiglich. Wir haben Deine Strafen verdient; nach Deiner großen Barmherzigkeit eile aber, uns zu erretten.

„Schließlich bitten wir Euch, heilige Väter, die Freiheit zu entschuldigen, die wir, die Unterzeichneten, uns genommen haben, mit der Bitte um geistliche Handreichung die obige Darstellung unserer beklagenswerthen Lage Eurer huldreichen Beachtung zu empfehlen."

Folgen die Unterschriften und Siegel der Bischöfe von Gawar, El-Akri, Duri, und von etwa 50 Diakonen, Presbytern und Laien, besonders aus den Bezirken Tehoma, Deiri, Tiyari.

Ob ihnen nun englische Missionare geschickt werden, läßt sich noch nicht sagen; ebenso wenig, ob diese dann den Geschmack des armen Völkleins treffen werden. Nachgerade wird aber die Verwirrung der vielen Kirchennamen auf dem Missionsfelde immer größer, daher man nicht recht weiß, was man hoffen oder wünschen soll. Doch ist soviel gewiß, daß diesen Nestorianern leichter zu helfen wäre, wenn sie sich erst einiger Dankbarkeit gegen die treuen amerikanischen Arbeiter befleißen wollten.

## Eine Biographie für Missions-Aspiranten.*)

Am 30. Juli 1865 entschlief in Nagasaki in Japan im Alter von 35 Jahren der Missionsarzt James Henderson. Ist es an sich schon interessant, den Lebenslauf eines Mannes zu verfolgen, der unter widrigen Umständen, ohne irgend eines der Hilfsmittel, auf

*) Memorials of J. Henderson, M. D. Medical Missionary to China. London 1867.

die sich sonst Menschen zu verlassen pflegen, durch seine Charakterstärke sich den Weg zu einer ausgedehnten, segenbringenden Wirksamkeit bahnte, so wird das doppelte Freude, wo einem solchen Streben die höchsten Triebfedern zu Grunde lagen, und der Kampf mit dem Leben ein Kampf des Glaubens war. Dieß Letztere war bei Henderson der Fall.

Er verlor seinen Vater, einen Arbeiter auf der nordschottischen Heide, im dritten, seine innig geliebte und verehrte fromme Mutter im dreizehnten Jahre. Sie war oft mit einem Stück Brod des Morgens an ihre Arbeit gegangen und hatte am Schluß des Tages — um der Kinder willen — auf ein Abendessen verzichtet; aber nie war man zu Bette gegangen, ohne daß sie ihre Kinder die Sprüche, Psalmen und Katechismusstücke hätte hersagen lassen, welche sie ihnen für den Tag aufgegeben hatte. James lernte bei der Mutter und der ältern Schwester nothdürftig lesen; eine Schule oder Kirche gab es nicht auf anderthalb Stunden Entfernung. Aber die Mutter ersetzte ihm allen Mangel; nie war er, so weit er zurückdenken konnte, ihr ungehorsam gewesen; etwas ihr Mißfälliges zu thun, schien ihm geradezu unmöglich. Sterbend sagte sie zu ihm: „Gib nur Gott nie auf, so wird Er auch dich nie aufgeben," und das Wort blieb ihm wie mit einem Diamant ins Herz eingegraben.

Bald nach ihrem Tode wurde James um den halbjährlichen Lohn von fünfzehn Gulden Stallbube bei einem benachbarten Pächter; nach einiger Zeit rückte er zum Pferdeknecht bei einem Chirurgen vor. Damals konnte er zwar lesen, aber weder schreiben noch rechnen; noch nie hatte er von Indien oder China gehört. Jetzt erst wurde es möglich, sich vom Schulmeister des Orts etwas nachhelfen zu lassen, und eine neue Welt that sich vor seinen erstaunten Blicken auf.

Achtzehn Jahre alt, trat er als Bursche in den Dienst einer wahrhaft edlen Familie, deren erster Bedienter ein aufrichtiger Christ und ein verständiger Mann von ungewöhnlicher Bildung war, und das Mittel zu James Bekehrung geworden zu sein scheint. Denn seit der Mutter Tod hatte sich sein Eifer ziemlich abgekühlt; jetzt erst verlangte es ihn wieder nach einem ganzen Frieden. Wohl fünfzehn Monate lang suchte er sich fromm zu machen, bis er nahe daran war, das unfruchtbare Streben völlig aufzugeben. Da begab es sich, daß er dem Butler, eben jenem treuen Freunde J. England, sein

beladenes Herz aufschloß und merkte, woran ers hatte fehlen lassen. Eigene Gerechtigkeit aufzurichten, müsse ja vor Gott ein Greuel sein; das Verdienst eines Andern allein könne ihn zum Frieden bringen. Diesen fand er an einem Sonntag (22. März 1849), und nunmehr war die Angst um das eigene Seelenheil verschwunden. Es handelte sich hinfort darum, dem Gott, der ihn so hoch geliebt, durch treuen Dienst Ehre zu machen.

Wieder war es nun England, der den Wunsch, durch seine Veredlung sich zu größerer Nützlichkeit tüchtig zu machen, in ihm entzündete. „Ich hatte zuerst großes Vertrauen zu meiner Willenskraft," äußerte Henderson im Rückblick auf seine ersten Versuche, Frieden zu finden. Er verlor sie nicht, diese Willenskraft; sein ganzes Leben zeugt davon; aber wohl ihm, daß er den eigenen Willen unter Gottes Willen beugen lernte. Durch eine solche Unterordnung geht keine Kraft verloren; erst ein geheiligter Wille erlangt ja die rechte Stärke und Macht in dem Herrn.

Sobald Henderson Frieden durch das Blut Jesu gefunden hatte, erfaßte ihn der heiße Wunsch, ein Prediger des Evangeliums zu werden, ohne daß er sich im mindesten über seinen gänzlichen Mangel an aller Vorbereitung dazu getäuscht hätte. Er erschrack, als er von acht Studienjahren hörte, die für einen Prediger der Freien Kirche nöthig seien; aber der Muth entsank ihm nicht. „Sollte ich nicht auch thun können, was Andere in derselben Lage schon vor mir gethan haben?" sprach er bei sich selbst, und damit machte er sich ans Werk.

Er fand dazu bei 2—3 Geistlichen, die er befragte, gar wenig Aufmunterung. Es schien allzu unwahrscheinlich, daß der junge Bediente den nöthigen Studiengang werde vollenden können. Andere hatten es versucht, und waren dadurch nur in ihrer Carriere zurückgeworfen worden; etlichen wenigen war es gelungen, jedoch unter haarsträubenden Anstrengungen und Entbehrungen. Also war es doch möglich. James warf sich sofort auf seine englische und lateinische Grammatik, er nahm sie mit, wenn er hinten auf dem Bock saß; er behielt sie vor sich, wenn er das Tafelgeschirr reinigte. England schüttelte dazu manchmal den Kopf; mehr gefiel ihm, daß James an Sonntagabenden eine Sabbathschule zu halten anfieng, die bald in große Aufnahme kam.

Nach fünf Jahren gestatteten ihm seine Ersparnisse, — trotz

alles Abrathens seines Herrn und des guten Butlers — seine Stelle zu verlassen, und sich eine Wohnung im Städtchen Makduff zu miethen; in der er sich dem Studium der lateinischen und griechischen Sprache und der Mathematik widmete. Das Zimmer kostete ihn wöchentlich 1 fl. 12 kr.; seine Nahrung nicht viel mehr.

Fünf Monate darauf gieng er nach Edinburg, um eine Stelle zu suchen, bei der sich Zeit fürs Studieren erübrigen ließe; nach sechs schweren Wanderwochen trat er dort in den Dienst einer ältlichen Dame, der er die Rechnung führen und die Briefe besorgen mußte. Die ganze Zeit hindurch hatte er sich der äußersten Sparsamkeit beflissen, täglich nur zwei Mahlzeiten zu sich genommen, und wöchentlich von anderthalb Gulden gelebt. Auch Lehrer für mathematische und klassische Studien ließen sich wohlfeil gewinnen; noch immer aber fand er bei keinem Geistlichen Ermuthigung zu den vor ihm liegenden acht Studienjahren.

Da kam ihm der Gedanke, auch der ärztliche Beruf könnte ihm ja alle die Gelegenheit, Gutes zu thun, geben, die er sich wünsche. Wie dankbar hörte er da und dort die Armen äußern, was alles sie dem und jenem Arzte verdanken; vielen war dadurch das Herz weich und für Gottes Lob geöffnet worden. Der Gedanke wurde zur Ueberzeugung: umhergehen und wohlthun, damit man harten Herzen nahe komme!

Im November 1855 begann James auf der Edinburger Universität das Studium der Medizin. Bald merkten die Professoren, welch seltenen Schüler sie da hatten; seine Begabung und sein wunderbarer Fleiß wurden immer mehr erkannt; Freunde begannen sich um ihn zu sammeln. Die Vakanzen widmete er unverdrossenem Studium in Spital, Anatomie und Bibliothek, nicht zum wenigsten Theile aber auch dem Dienste der Armen. Es gab harte Zeiten; aber „Gottes Gnade und das Andenken der Mutter hielten mich aufrecht".

Im nächsten Jahr beschloß er, Missionsarzt zu werden, und wurde von der dortigen Medical Miss. Society einstimmig als solcher angenommen. Nicht damit aber erst wollte er sich an die Aufgabe machen, dem Herrn an den Seelen Anderer zu dienen, wie mancher in die Mission tretende Jüngling vielleicht träumt; gleich von seiner Bekehrung an hatte er treu an dem Wohle seiner Mitmenschen gearbeitet und den ächten Missionssinn bewährt. Zum Doktoriren

fehlten ihm die Mittel; er schaffte sie herbei, indem er selbst Unterrichtsstunden gab. Schon 1859 erwarb er den Titel eines M. D., zugleich auch wohlmeinende Anerbieten mit glänzender Aussicht auf Ehre und Gewinn im Vaterlande. Aber auch der Rath treuer Freunde vermochte nicht, ihn seinem Missionsberuf abwendig zu machen. Noch im Jahr 1859 fügte es sich, daß er der Londoner Missionsgesellschaft, die einen Missionsarzt in China bedurfte, seine Dienste anbot und von ihr die Bestimmung nach Schanghai erhielt. Ein englischer Geistlicher, der damals seine Bekanntschaft machte, schreibt über ihn:

„Ich gestehe, daß mein Auge oft staunend auf ihm ruhte. Er erzählte mir sehr offen seine ganze Geschichte, und wenn ich dann diesen fein gebildeten, so ganz auf der Höhe der Zeit stehenden, von den gewöhnlichen Fehlern durch eigene Anstrengung emporgekommener Leute so durchaus freien 29jährigen jungen Mann vor mir sah, konnte ichs kaum glauben, daß er nie in irgend einer noch so niedrigen Schule gesessen hatte und vor zwanzig Jahren barfuß seine Schafe auf den schottischen Bergen hütete, daß er vor dreizehn Jahren noch nicht seinen Namen schreiben konnte ꝛc. Und dennoch hat er sich Bahn gebrochen auf die Universität von Edinburg, in Klassen von 200 Studenten Preise erhalten, das Doktordiplom erworben und die Achtung und Liebe der ausgezeichnetsten Christen gewonnen. Er hatte beschlossen, durch Gottes Gnade ein guter und nützlicher Mensch zu werden, und damit ihm das Letztere möglich sei, auch ein unterrichteter. Geistesbildung und sein niedriges Loos schienen weit auseinander zu liegen, aber der Entschluß war gefaßt und wurde mit der ihm eigenen Ausdauer, Geduld und Selbstverleugnung ausgeführt, und dann mit derselben ruhigen Festigkeit der Ehre Gottes, dem Dienste Jesu Christi und dem Wohle seiner Mitmenschen geweiht."

Im chinesischen Hospital von Schanghai, wo er im März 1860 anlangte, fand Henderson einen großen, überaus wichtigen Wirkungskreis. Die Berichte über seine dortige Arbeit sind ungemein interessant. Sein pünktlich geführtes Tagebuch athmet durchaus den wohlgemuthen Kindessinn eines wahren Jüngers, der einer ganzen Mannesarbeit zu Grunde lag. Er scheint Krankheitsfälle bei Chinesen und Europäern mit großem Erfolg behandelt zu haben. Blinden die Augen zu öffnen, gehörte fast zu seinen täglichen Geschäften.

Die Eingebornen hielten ihn daher in hohen Ehren, und auch von den Europäern der Stadt genoß er allgemeine Achtung. In Verbindung mit seinem ärztlichen Beruf verkündete er treulich den großen Arzt, der alle Gebrechen heilt, und in einem einzigen Jahre sind mehr als dreißig Patienten durch seinen Dienst der Gemeinde einverleibt worden. Aber eine kurze Wirksamkeit war ihm beschieden. Erst 35jährig entschlief er in den Armen seiner Gattin, fröhlich und friedvoll bis zum Ende. Sollten Nachfolger eines solchen Mannes nicht auch in Deutschland zu finden sein?

## Missions-Zeitung.

### Eine Missionskonferenz in Madras.

Kürzlich bereiste eine Deputation der schottischen Kirche die Missionen in Indien. In Madras versammelte sich um sie eine Anzahl von Missionaren und Missionsfreunden am 27. Dezember 1867; auch der anglikanische Bischof Gell, ein evangelischer Mann, und der Gouverneur, Lord Napier, fanden sich dazu ein; ersterer übernahm den Vorsitz. Die gehaltenen Reden wiederzugeben, würde zu weit führen; dagegen dürfte es angebracht sein, von den ausgesprochenen Thatsachen einige mitzutheilen.

Der Vertreter der Ausbreitungsgesellschaft, Miss. Symonds, nun 27 Jahre in der Tamilmission beschäftigt, gab folgende Schilderung des gegenwärtigen Bestands seiner Gesellschaft. Von 38 Missionaren, welche auf 26 Hauptstationen wirken, sind jetzt 21 eingeborne Geistliche. In 407 Ortschaften besorgen sie 21,000 Getaufte und 8000 Taufkandidaten. Unter ihnen stehen auch 247 Schulen verschiedenen Rangs mit 7777 Zöglingen, von denen ein Fünftel aus Mädchen besteht; das Schulgeld des letzten Jahrs hat gegen 11,000 fl. eingetragen. Für christliche Zwecke haben die Gemeinden in derselben Zeit 14,700 fl. beigesteuert.

Für die 30 Londoner Missionare trat Hall auf und theilte im Einzelnen mit, wie sie nun im südlichen Indien 32,109 eingeborene Christen (meist Tamiler mit 1200 Telugu's) gesammelt haben, während ihre Schulen 11,848 Knaben und Mädchen enthalten. Die Christen trugen im letzten Jahr über 11,000 fl. für die Ausbreitung des Reiches bei.

Die kirchliche Mission hatte in der Stadt Madras etwa 600 eingeborne Christen; in der Telugu-Mission 800 Christen und Taufkandidaten in 30 Dörfern; in der Malayalischen 11,000 Christen. In Tinnevely waren es 24,000 Getaufte und 12,000 Ungetaufte. Rechne man, sagte Miss. D. Fenn, die Christen der vier Gesellschaften zu-

ſammen, welche etwa in einem vom Kap Comorin 64 Stunden reichenden Kreisabſchnitt wohnen, ſo habe man hier allein 89,000 Tamilchriſten und 11,000 Malayalis. Die Getauften ſeiner Miſſion haben im letzten Jahre 20,000 fl. beigeſteuert, dazu Evangeliſten nach Tamilländern, Ceylon und Mauritius geſchickt.

Die Wesleyaner, welche erſt ſpäter in Indien zu arbeiten anfiengen, haben auf ihren 7 Tamil- und 7 kanareſiſchen Stationen bis jetzt nur 465 Kirchenglieder geſammelt. Sie freuen ſich ihrer 5 eingebornen Prediger und unterrichten 3500 Schüler.

Der ſchottiſche Dokter Macleod war froh, dieſe Mittheilungen gerade hier an Ort und Stelle anzuhören, wo irgend eine falſche Zahl unverweilt ihre Berichtigung erhalten würde. Wie viel iſt doch ſchon ſeit des lieben Fabricius Zeiten geſchehen!

(C. M. Intellig.)

---

### Dr. Livingſtone

hat nun endlich Lebenszeichen von ſich gegeben. Nachdem er im Herbſte 1866 um das Südende des Nyaſſa-See's ſeinen Weg genommen und ſeine untreuen Johannagefährten zurückgelaſſen hatte, wanderte er mit den wenigen Chriſtenjünglingen dem Weſtufer des See's entlang nach Norden und kam endlich in Lobiſa an, einer vormals dicht bevölkerten, gegenwärtig faſt verödeten Stadt. In dieſen hochgelegenen, waldbedeckten, aber von Wild entblösten Gegenden mußte er manchmal argen Hunger leiden; als die Geſellſchaft aber dem ſüdlichen Ende des Tanganyika-See's ſich näherte und Mtuka im Wemba-Land erreichte, fand ſich Vieh und andere Nahrung im Ueberfluß, und alle erholten ſich raſch. Dort gab Livingſtone im Januar 1867 dem Araber Bunduki Briefe nach Zanzibar mit, allwo dieſelben (Februar 1868) endlich angelangt ſind. Weiter weiß man, daß Livingſtone in Udſchidchi, halben Wegs dem Tanganyika-See entlang, angekommen iſt, wo ſchon lange Briefe und Vorräthe ſeiner warteten. Von da wird er wahrſcheinlich ins Quellgebiet des Nils vorgedrungen ſein. Er ſcheint auf ſeinen Wanderungen bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben, und hoffte bald nach Europa zurückzukehren.

Tulaſi Radſcha ernennt Schwartz zum Vormund ſeines Adoptivſohnes.

# Arbeiter in der Tamil-Miſſion.

(Fortſetzung.)

## 6. Chr. F. Schwartz.*)

Am 16. Juli 1750 war es, daß ein Kleeblatt eng verbundener Brüder, Chriſtian Friedrich Schwartz, David Polzenhagen und G. H. C. Hüttemann auf einem engliſchen Schiffe in Kudelur landete, wie zehn Jahre zuvor Fabricius mit ſeinen beiden Begleitern. Einer der letzteren, Kiernander, nahm die drei Neulinge hier in Empfang, um ſie eine Woche ſpäter nach Trankebar weiter zu ſpediren. Ihre Wege ſollten weit auseinandergehen, indem der tüchtige Polzenhagen über dem verunglückten Verſuch, die Miſſion nach den Nikobaren auszubreiten, frühe (1756) entſchlief, Hüttemann allmählich erkaltete und das Werk in Kudelur mehr hinderte als förderte, am Ende aber unter Zeichen von Reue ſeinen Lauf beſchloß (1781, vrgl. S. 191), während Schwartz zum unbezweifelten Muſtermiſſionar des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs.

Von ſeiner Mutter noch vor der Geburt dem Dienſte des HErrn geweiht, und durch einen edlen Lehrer, den Rektor Helm in Sonnenburg, frühe zum Herzensgebet geweckt, wurde Schwartz durch A. H. Francke's „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" im Jahr 1746 nach Halle gelockt, wo ihm die Herrlichkeit des Dienſtes Jeſu Chriſti völlig aufgieng. Der zurückgekehrte Miſſ. Schultze,

*) Sein Leben iſt beſchrieben in Memoirs of the life and correspondence of the Rev. C. F. Swartz. By Dr. Pearson 1834. (Deutſch Baſel 1835). Eine gute deutſche Biographie des trefflichen Mannes wäre nach ſo vielen Bearbeitungen des vorliegenden Materials endlich an der Zeit.

selbst auch ein Sonnenburger, leitete ihn, mit der Absicht auf die Korrektur seiner zum Druck bestimmten Uebersetzungen, eine Zeit lang ins Tamil ein. Als im Jahr 1749 der Ruf in die Mission an den Jüngling kam, entschloß sich der Vater schweren Herzens, den einzigen Sohn der ersten Gattin ziehen zu lassen, und er selbst schied, trotz eines ehrenvollen Rufes an eine einträgliche Pfarrstelle, mit Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe zu Gunsten der nachgebornen Geschwister.

Was sein Lehrer, der jüngere Francke, an ihm besonders rühmte, war seine „Munterkeit und hervorstechende Reinheit". Diese sollte sich in merkwürdiger Weise bewähren. Schien er anfangs vor seinen Mitarbeitern wenig vorauszuhaben, nur daß alle den anstelligen, bescheidenen, friedfertigen Bruder liebten und schätzten, so zeigte sich im Verlauf, daß seine Kraft und Geistesfrische weder der wachsenden Arbeitslast, noch dem zehrenden Einfluß des natürlichen oder geistigen Klima's unterlag, wie das bei so vielen tüchtigen Kräften der Fall ist, sondern daß er mit jeder neuen Aufgabe, die an ihn herantrat, beständig fortschritt und sichtlich zunahm. Er hat alle von ihm gehegten Erwartungen weit übertroffen. Er wagt keine Sprünge; geniale Einfälle und glänzende Thaten sucht man bei ihm vergebens; er läßt sich von den Umständen leiten, und es fehlt ihm dabei vielleicht an Erfindungsgabe und Schwungkraft. Aber er läßt sich auch von keiner einmal gewonnenen Position verführen oder verdrängen; kein Unmuth, keine Widerwärtigkeit läßt ihn am Weiterschreiten verzagen. Er fühlt tief, daß seine Zeit und Umgebung der Missionssache abhold wird, in einem Maße, wie man sichs jetzt kaum mehr denken kann; er selbst erkennt in der zunehmenden Lauheit und Zerfahrenheit „die Periode des Abfalls und der Lästerung". Aber als ein Zeichen, daß es darin doch noch Christen geben kann, ragt er unter den verheidnischten Eroberern Indiens bedeutungsvoll hervor; sein Ruf ist in stetem Steigen, und dringt sogar bis ins britische Parlament; und wie er stirbt, erkennen ihn sowohl die Unterjochten, Heiden und Muhammedaner, Radscha's und Pareier, als auch die Sieger, christliche wie antichristliche, als einen der größten Wohlthäter Indiens an.

Es war im Karnatik ein chaotischer Zustand, als Schwartz seine Wirksamkeit begann. Das Gähren und Wogen der dort sich bekämpfenden Elemente ist schon im Früheren angedeutet. Das Land

litt unsäglich unter den Wechselfällen, welche der Kampf der französischen und englischen Handelskompagnien und ihrer Verbündeten herbeiführte. „Ach wie jämmerlich, wüste und leer sieht es aus," schreibt Schwartz bald nach dem Eintritt; „von vielen christlichen Familien wissen wir nicht, wo sie hingekommen sind." Als das 50jährige Jubiläum der Trankebar Mission (9. Juli 1756) gefeiert wurde, konnte man einen mahrattischen Reiterschwarm bis unter die Mauern von Trankebar sengen und brennen und wehrlose Weiber morden sehen. Dennoch wehte damals noch ein freudiger Geist in der Mission; mit Lobgesängen und Gottesdiensten in drei Sprachen wurde der festliche Tag begangen. Wie verschieden von dem nächsten Jubiläum (1806), welches von Miss. John in einen „Buß-, Bet- und Fasttag" verwandelt wurde, „ob etwa Gott im neuen Jahrhundert die Mission von Neuem segnen wolle!" Er hat es ja wirklich gethan über Bitten und Verstehen.

Nicht um bloße Behauptung des gewonnenen Terrains war es den Brüdern zu thun. Kudelur und Madras waren bereits in Angriff genommen und Kiernander suchte in Bengalen das Reich Christi zu erweitern. Schwartz, der schon vier Monate nach der Landung seine erste Predigt gethan (über Matth. 11, 25 ff.) und in eifrigem Verkehr mit Christen und Heiden, besonders aber mit den Schulkindern die Sprache in seine Gewalt bekommen hatte, richtete sein Augenmerk auf die herrliche Kaweri-Ebene, die bisher nur von eingeborenen Predigern bearbeitet worden war. Dort lag die reiche Hauptstadt Tandschaur mit ihrem weltberühmten Tempel und der neuen, nun bereits sinkenden Mahratta-Dynastie, — dort Tirutschinapalli mit seinem hohen Granitfelsen, die erprobte Festung Südindiens, wo abwechselnd mit Arkadu (Arkot) der Nawab des Karnatiks sich aufhielt.

Der Text seiner ersten Predigt: „auf dein Wort will ich das Netz auswerfen", klang ihm im Herzen nach, als Schwartz im April 1759 den in Tandschaur unter mehr oder minderem Druck lebenden Christen den ersten Besuch abstattete. Die äußere Veranlassung zu demselben war die Einladung eines der vielen deutschen Offiziere, die damals an den Höfen der indischen Fürsten wie in den Söldnerheeren der verschiedenen Handelsniederlassungen dienten. Der Hamburger Hauptmann Berg hatte früher in Trankebar das heilige Abendmahl genossen, wie er auch ein dortiges Gemeindeglied gehei-

rathet hatte. Jetzt konnte er nicht mehr leicht abkommen, lud darum die Missionare, am liebsten in den Osterfeiertagen zu sich ein (zuerst im Jahr 1755). So sammelte sich auch in jener Passionswoche neben den Tamil-Christen ein deutsches Gemeindlein; Schwartz nahm sich Aller mit Zuspruch und Spendung der Sakramente an und konnte ungehindert auch den Heiden predigen. Begleitet von dem dankbaren Kapitän, kehrte er an die Küste zurück „mit herzlichem Seufzen, daß Gott auch allhier Sein Reich herrlich aufrichten wolle". Ein Trost war es ihm, zu wissen, daß in diesem Hauptmann ein Mann des Gebets und der Zeugenkraft zurückblieb, der z. B. dem Hof ein freies Wort sagen durfte, wenn gerade eine französische Bombe den Götzen an der Pagode zerschmetterte; der auch den Rajanajaken mit seinen schwarzen Soldaten Betstunden halten ließ, und ihm dazu ein Haus in ihrer Nähe schenkte.

Im folgenden Jahr besuchte Schwartz die holländischen und deutschen Freunde in Ceylon, und freute sich, auch in einer schweren Krankheit, die ihn zu Kolombo befiel, der Gemeinschaft mit lutherischen und reformirten Brüdern, welche noch lange nachher seines Ruhmes voll waren, wie auch er hocherquickt zurückkehrte. Er hatte schon 1758 bei den Holländern in Nagapatnam besonders freundliche Aufnahme gefunden, und rühmt wiederholt das achtungswerthe Entgegenkommen der holländischen Behörden. Er machte noch andere Predigttouren an der Küste, z. B. eine längere nach Madras (1761 im Verein mit Kohlhoff); aber jene „gar vergnügte Reise" nach Tandschaur blieb in zu gutem Andenken, als daß er nicht eine Gelegenheit hätte finden sollen, sie zu wiederholen (Mai 1762). Entschieden suchte er ins Innere des Landes vorzubringen, und diesmal besuchte er auch Tirutschinapalli, wo der englische Kommandant ihn mit Freuden aufnahm und ihm ein Zimmer einräumte. Die Arbeit wuchs ihm so sehr unter den Händen, daß er nicht mehr zurück konnte. Noch schwankte er einige Zeit zwischen Tandschaur und Tirutschinapalli, aber obwohl er dort freien Zutritt zum Palast des Radscha's erhielt und dieser selbst hinter einem Vorhang seinen Reden zuhörte, zauderte doch der Hof, ihm die Erlaubniß zur Niederlassung zu geben. Dagegen ließ sich von der nahen Feste aus Tandschaur leicht besuchen, wie auch von da der Weg in die südliche Provinz Madura offen stand.

So beschloß er denn vorerst, in Tirutschinapalli zu bleiben,

wo sich ihm alsbald eine große Thüre aufthat. Er willigte in die Bitte der Engländer, ihnen Gottesdienst zu halten, soweit es ohne Versäumniß der Tamil- und Portugiesengemeinde geschehen könne. Begnügte er sich auch zuerst mit Vorlesen ihrer Gebete und ausgewählten Predigten, so lernte er doch bald ihnen frei das Wort zu verkündigen, und bediente sich ihrer Sprache mit großer Kraft und Gewandtheit. Durch das Auffliegen eines Pulvermagazins wurden viele Kinder zu Waisen; Schwartz sammelte für sie eine schöne Summe und legte damit eine englische Schule an.

Eine Begegnung mit dem Nawâb des Karnatik veranlaßte ihn, „den Muhammedanern zu lieb" auch die hindustanische Sprache zu lernen. „Man wird des Sprachenlernens ganz müde," schreibt er Oktober 1763, „indessen um des HErrn Christi willen sollen wir ja keine Mühe scheuen." So bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Muhammedaner und durfte wiederholt dem Nawâb und seinen Söhnen die selig machende Wahrheit bündig vortragen. In der Folge machte er sich auch mit dem Persischen bekannt, weil es an allen Höfen gesprochen wurde. Der vornehme Muselman aber, der es ihn lehrte, wurde, weil er sich offen zu Schwartz's Glauben bekannte, vom Nawâb unter irgend einem Vorwand eingesperrt. Einen thatsächlichen Beweis von der Macht der Buße des Glaubens konnte Schwartz dem Nawâb geben, indem er ihm einmal eine bedeutende Summe Geldes zustellte, welche ein angesehener europäischer Offizier demselben vor Jahren unterschlagen hatte. Uebrigens hütete er sich besonders bei den Muhammedanern vor allem Wortstreit. Wenn sie heftig wurden, führte er wohl das persische Sprüchwort an: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber."

Man könnte denken, Schwartz sei doch versucht gewesen, vorzugsweise den Großen nachzugehen. Das war nicht der Fall. Armen Seelen nahe zu kommen, irgend ein Verlorenes zu suchen und sein Lieblingskapitel (Luc. 15) zu practiciren, war ihm Herzenslust wie heilige Pflicht. Im Lager vor Madura (August 1764) bediente er als Kaplan ohne Gehalt die Schaaren von deutschen und englischen Kranken und Verwundeten, tröstete, predigte und betete über den Sterbenden, bis ihm die Kräfte versagten und er, selbst erkrankt, nach Tirutschinapalli zurückgeschickt wurde. Geschenke der englischen Regierung und des Nawâbs setzten ihn in den Stand, seine Schu-

len dort anszudehnen und den Kirchenbau, zu welchem er die Engländer aufgefordert hatte, kräftig zu unterstützen. Zwar hinderte der von den Priestern aufgehetzte Nawâb diese Neuerung, so lange er konnte. Doch betrieb Schwartz, gestützt auf die Genehmigung des englischen Gouverneurs, den Bau so energisch, daß er am Pfingstfest 1766 die Kirche mit Predigten in verschiedenen Sprachen einweihen konnte. Gewöhnlich hielt er am Sonntag zuerst Tamil-Gottesdienst, um 10 Uhr predigte er den Engländern und Nachmittags der portugiesischen Gemeinde; auf eine abendliche Bibelstunde mit Europäern folgte noch in der Nacht eine Tamil-Betstunde. Die Woche war der Arbeit an den Gemeinden und dem Umgang mit Heiden gewidmet. Das dänische Missionskollegium hatte für gut gefunden, die neue Station an die englische Gesellschaft abzutreten, welche den nach allgemeinem Urtheil dort unersetzlichen Schwartz mit Freuden in ihre Dienste nahm (1767). — Er wurde nun auch den Engländern ein Engländer und schrieb sich Swartz. Von ihm ließen sie sich Wahrheiten sagen, „die sie von keinem andern ertragen hätten"; und der Kommandant, Oberst Wood, wurde sein treuster Freund. Ein Spötter und Säufer, dem Schwartz auf wiederholte Schmähungen endlich den Zorn Gottes ankündigte, wenn er sich nicht bekehre, starb so plötzlich durch einen Sturz vom Dache, daß das Volk den Padre für ein Wesen besonderer Art zu halten begann. Auch der Umstand, daß er, wie Fabricius, nie heirathete, trug natürlich zur Mehrung solches Einflusses bedeutend bei.

Nach wenig Jahren gelang es ihm auch, zu dem neuen König von Tandschaur, dem gutmüthigen, schwachen, wenn auch gelehrten Tulasi-Radscha, Zugang zu gewinnen (April 1769). Der Fürst nämlich, durch seine Höflinge von der freimüthigen Predigt benachrichtigt, welche der Padre vor allerlei Volk halte, ließ ihn vor sich kommen. Die Offenheit und Einfalt, womit Schwartz nicht nur die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, sondern dem König auch durch ein kurzes Gebet und Absingen etlicher Verse einen Einblick in den christlichen Kultus ermöglichte, machte den besten Eindruck. Zu Zeiten konnte der Fürst ihn seinen Padre nennen, wie er ihn auch seines guten Hauptmann Bergs Tochter in seiner Gegenwart trauen ließ; insbesondere jedoch wünschte er seine Dienste zu politischen Unterhandlungen zu gebrauchen, „weil er wisse, daß

ihm am Geld nichts liege." Gegen diese Einmischung jedoch wehrte sich seine Umgebung so entschieden, daß der hilflose Radscha sich ihrer Leitung zuletzt willenlos überließ, bis er von dem eifersüchtigen Nawâb unter dem Beistande der ungerechten Madras-Regierung besiegt, im Gefängniß erkannte, wer sein Freund und wer sein Feind gewesen sei (1773). Nicht nur konnte Schwartz dem Fürsten in seiner Erniedrung sein Mitgefühl bezeugen, sondern er war es auch, der ihm die Nachricht von seiner Wiedererhebung vermöge Beschlusses der Direktoren überbrachte (1776). Ja, als ihn ein unglücklicher Sturz wochenlang ins Haus sprach, benützte Schwartz diese Ruhezeit, dem Fürsten zu lieb noch Mahrâthi zu lernen und seine eilf Gespräche zwischen einem Götzendiener und einem Christen in diese Sprache zu übersetzen.*) Doch wie herzlich ihm auch der Radscha zugethan blieb, so leicht es ihm wurde, einzugestehen, daß das Christenthum viel tausendmal besser sei, als der Bilderdienst, der Weltlust vermochte er nicht zu entsagen.

Sonst aber fand Schwartz so bedeutenden Eingang in Tandschaur, daß er eine Verlängerung seines dortigen Aufenthaltes wünschen mußte. Dringend verlangte er daher die Zusendung eines europäischen Mitarbeiters, wodurch allein ihm die Abwesenheit von seiner Station ermöglicht worden wäre, allein er blieb lange aufs Warten verwiesen. Miss. John, der ihn einmal längere Zeit unterstützte, war hoch verwundert über die rastlose methodische Arbeit, welcher Schwartz sich in Tirutschinapalli täglich unterzog, und über

*) Dieser Tamil-Traktat (zuerst 1777 in Madras gedruckt) ist das einzige Werk, das wir von Schwartz's Hand haben, wie er überhaupt kein besonderer Freund des Schreibens war. Die Gespräche enthalten die gewöhnliche hallische Lehre in sehr milder Fassung, mit mehrfacher Herbeiziehung der natürlichen Theologie. Die Berücksichtigung der heidnischen Ansichten ist weder sehr reichhaltig und eingehend, noch ihre Widerlegung besonders schlagend; und für den europäischen Geschmack liest sich das Ganze etwas langweilig. Dennoch steht das Büchbei den Tamil-Christen noch immer in großem Ansehen und wird gerne und mit Nutzen gelesen, ein Zeichen, daß es den rechten Ton getroffen hat. Davon aber, daß Schwartz die Tamil-Literatur gründlich studirt hätte, wie man schon behauptet hat, finden sich darin kaum irgendwelche Spuren. Dr. Germann hat neuestens noch von anderen ungedruckten Werken des fleißigen Mannes Nachricht gegeben; es sollen sich nämlich von seiner Hand noch eine Kirchengeschichte, ein Commentar zur Offenbarung, und eine Heilsordnung erhalten haben.

den zunehmenden Erfolg, von dem sie begleitet war. („Seine Gemeinde liebt und fürchtet ihn, die Heiden hören ihn gerne, die Engländer, auch die Bösen, schätzen ihn und gehen gerne mit ihm um.") Immer rascher vermehrte sich die Gemeinde aus den Heiden; auch unter den Römischen gab es in Folge einiger Bekehrungen eine bedeutende Bewegung. Jüngere Männer von aufgewecktem, rührigen Wesen wurden von Schwartz für den Dienst am Worte zubereitet, die Gehülfen immer gründlicher darin eingeleitet. Schon 1772 hatte er acht solcher Mitarbeiter. „Gibt uns Gott geschickte Nationalarbeiter, so wird sein Werk in diesem Land fortgehen. Wo ich einen munteren, gottesfürchtigen Jüngling treffe, spare ich keine Kosten, ihn zu dem Werke brauchbar zu machen." Solche Wahrnehmungen und Bestrebungen trösteten ihn bei dem nun bereits merklichen Verfall des Missionsinteresses in der deutschen Heimat. — Manche schöne Frucht seiner Arbeit durfte er auch unter den europäischen Truppen erleben; so wenig schien ihm dieser Dienst unverträglich mit dem Missionsberuf, daß er vielmehr erst von der gründlichen Bekehrung der damals über die Maßen gottesvergessenen englischen Beamten und Soldaten eine neue Zeit für Indien erwartete. Ein Brahmane sprach es damals unverholen aus: „Die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind euer Geiz, Stolz und eure Wollust; ihr Europäer wollt nicht Etwas, sondern Alles haben." Wie nothwendig da ein Einfluß war, wie Schwartz ihn auf die Engländer übte, liegt auf der Hand. Derselbe stieg auch mit jedem Jahre, und an einigen der angesehensten Offiziere hatte er nicht nur innige Freunde, sondern auch eifrige Mitarbeiter.

Endlich wurde Schwartz durch die Ankunft des treuen Pohle, dem er die Fortführung der in Tirutschinapalli so segensreich begonnenen Arbeit überließ (1777), in den Stand gesetzt, nach Tandschaur überzusiedeln. Doch gab er darum die Missionsreisen nicht auf. Namentlich besuchte er noch 1778 die südlichste Provinz, Tirunelweli (Tinneweli), wo er in einem Sipâhi-Regiment über 50 Kirchenglieder traf und durch die Taufe einer Brahmanen-Wittwe Clarinda, den Grund zu einer ansäßigen Gemeinde in Pâleiancôtta legte. Mit wahrhaft divinatorischem Blick erkannte er in dieser Gegend das hoffnungsreichste Saatfeld des Evangeliums. Er hat es selbst noch 1785 einige Wochen lang bearbeitet und bis zum Ende nicht aus den Augen verloren. „Es hat das Ansehen, daß

da mehr Segen zu erwarten, als hier in Tandschaur," schrieb er im August 1790. Doch mußte er dieses Südland vorzugsweise durch andere Brüder, wie Jänicke, welcher 1791—92 ein Jahr dort zubrachte, und durch seine Katecheten bebauen lassen, deren tüchtigsten, Satjanâden, er im Dezember 1790 ordinirte. Ueber ihn bemerkt er: „Seinesgleichen habe ich unter den Eingebornen noch nicht getroffen. Ich bekenn es von Herzen: ich schätze ihn weit höher als mich." Dennoch täuscht er sich auch nicht über seine Unvollkommenheiten, noch in seinen letzten Jahren (April 1795) tadelte er diesen seinen geistlichen Sohn wegen Mangels an Demuth und schwächlicher Nachsicht gegen seine Kinder. Das Alter hat ihn nicht, wie einige seiner Vorgänger, blind gegen die Schwächen seiner liebsten Zöglinge gemacht.

Zunächst wurde nun (1. Oktober 1778) Tandschaur, was Trankebar bisher gewesen war, die Hauptstation der Tamil-Mission. Täglich war Schwartz hier von Besuchen umlagert und predigte Allen, Groß und Klein, das Wort vom Kreuz. Durch Uebung war ihm die Arbeit des Säens so lieb geworden wie das Ernten, und auch kleine Erfolge stimmten ihn zu großem Danke. Er schreibt z. B. (20. Februar 1775): „Hier und da hat man gar angenehme Proben von Redlichkeit zu spüren. Auf diese sehe ich mehr, als auf die bösen Exempel. In diesem Lande hat man gar viele Reizungen zu Unmuth und niedergeschlagenem Wesen. Daher man ganz besonders auf den Segen Gottes, scheine er uns auch so klein als ein Senfkorn, sehen und sich dadurch im lebendigen Glauben stärken muß." „Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen," sagte er noch auf seinem Sterbebett; ein beherzigenswerther Wink für jeden Missionar. Wer sich nicht beharrlich anstrengt, ein Optimist nach Schwartz's Art zu werden, wird nie viel erreichen.

Der Tag begann und endete mit Gebet und Gesang. Nachdem er sich mit den Katechisten erbaut und berathen hatte, entließ er sie zu ihrer Tagesarbeit, von welcher sie Abends ihm Rechenschaft ablegten. Zugänglich für alle Klassen, verkehrte er freimüthig und freundlich mit Jedermann. Wenn er auch den wiederwärtigsten und verwickelsten Geschäften sich im Nothfall unterzog, in Verhandlungen mit feindseligen Beamten den feinsten Takt entwickelte und die Sache der Waisen und Bedrückten unermüdlich verfocht, das Liebste blieb ihm immer, von seinem HErrn zu zeugen. („Wenn mir was

Verdrießliches zuſtößt, ſo gehe ich und katechiſire eine Stunde. Dies Geſchäft verſüßt mir alles Bittere. Mit Klagen muß ſich kein Miſſionar abgeben. Wir ſollen Zeugen unſeres HErrn ſein, nicht Bekehrer.“) Da die Gemeinde raſch zunahm, lag es ihm an, ſtatt des Saals, deſſen er ſich für den Anfang bediente, eine Kirche zu bauen. Damals aber bauten die Engländer in Indien eher Theater als Bethäuſer. Dennoch erbot ſich General Munro, als er ihm zum Verluſt ſeines bei der Belagerung von Pudutſcheri gefallenen Herzensfreundes Major Stevens kondolirte, hinfort deſſen Stelle zu vertreten und den Kirchbau bei der Madras-Regierung zu empfehlen.

Dort herrſchte damals der verächtliche Sir T. Rumbold. Die Korreſpondenz, welche ſich über Schwartz entſpann, führte auf den Gedanken, den geſchickten Miſſionar zu einer diplomatiſchen Miſſion bei Haider-Ali zu verwenden. Die Reiſe aber, die Schwartz bei dieſer Gelegenheit nach Madras unternahm, „war die angreifendſte“, die er je gethan; es waren die Bitten der Trankebar-Brüder, die ihn dazu vermochten, um dem Jammer, der durch Fabricius Schuldenlaſt entſtanden war, (ſ. S. 191) auf den Grund zu ſchauen und nach Kräften abzuhelfen. „Alle Unruhe, die Schwartz in Indien erfahren, kam dieſem ſchrecklichen Falle kaum gleich.“ Er ſelbſt und ſeine Freunde verloren auch ihr Geld durch dieſe Unüberlegtheit des alten Bruders. Nicht blos um dem Lande den Frieden zu erhalten, „auch um dem armen Herrn Fabricius durch Interceſſion behilflich zu ſein,“ nahm Schwartz den ehrenvollen und doch höchſt zweifelhaften Auftrag an, wozu er ſich durch ſeine Kenntniſſe der eingebornen Sprachen, ſeinen durchdringenden Scharfſinn und die edle Einfalt ſeines Auftretens, vor Allem durch ſeine allbekannte Unbeſtechlichkeit vorzüglich eignete. In Srirangapatnam (Auguſt 1779) traf er Hunderte von Europäern, darunter auch Deutſche unter einem Hauptman Buden, mit welchen er jeden Sonntag Gottesdienſt hielt. Auch eingeborne Chriſten ſeiner Gemeinde hatten ſich dahin verlaufen. Mit ihnen wie mit den Heiden und Muhammedanern ſprach er den ganzen Tag freimüthig von dem Einen Nothwendigen. In mehr als einer Unterredung mit dem gefürchteten Fürſten überzeugte er ſich von deſſen Bereitwilligkeit, Frieden zu halten, aber auch von ſeiner tiefen Einſicht in die Lage der Dinge und von ſeinem gerechten Argwohn gegen den Gouverneur von Madras. Die unabweis-

baren Geschenke, welche er in Folge dieser Reise erhielt, dienten ihm in den folgenden Kriegszeiten, wenigstens den Unterhalt seiner Schullehrer und Katecheten, wie der Waisen zu sichern.*)

Im Juni 1780 kündigten Rauchsäulen den sicheren Herren in Madras die Nähe von Haider's Armee an, welche ungehindert den Karnatik überschwemmte, die Dämme zerstörte und eine dreijährige Hungersnoth über das Land brachte. Es gelang Schwartz noch im letzten Augenblick, die Garnisonen am Kaweri mit den nöthigsten Vorräthen zu versehen, da sein Wort dem Landvolke mehr galt, als alle Versprechungen der Generale und Civilisten. Bald war das Land verödet, in den Straßen sah man nur noch unter den Todten und Sterbenden umherwandelnde Skelette. Schwartz hatte den Bruch vorausgesehen und so viel Reis gekauft, daß er täglich Hunderte von Menschen speisen konnte. Kein Wunder, wenn Viele dadurch zum Eintritt in die christliche Kirche bewogen wurden, so vorsichtig auch Schwartz in der Prüfung der Taufkandidaten war („Ich taufe keinen, ehe ich ihn zwei oder drei Monate unterrichtet habe.") Er selbst durfte auf Haiders ausdrücklichen Befehl unangefochten ab- und zugehen. Als aber nach dem Tode des alten Löwen sein Sohn Tipu den Krieg mit schwindendem Glück fortsetzte und sich zu Friedensverhandlungen herbeiließ, suchte die englische Regierung umsonst, Schwartz ihren Kommissären beizugesellen. Denn obgleich er den Vorschlag annahm und bis Satjamangalam vordrang, konnte er doch Tipu's Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise nicht erlangen. Damals war es, daß er einige Tage bei dem siegreichen Oberst Fullerton verlebte, in dessen Bericht an die Regierung das bekannte Zeugniß steht: „Die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit dieses tadel-

*) Als Miss. Gerike bald nach Tipu's Sturz den jungen Oberst Wellesley und die Regimentsschule im Palast zu Srirangapatnam besuchte (August 1802) labte er sich an den Gebeten und dem Lied: „Nun danket Alle Gott", wovon die Palastmauern wiederklangen. Da dachte er: „das ist wohl ehedem in diesem Hause nie geschehen, hier hat wohl Niemand zu Gott gebetet und Ihn gelobt, als Vater Schwartz, da er hier war. Der kam zu Haider in großen Angelegenheiten, als ein Privatmann, mit christlicher Einfalt und Aufrichtigkeit und mit der Freimüthigkeit, mit welcher er zu jedem Andern kam, that aber jeden Schritt mit Gebet zu Gott und Wachsamkeit über sich selbst und sagte ihm manches gute Wort, wurde auch von dem klugen Manne so behandelt, als wenn ihm auf einmal sein ganzer Charakter wäre offenbar worden."

losen Missionars haben den Charakter der Europäer (in Indien) gegen die Beschuldigungen allgemeiner Verschlechterung gerettet."

Endlich war auch dieser letzte der Kriege, welche die Existenz der Tamil-Mission in Zweifel stellten, durch den Frieden von Mangalur (März 1784) beendigt, und Schwartz machte sich alles Ernstes daran, die gewonnene Ruhe zu benützen. Das Land freilich war zur Einöde geworden, langsam kehrten die Entflohenen zurück. („Wenn von Fünfen Eins zurückkommt, ist es was Großes.") Die Regierung hatte weder Geld noch Kredit, daher die Regimenter schwierig wurden und Schwartz längere Zeit es für Pflicht hielt, den Gehalt seiner Garnisonspredigerstelle nicht zu beziehen. Oft sann er nach, was sich für die Verbesserung des Zustandes der Eingebornen thun lasse, warnte den indolenten König, und suchte die englischen Beamten für seine Plane zu begeistern. Besonders bemühte er sich, durch den befreundeten Residenten von Tandschaur, ein System von englischen Provinzialschulen einzuführen, zu deren Erhaltung die Großen des Landes eines oder mehrerer Dörfer anweisen sollten. Schwartz hoffte den besten Erfolg von einem gründlichen Unterricht in europäischer Wissenschaft, wenn er nur in christlichem Sinne gegeben werde. Ein unter den Umständen viel versprechender Anfang wurde auch in Rāmanādam und Siwaganga, später in Kumbakōnam und Tandschaur gemacht und vom Direktoren-Hof durch jährliche Beisteuer gefördet. Missionare versahen Inspektorendienste und bildeten die Schullehrer. Doch nach Schwartz's Tode schlief das Unternehmen wieder ein, da es bald an Männern mangelte, die ein Herz für die Sache gehabt hätten. Es sollte noch ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe in dieser Richtung weiter gewirkt wurde.

Als sich damals die Unfähigkeit des Radscha's so deutlich herausstellte, daß die Madras-Regierung sich genöthigt sah, die Verwaltung von Tandschaur ganz zu übernehmen (1789), wurde Schwartz Ehrenmitglied der damit beauftragten Kommmission. „Welch ein Glück für das Land," schrieb Resident Hubbleston an den Gouverneur, „ja und für die Kompagnie, wenn Herr Schwartz Alleinherr wäre und alle Maaßregeln durchführen dürfte, welche seine Weisheit und Güte ihm eingeben." Wir übergehen hier Schwartz's Wirksamkeit als Staatsmann, wovon sowohl die Archive der Kompagnie, als die dankbaren Erinnerungen des Volks zeugen; zu be-

merken ist aber, daß diese Thätigkeit ihn seiner Lebensaufgabe in keiner Weise entzog, und er von den schwierigsten Aufgaben der Finanzverwaltung, von tiefgreifenden Reformen des Justizwesens, mit immer frischer Lust zur Katechisation von Kindern, zu dem Unterricht der Taufkandidaten oder einem Besuch bei scheuen Halbwilden übergehen konnte. So lange ihn seine Missionspflicht in Anspruch nahm, mußten die angesehensten Hindu's und Muhammedaner warten, sie hörten ihm wohl auch bei solcher Gelegenheit stundenlang zu. („Nicht selten sitzen bei mir 15—20 Brahmanen und hören die Katechisation mit an", Januar 1791.) „Sein Garten, dessen schöne Bäume er mit Liebe pflegt, ist vom Morgen bis Abend angefüllt mit hohen und niedrigen Tamilern, deren Streitigkeiten er schlichten muß. Jeder liebt und schätzt ihn, Jeder fürchtet ihn auch."

Keiner der Missionare sah ihn scheel an über dieser Erhebung, alle fühlten sich vielmehr geehrt, wie überhaupt „Alle Schwartz mit Achtung, Liebe und Bewunderung nennen, seine Vorgesetzten wie seine Amtsbrüder, seine Schüler, seine Gemeinde, Deutsche und Dänen, Engländer und Tamiler, Hohe und Niedere, Christen und Heiden einmüthig sind, ihm zu huldigen" (Fenger).

Nur ein Umstand möge aus dieser politischen Thätigkeit des Missionars hervorgehoben werden, daß nämlich der Radscha für den zehnjährigen Neffen Serfudschi, den er sterbend adoptirte, keinen besseren Vormund wußte als Schwartz. Ihm übergab der Fürst in seiner letzten Krankheit das schutzlose Kind, nachdem er dazu den theuren Mann von seinem letzten Ausflug nach Trankebar hatte zurückrufen lassen (Januar 1787). Der Radscha stellte ihm den Knaben mit den Worten vor: „Dies ist nicht mein, sondern Euer Sohn." Schwartz antwortete: „Ich flehe, daß er ein Kind Gottes werde" (s. die Abbildung), worauf Tulasi Radscha die Hand des Kindes in seine legen wollte. Nur durch starkes Zureden des Missionars ließ er sich bewegen, diese Vormundschaft samt der Regentschaft seinem Halbbruder Amir Sing anzuvertrauen (1787). Zwei Tage darauf starb der arme König, erst 43jährig, an den Folgen seiner Ausschweifungen. Aus Rücksicht auf Schwartz unterblieb aber beim Regentenwechsel die sonst übliche Wittwenverbrennung. Da indessen die englische Regierung diesen ränkevollen Amir Sing bald als wirklichen Thronfolger anerkannte, sah sich Schwartz verpflichtet,

für das Wohl des von ihm nicht nur vernachläſſigten, ſondern zuletzt eingekerkerten jungen Prinzen zu ſorgen, und wurde auch von Madras aus zu ſeinem Vormund ernannt. Als ſolcher rettete er Serfudſchi's Leben (1793), lieferte den bündigen Beweis für ſein Anrecht auf den Thron, erzeigte ihm Vatertreue, und wurde nun auch von ſeinem Pflegbefohlenen, wie er als erklärter Thronfolger von Madras nach Tandſchaur zurückkehrte (1796), als Vater begrüßt und geehrt. Noch in ſpäteren Jahren erinnerte ſich der — übrigens unbekehrte — Fürſt mit Thränen der Ermahnungen ſeines Vaters Schwartz und wünſchte ſich ein Ende, wie ſeines war.

Auch im Alter gieng Schwartz's Arbeit rüſtig fort. Einen Epoche machenden Moment in ſeinem Leben bildete die Ordination des jungen Kohlhoff, den er ſeit ſiebenzehn Jahren als Sohn erzogen hatte. Alle Miſſionare hatten ſich dazu in Trankebar verſammelt und zugleich das Amts-Jubiläum ihres Seniors, des greiſen Kohlhoff gefeiert (23. Januar 1787). Schwartz ſelbſt vergoß Thränen, als er dem Jüngling die Hände auflegte. Er hielt die Ordinationspredigt über die Worte: „So ſei nun ſtark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Chriſto Jeſu iſt.“ „Was ich an dieſem, dem ergreifendſten Tage meines Lebens empfunden habe, iſt nicht zu beſchreiben.“ Er mochte fühlen, daß ſein Tagewerk ſo ziemlich vollbracht ſei und der vorherrſchende Zeitgeiſt wenig Ausſicht auf tüchtige Arbeiter aus der deutſchen Heimat geſtatte. Mußte er doch ſelbſt noch Nachfolger erleben, welche die Verſöhnung durch Chriſtum läugneten und höchſtens die Sittenlehre der Hindu's durchs Evangelium zu vervollſtändigen ſuchten! „Ach,“ konnte er ausrufen, „der treuen Arbeiter ſind in der That wenige. Der HErr der Ernte ſchenke uns doch ſolche! Er bewahre dies Werk vor dem Geſchlecht, welches die Gottheit Chriſti und ſein Verſöhnopfer läugnet.“

In ſeinen letzten Jahren freute er ſich noch einer Lebensregung in den von ihm oft beſuchten Dörfern der Kaller, welche ſich von ihrem angeerbten und privilegirten Diebsgewerbe entwöhnen ließen und chriſtlichen Unterricht begehrten, ſich aber dadurch andauernde Verfolgungen von ihren Stammesgenoſſen zuzogen, welchen Schwartz nur Gebet und ſanftmüthige Vorſtellungen entgegenſtellte, bis die Feinde durch die Geduld der Bekehrten entwaffnet wurden.

Damals gab ihm auch eine Parlamentsverhandlung, in der zwar ſein Name gebührend geehrt, dagegen ſeine Arbeit verhöhnt

wurde, Gelegenheit zu einer ebenso bescheidenen als schlagenden Vertheidigung der Missionssache, woraus klar erhellte, wie sehr das Land durch die Ausbreitung des wahren Christenthums gewinnen müßte, und wie wünschenswerth daher eine Reformation unter den Europäern wäre, die es regierten. Dabei war er bis zum Ende bemüht, dem armen Volk zu helfen, bald durch Inoculation der Pocken, bald durch Einführung des Seidenbaues, um den Jungen und Betagten einen leichten Verdienst zuzuwenden, oder indem er dem Betteln der Wittwen durch Spinneinrichtungen steuern wollte. Noch im 71. Jahre mühte er sich ab, einem jungen Missionar zur Erlernung der Tamil-Sprache zu verhelfen, „aber alle Arbeit war fruchtlos." Täglich besuchte er die in der Nähe angelegten Christendörfer, unterrichtete vier Stunden lang die Kleinen und fragte nach dem Fleiß der Erwachsenen im täglichen Berufe. Als er sein 71. Jahr antrat, konnte er schreiben, wie erquickend ihm diese Arbeit sei. „Rühme die Welt, soviel sie wolle; mein Ruhm ist der HErr, von dem allein meine Seligkeit kommt."

Als das Gedächtniß schwand, flossen doch Herz und Mund noch immer über von der Herrlichkeit Jesu Christi. Dem Prinzen, welchem eben die Erhebung auf den Thron seiner Väter bevorstand, gab er noch die letzten Ermahnungen und wünschte ihm mit zum Himmel erhobenen Händen den beseligenden Glauben an Jesum. Dann war er der Welt abgestorben, konnte aber das Lehren bis in die letzten Tage nicht lassen. „Missionar zu sein, sei eben doch der seligste Dienst, mit keinem auf der Welt zu vergleichen — seine Meditation sei jetzt der Tod Jesu und wie er ihm ähnlich werden möge. — Die ganze Welt sei eine Maske, er aber sehne sich, in der Sache selbst zu sein." Der Besuch des theuren Gerike war ihm noch eine letzte Erquickung; er ließ durch ihn die Brüder grüßen und ihnen sagen, „sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen". Als man ihn fragte, ob er noch eine weitere Ausbreitung von Gottes Reich in Indien hoffe, antwortete er: „Ja, aber es wird durch Leiden und Trübsale gehen." Selig wie ein Kind entschlief er (13. Februar 1798) unter den Gebeten der Brüder und den Gesängen der treuen Nationalgehilfen, in die er selbst noch mit eingestimmt hatte.

Ein marmornes Denkmal, das Serfudschi ihm errichtete, bezeichnet seinen Ruheort in der Kirche von Tandschaur. Ein bleiben-

beres Denkmal sind die Gemeinden, die er hinterließ, wovon allein die zu Tandschaur gehörigen bei seinem Tode 3000 Seelen zählten. Besorgt für ihre Erhaltung hatte er in den letzten Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches er der Mission vermachte. Aber wenn sich auch manche seiner Anstalten mittelst der Zinsen im Gang erhielten, seinen Geist konnte der alte Vater nicht vererben. Seine Mission war denn doch mehr eine Erweiterung als Entwicklung der trankebarischen. Für die Erziehung der jungen Gemeinden zur Mannesreife, für die Heranbildung tüchtiger Nationalprediger, wie für so manches andere Bedürfniß reichte der einzige Mann einmal nicht aus.

Namentlich bleibt zu bedauern, daß Schwartz für die dauernde Beseitigung des verderblichen Kastenunterschieds so wenig gethan hat, daß er von der heutigen Tradition retrograder Tandschaur-Christen als dessen eifriger Beschützer und Kämpe gefeiert werden kann. Damit geschieht ihm offenbares Unrecht. Schwartz wollte „allen unnöthigen Zwang vermeiden", und ließ daher die Trennung der Sudra- und Pareia-Christen in der Kirche und den Vortritt der ersteren beim Abendmahl fortbestehen, obwohl er nicht, wie in Trankebar allmählich Sitte geworden war, zwei Kelche für die beiden Klassen gebrauchte. Wie scharf man auch über junge Missionare urtheilen mag, die wie Pohle 1777 in Trankebar die älteren „zu furchtsam und unentschlüssig" fanden, das steht doch fest, daß es eben diesem Neuling bald nach seinem Eintritt in die Tirutschinapalli-Station (September 1779) gelang, solchen Mißbräuchen strenger entgegenzuarbeiten und die Streitlustigen zu beschämen. Uebrigens milderte auch Schwartz's gewaltige Persönlichkeit die Vorurtheile in der Art, daß wohl zuweilen ein Pareia-Christ wagen durfte, dem Sudra beim Abendmahlsgenuß voranzugehen. Noch in jüngeren Jahren flehte er: „O daß doch der Geist Christi solche Verbindung der Seelen in der Gemeinde hervorbringen möchte, mit zusammengesetzten Kräften dem Himmelreich Gewalt anzuthun!" und er durfte in mehrfacher Weise erfahren, daß sein Gebet und Streben nicht umsonst war. Er konnte (Januar 1791) schreiben: „Was die hohen und niedern Geschlechter betrifft, so hat Gott gnädig geholfen, daß fast kein Unterschied, weder in der Kirche, noch beim Abendmahl bemerkt wird. Mit liebreichem und ernstlichem Ermahnen haben wir beständig angehalten und alle Zwangsmittel sorgfältig vermieden.

Herr Jänicke wunderte sich, daß hohe und niedrige Geschlechter bei des HErrn Tafel so niederknieen, daß sie sich anrühren und aus einem Kelche trinken." Bedauerlich bleibt aber doch, daß Schwartz sich nicht getraute, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen. Sicherlich hätte er mit Pohle die Erfahrung gemacht, „wenn man gerade hindurchgeht, so stößt man wohl hier und da hart auf, aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon unter göttlichem Beistande", — und den künftigen Geschlechtern wären schwere Kämpfe erspart worden.

Als ein anderer Mangel dürfte bezeichnet werden, daß Schwartz, im vorherrschenden Gefühl von der Schwäche der Neubekehrten, der Hoffnung und dem Abzielen auf eine unabhängige, selbständige Fortdauer der jungen Tamilkirche zu wenig Raum gab. Den einen Satjanaden etwa ausgenommen, entwuchsen die Nationalarbeiter nie der Bevormundung des Missionars. Für schwere Sünden sollen sie wie von andern Missionaren, so auch von Schwartz, der freilich ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestritt, und sie als seine Diener ansehen konnte, eigenhändig gezüchtigt worden sein; entlassen wurden sie nur im höchsten Nothfall. Sowohl ihnen als den Gemeinden scheint Schwartz nach seinem väterlichen Sinne zu wenig zugemuthet und darum auch zu wenig zugetraut zu haben, während er selbst seine Kinder an allen Enden zu heben und zu tragen bemüht war.

Mit diesen Aussetzungen ist nur besagt, daß er nicht vollkommen war. Als seinen Grundcharakter möchten wir bezeichnen die ungeheucheltste Demuth auf Grund strenger Selbstprüfung, neben dem seligsten Ausruhen am Herzen seines HErrn. Beständig bittet er um Herzensdemuth und Lauterkeit, und ist dabei unermüdlich in seines HErrn Dienst wie in Seinem Lob. Wie er schon frühe Gott lobte, daß „obwohl manchmal der Athem kurz geworden sei, er doch nie zu ungeduldigem Klagen sei gebracht worden", so konnte er noch am Ende sagen: „Unsere Nöthen sind groß und mannigfaltig, sich aber dabei aufzuhalten, ist sündlich. Gott hat manche Hindernisse in diesen 40 Jahren meiner Pilgerschaft in diesem Lande weggeschafft; Er wird auch ferner bei uns sein." Der Eindruck, den diese „Munterkeit" auf die Heiden machte, war gewaltig. Viele bekannten, daß Schwartz sie davon überzeugt habe, daß ein rechter Christ der glücklichste Mensch sei. Missionsgesellschaften können wohl gelehrte Arbeiter für ihren Dienst finden, vielleicht vermögen sie

auch noch, ſich ihrer Bekehrung zu verſichern; das Geheimniß aber, wie ausdauernde, beharrlich wachſende Miſſionare zu gewinnen wären, ruht noch bei dem, der die Sterne in ſeiner Rechten hält. Er ſei denn geprieſen für dieſe unausſprechliche Gabe an ein armes, umnachtetes Volk!

(Fortſetzung folgt.)

# Die Lappen und die lappiſche Miſſion.

(Schluß.)

## 3. Die ſchwediſchen Lappen.

Die ſchwediſche Kirche nahm ſich zur Zeit des Papismus der Lappen nicht mit viel größerem Eifer als die norwegiſche Kirche an. Der Erſte, von dem man weiß, daß er den Lappen gepredigt hat, iſt Adelward der Aeltere, Biſchof der Göten (etwa 1060); vom h. Ansgar bleibt das ſehr zweifelhaft, obgleich ſie in dem Briefe, womit ihn Ludwig der Fromme 834 zum Erzbiſchof von Hamburg einſetzte, (als Schrittfinnen) erwähnt werden. Die Lappen im ſüdlichen Schweden (Finvaden) wurden nach und nach bekehrt; als ihr erſter eigentlicher Miſſionar wird der als Miſſionsbiſchof nach Helſingeland geſchickte Stefanus genannt. Nachdem auch die Lappen im hohen Norden endlich von Schweden unterjocht (c. 1285) und dadurch in chriſtliche Berührungen gebracht waren, wurden ihrer immer mehrere, zum Wenigſten äußerlich, bekehrt, wenngleich die Habſucht der Schweden zugeſtandenermaßen den Fortſchritt des Chriſtenthums bedeutend hemmte. Von den „Birkarle", denen der Alleinhandel in jenen Strecken zukam, ſollen viele die Lappen am Chriſtwerden verhindert haben, um ihnen wegen ihres Heidenthumes deſto größere Abgaben auferlegen zu können. Biedere Erzbiſchöfe von Upſala, zu welchem Stift das ganze nördliche Schweden gehörte, nahmen ſich jedoch der Bekehrung der Lappen ſehr an, dehnten ihre Viſitationen bis auf jene nördlichen Gegenden aus, und tauften Viele. Man hat auch Beiſpiele von Lappen, die nicht bloße Namenchriſten waren. Als ein ſolches möge die Lappin Margaretha erwähnt werden,

die von einem brennenden Eifer für das Heil ihrer Landsleute beseelt, 1389 in Malmö bei der Königin Margaretha, einer Freundin der h. Brigitta, sich einfand, um ihr und dem Erzbischof die Bitte vorzulegen, daß Etwas für die Lappen gethan werden möge. Diese beide fertigten ihr nun ein Empfehlungsschreiben an ihre heidnischen Landsleute aus, in welchem sie zur Annahme des christlichen Glaubens aufgefordert wurden, sandten sie aber zuerst nach Upsala, mit einer schriftlichen Ermahnung an den dortigen Erzbischof, er möge sich doch der Bekehrung der Lappen annehmen. Welchen Erfolg diese Bemühungen hatten, weiß man nicht; aber noch zwanzig Jahre später finden wir die Margaretha im Verkehr mit dem Abte Steen zu Munkalif bei Bergen, gleichfalls einem Freund der Brigittinen, der wiederum den damaligen Erzbischof von Upsala um Hilfe für die Lappen angehen mußte. 1419 stellte König Erik einem Herrn Torsten, welcher als Missionar nach Lappland gehen wollte, ein Empfehlungsschreiben aus. Später wird Johannes Magnus, der, nachdem er der Reformation wegen Schweden verlassen hatte, 1533 vom Pabste zum Erzbischof von Upsala ernannt wurde und 1544 in Rom starb, als eifriger Missionsfreund erwähnt, wohingegen sein Zeitgenosse, der Bischof Brask zu Linköping, ein großer Feind der Reformation, den Eifer der Wadstena-Mönche für die Bekehrung der Lappen geradezu mißbilligte. Von diesem Brigittinenkloster (Wadstena) war 1525 auf Befehl Gustav Wasa's ein Mönch nach Lappland gezogen, dem im nächsten Jahre ein anderer, Bengt, nachfolgte. Etwas später machte der König der Tyrannei der Birkarle ein Ende, ordnete die weltlichen Verhältnisse Lapplands und befahl den Lappen, sich des Winters an gewissen Stellen zu versammeln, um ihre Abgaben zu entrichten, bei welcher Gelegenheit dann Prediger anwesend sein sollten, um die Kinder zu taufen und zu unterrichten. Auch wurden Pastoren für die Lappen angestellt, als deren Erster ein Herr Michael erscheint 1559. Sie hatten aber keine feste Wohnung daselbst, ja, durften sogar nur ein Mal des Jahres hinaufziehen, damit sie nicht — die Felle aufkauften und den Handel beeinträchtigten!

Unter den drei folgenden Königen geschah fast Nichts für die Mission. Erst Gustav's jüngster Sohn, Karl IX, trat in die Fußstapfen seines Vaters. Er drohete den Birkarlen, welche ein ärgerliches Leben führten, mit harten Strafen, erbauete fünf Kirchen in Lappland und stiftete eine Schule, sandte auch Prediger hinauf und

ließ ihnen Pfarrhöfe errichten; aber immer aufs Neue mußte er den Geistlichen streng einschärfen, oben im Lande und nicht an der Küste zu wohnen. Gustav Adolf trat dann in die Fußstapfen des Vaters. Da es sich erwiesen hatte, daß die Lappen, welche nach Upsala kamen, um Theologie zu studiren, das Klima und die veränderte Lebensweise nicht ertragen konnten, andere aber sich durch die Angewöhnung an südliche Sitte ihren Landsleuten entfremdeten, befahl er, daß sie statt dessen nach der nächsten Schule, in Piteå, gesandt werden sollten, deren Rektor beauftragt wurde, Bücher in lappischer Sprache herauszugeben, was auch geschah.*) Um die Lappen zu vermögen, daß sie ihre Kinder dorthin schickten, wies er Gelder zu ihrem Unterhalte während des Schulbesuchs an. Das Segensreiche dieser Veranstaltung zeigte sich bald, und Berichte aus damaliger Zeit erzählen, daß der größte Theil der Lappen ihrer Zauberei entsagte und das Wort mit Freuden annahm. Noch von Deutschland aus trug Gustav Adolf Sorge für die Lappen. Ein Erlaß von Stettin 1631 verordnete, daß ihnen eine Schule droben bei Lyckſele angelegt werden solle, die er dann reichlich dotirte, wie sie auch von Privatleuten mit Gaben bedacht wurde. Aus einem Berichte von 1634 sieht man, daß die Schule blühte; schon waren drei Lappen Prediger geworden, und zwar tüchtige und eifrige Prediger. Unter der Königin Christine (1632—54) wurden die christlichen Bestrebungen fortgesetzt, Pfarrhöfe und Kirchen wurden erbaut, auch treffliche Prediger, wie Joh. Tornäus, angestellt, und lappische Bücher herausgegeben. Im Ganzen waren es fünf Prediger und elf Kirchen, aber nur eine Schule; auch wird geklagt, daß die Schüler später oft vergaßen, was sie gelernt hatten.

Unter den folgenden Königen wurde das Missionswerk zwar äußerlich erhalten, ja erweitert, allein es siechte doch im Grunde dahin, indem die damaligen Prediger, besonders die von lappischer Herkunft, nicht die besten gewesen zu sein scheinen. Dieses Siechthum steht mit dem Rückschritt des Glaubenslebens im ganzen Reiche, mit den steten Kriegen und der daraus fließenden Verarmung des Landes in Verbindung. Als bessere Tage zurückkehrten, fieng die Regierung aufs Neue sich für das Missionswerk zu interessiren an. 1723 wurde

*) Das erste lappische Buch wurde 1619 in Stockholm gedruckt; es ist der Katechismus mit einigen Gebeten und Liedern von N. Andreä.

eine Verordnung erlassen, wornach sieben neue Schulen angelegt, mehrere Kirchen erbaut, tüchtige Lehrer angestellt, lappische Lehrbücher herausgegeben werden sollten; auch durfte den Lappen kein Branntwein mehr verkauft werden. Ueber Zwangsmaßregeln war man aber noch nicht hinausgekommen; im selbigen Jahre wurde auf dem Reichstage festgestellt, daß diejenigen herumreisenden Lappen, welche kein Predigerzeugniß vorweisen könnten, daß sie irgend einer Gemeinde angehörten, verhaftet und zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden sollten, bis sie den ernstlichen Vorsatz faßten, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Fortwährend nahm die Regierung sich der lappischen Mission eifrig an; es wurden z. B. mehrere Kollekten durchs ganze Reich angeordnet, ja sogar eine Steuer zum Vortheile der Mission ausgeschrieben, durch welche schon 1741 über 330,000 Thl. eingesammelt worden waren. Nach und nach wurden die meisten der im Jahr 1723 beschlossenen Schulen und Kirchen angelegt, auch neue Pastorate errichtet, so daß man im Jahr 1744 zehn Pastorate und sechs Schulen zählte. Niemand sollte hinfort Prediger in Lappland werden, der nicht Lappisch könne; auch wird von einem der Bischöfe erzählt, daß er bei einer Visitation seine Predigt übersetzen ließ und sie zur großen Freude der Lappen in ihrer Sprache vortrug. Von den rechtschaffenen Predigern jener Zeit verdient vor Allen Pehr Högström (1741—48, gestorben 1784) Erwähnung, welcher nicht nur überhaupt nachhaltig wirkte, sondern auch eine Beschreibung der Lappmarken verfaßte, noch jetzt ein Hauptwerk für die Geschichte der schwedischen Lappen und ihrer Mission. Ein anderer ausgezeichneter Prediger war der Propst Pehr Fjellström in Lyckfele (1719—64), von schwedischen Eltern in Lappland geboren. In die gleiche Zeit mit der Neubelebung der schwedischen Mission fielen die Bestrebungen von Westens in Finmarken, deren Wirkungen auch unter den schwedischen Lappen sich bemerkbar machten.

Allein hier wie dort gieng es gegen das Ende des Jahrhunderts zurück. Gustav III, von französischem Unglauben angesteckt und Fürsprecher der Branntweinbrennereien, beschränkte 1773 die Anzahl der Schulkinder in Lyckfale; das hiedurch ersparte Geld sollte zum Vortheil der neuen Ansiedler verwendet werden; das Christenthum, hieß es, könne doch unter den Lappen keinen Eingang finden, wenn sie nicht feste Wohnungen bezögen. Die dortigen Prediger werden zusehends schlechter, und Alles geräth in Verfall. Noch im Jahr

1820 wurden vier der sieben Lappenschulen aufgehoben, während man freilich auch zwei Missionare mit einem Gehalt von fünfundzwanzig Tonnen Korn, und acht Katecheten, bezahlt mit acht Tonnen Korn, anstellte. Der Missionar sollte stets umherreisen und die geistigen Interessen der Lappen wahren, auch gemeinschaftlich mit den Katecheten Aufsicht über sie führen. In ähnlicher Weise sollten die Katecheten ihre Kreise bereisen, die denn doch so groß waren, daß sie, wenn auch rastlos auf dem Marsche, nur eine oder zwei Wochen am gleichen Orte bleiben konnten. Dies Alles sollte um einen so geringen Lohn gethan werden, daß nicht einmal ein Unverheiratheter davon leben konnte. Man kann sich den Erfolg solcher Zumuthungen denken: Selbst tüchtige Katecheten konnten nicht viel ausrichten, und die meisten waren gleichgiltig und dem Trunke ergeben. Klagen über die unsinnige Einrichtung wurden an die Regierung eingereicht und zu den Akten gelegt. Mit dem Christenthum der Lappen war es sichtlich zurück gegangen. Getauft zwar waren alle, allein Aberglauben und Wahrsagerei hatten nicht aufgehört; Rennthierdiebstahl und besonders Trunksucht nahmen überhand, Laster, zu denen auch die Neusiedler und Kaufleute stets verlockten.

Unter solchen Umständen war es erfreulich, daß endlich die Privatwohlthätigkeit anfieng sich der Lappen anzunehmen. 1835 wurde die schwedische Missionsgesellschaft gegründet; sie erhielt bald von einem Hilfsverein in London eine Gabe „für einen jungen Laien, der zu den Lappen hinaufzuziehen Lust habe". Und ein solcher bot sich gerade zur selbigen Zeit dar. 1833 hatte ein junger Malergesell Tellström sich an den Wesleyanischen Prediger Scott in Stockholm gewendet und ihm eröffnet, wie er damit umgehe, zu den Lappen hinauf zu reisen und sich ihrer geistlichen Pflege zu widmen. Da nun Scott von Freunden in England eine bedeutende Geldsumme für solche Missionsversuche erhalten hatte, erkannte er hierin den Finger des Herrn. Doch verbarg er dem Jüngling nicht, welche Schwierigkeiten seiner harrten; allein dieser war bereit, Alles um des Herrn willen aufzugeben. Er wandte sich 1835 an die neue Missionsgesellschaft; diese erhielt auf die Anfrage bei dem Bischofe den günstigen Bescheid, daß ein Prediger in Lappland kürzlich gerade ein solches Anerbieten, wie das vorliegende, ausdrücklich gewünscht habe, worauf dann 1836 Tellström als Katechet nach Lappland abgesandt wurde. Er hat dort bis zu seinem Tode 1862 eifrig und im Segen gewirkt.

Mehrere andere Katecheten wurden ihm nachgeschickt, und da sich doch herausstellte, daß durch bloßes Herumreisen sich nur wenig ausrichten ließ, so legte die Missionsgesellschaft 1839 drei Schulen im Lande an. Die Lappen, welche die Katecheten zuerst mit großem Mißtrauen empfangen hatten, kamen bald zur Erkenntniß ihrer guten Absichten; und der Nutzen, den ihre Kinder vom Schulbesuch hatten, ward auch ihnen augenfällig. Gegenwärtig nun bestehen acht Schulen der schwedischen Missionsgesellschaft mit 127 lappischen (und 44 schwedischen) Kindern, und im Ganzen waren bis Ausgang des Jahres 1864 in den Schulen 1219 lappische Kinder unterrichtet worden, außer den schwedischen Kindern, für welche die Missionsgesellschaft sieben Sonntagsschulen unterhält. Der Segen, welcher diese Wirksamkeit der schwedischen Missionsgesellschaft begleitet, ist unverkennbar; viele Lappen sind dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht worden, und das dadurch geweckte geistliche Interesse hat auch auf die Schulen und Prediger des Staates anregend und fördernd zurückgewirkt.

Außer jenen Schulen entstanden zuletzt 1865 zwei Rettungsanstalten durch die treuen Bemühungen des Lappenmädchens Marie Magdalena Madsbotter, welche zu Fuße 200 Meilen weit nach Stockholm wanderte, um dem König ihre Bitten für ihre Landsleute ans Herz zu legen. Sie bestanden einmal in den genannten Asylschulen; dann aber wünschte sie auch einen Befehl auszuwirken, daß die Neusiedler ihre Felder umzäumen sollten, damit die Lappen hinfort keiner Strafe unterliegen möchten, wenn ihre Rennthiere in fremde Felder eindrängen. Am 3. März 1864 macht sie ihre Erscheinung in Stockholm; auf der Straße begegnet ihr eine christliche Frau, welche sie anredet, nach dem Zwecke ihrer Reise fragt, und als sie denselben erfährt, ihr sagt: „Das ist wohlgerathen; Gott hat Ihre Bitte erhört, noch ehe sie kamen.“ — „Wie so?“ fragt Marie. „Eine Kollekte wurde gestern Abend für Lappland veranstaltet, und ich werde Sie zu dem Prediger führen, welcher sie veranstaltet hat.“

Es war der französisch-reformirte Prediger Röhrich. In einer Predigt am 31. Januar hatte er zur Stiftung eines Groschen-Vereins für die lappische Mission aufgefordert. Nachdem er vier Missionsvorträge gehalten, veranstaltete er am 2. März die Kollekte; den folgenden Tag kam Marie nach Stockholm. Ueberall, bei dem

Könige, der Missionsgesellschaft und christlichen Freunden fand sie großes Entgegenkommen und kehrte mit Freuden wieder in ihre kalte Heimat zurück. Zwei Asylschulen sind bereits errichtet, unter der Leitung der schwedischen Missionsgesellschaft, und mehrere werden sicherlich noch erstehen.

Die Staats-Mission erfuhr endlich 1846 eine zeitgemäße Umwandlung. Nach der neuen Ordnung bleiben künftig vier Schulen; in den Kirchspielen, welche keine Schule besitzen, sollen die Kinder den Bauern in die Kost gegeben werden. Der Schullehrer, welcher auch ordinirt sein soll, muß Lappisch verstehen und allen Schulunterricht in seinem Distrikte beaufsichtigen. Wo in einer Gemeinde sowohl Schweden als Lappen wohnen, soll der Gottesdienst in beiden Sprachen gehalten werden. Zwei Visitatoren, welche Lappisch verstehen müssen, führen die Aufsicht über alle lappische Gemeinden und Schulen. Indessen erschweren die ungeheuren Pastorate der Mission der Staatskirche ihre Aufgabe in ungemeinem Grade. Von den fünfzehn Predigern Lapplands haben nur zwei weniger als 1000 Seelen in ihren Gemeinden, acht haben deren über 2000; und diese dann wie weit zerstreut! Unter den Predigern der Neuzeit ragt hervor der Propst L. L. Lostadius in Karesuando. Er war früher ein Mann gewesen wie so viele schwedische Theologen, heiter und gesellig, dabei ein großer Botaniker. Da erfuhr er plötzlich eine gründliche Umwandlung. Ein Lappenmädchen, welches zur Erkenntniß ihrer Sünde, aber noch nicht der Gnade, gekommen war, die daher stets am Abwaschen ihres Sündenschmutzes arbeitete, nebenher aber gegen alle Welt mit Bitterkeit erfüllt war, besuchte 1844 jeden Sonntag die Kirche; nach dem Schluß folgte sie unablässig dem Prediger auf seinem Heimweg nach und gab ihm eine Lektion um die andere über seinen geistlichen Tod, seine leblose Predigt. Es waren harte Reden, die den Prediger natürlich erzürnten, daher er ihr die Anmaßung, ihn lehren zu wollen, streng verwies. Endlich aber erwachte sein Gewissen, er kam zur Erkenntniß der Sündhaftigkeit seines Herzens, und predigte nun einige Jahre hindurch aufs Strengste das Gesetz, womit er sich selbst und Andere zur Hölle verurtheilte. Das süße Evangelium war ihm noch immer nicht aufgegangen. Endlich aber, auf einer Reise in Norwegen, traf er ein Lappenmädchen Marie, welche dortselbst das Evangelium hatte verkünden hören; und über den Unterredungen mit ihr fieng es an

in seiner Seele zu dämmern, worauf seine Predigten mehr evangelisch wurden. Doch erst 1849, als er nach Pajale versetzt worden war, wurden seine Augen völlig geöffnet für die Gnade Gottes in Christo. Eine mächtige Bewegung ist sicherlich aus seiner Predigt hervorgegangen; sie hatte, wie man sich leicht denken kann, anfangs einen sehr gesetzlichen Charakter. Mit Gewalt wollte man die Leute bekehren, und konnte sie doch nur in die Knechtschaft des Gesetzes bringen; allein nach und nach machte sich eine mehr evangelische Richtung geltend, und es kam nie zu solchen Ausschreitungen wie in Norwegen.

---

## 4. Die finnischen Lappen.

Aus Finnland verlautet nichts von irgend einer Mission vor der Reformation, waren doch die Finnen selbst sehr spät (um 1300) zum Christenthum bekehrt worden, und die Lappen, von den Finnen fortwährend nach Norden gedrängt, spürten wenig Neigung, sich von ihnen eine neue Religion schenken zu lassen. Es war auch erst unter der Königin Christine, daß eine eigentliche Missionsarbeit unter den Lappen begann, obgleich etwas früher etliche Anläufe dazu gemacht worden waren. Zu ihrer Zeit, wird uns überliefert, wanderten die Lappen in ihrer heidnischen Finsterniß als irrende Schafe umher, trieben Zauberei und allerlei Aberglauben, beteten steinerne und hölzerne Götzen an, ja opferten ihnen sogar ihre eigenen Kinder. 1648 legte die Regierung zwei Kirchen in Enare und Kemiträsk an, und zwei Prediger, Mansveti und Lappodius, wurden dort angestellt, die mit großem Eifer sich der Unwissenden annahmen, sie (in finnischer Sprache!) unterrichteten, zu ihren entferntesten Wohnungen umherzogen und Götzenbilder und Zaubertrommeln zerschlugen. Zu gewissen Zeiten des Jahres beriefen sie die Leute zusammen, um sie im Christenthum zu unterrichten und zu katechisiren. Im Allgemeinen jedoch herrschte besonders in den nördlichen Gegenden große Finsterniß, als Tuberus 1670 in den Lappmarken Prediger wurde. Er erzählt in einer kleinen Schrift allerhand Interessantes von dem großen Widerstande, den ihm die Lappen entgegensetzten; weil er aber mit großer Ausdauer fortfuhr, theilweise unter Anwendung ziemlich äußerlicher Mittel, die Abgötterei und den Aberglauben zu bekämpfen, gelang ihm doch Manches. Auf ihn folgten leider meist

mittelmäßige Prediger; die eifrigen aber konnten die beschwerliche Arbeit nur wenige Jahre aushalten. Immerhin waren ihre Bestrebungen nicht vergebens; um 1750 scheint die christliche Erkenntniß und geistliches Leben stetig zuzunehmen. Was den Fortschritt aufhielt, war hauptsächlich die Bemühung einiger Prediger, den Lappen die, allerdings verwandte, finnische Sprache aufzuzwingen, in welchem Sinne auch von der kirchlichen Obrigkeit, noch 1760, wiederholte Befehle erlassen wurden; wo sie befolgt wurden, zeigte sich in der Regel nur zu bald ein stetiger Rückschritt, während auch der Branntwein hier wie anderswo zum Verfalle des religiösen Lebens beitrug. Durch das Aufführen von Kirchen und Pfarrhöfen konnten natürlich solche Mißgriffe nicht gut gemacht werden, wenn gleich anerkannt werden muß, daß in dieser Hinsicht die Regierung schöne Vorkehrungen traf, mit welchen auch fortgefahren wird, seit Finnland russisch geworden ist.

Die Zahl der finnischen Lappen beträgt nur 1000; die Regierung widmet übrigens ihrer geistigen Pflege große Aufmerksamkeit. Es bestehen drei eigentliche Lappenkirchspiele: Utsjoki, Enare und Enontekis, von denen jedoch nur ersteres als ausschließlich lappisch betrachtet werden kann. Dort residirt ein Prediger, in jedem der beiden andern ein Kaplan; die beiden ersteren Kirchspiele haben ihre festen Schullehrer. Alle diese Bedienstete müssen des Lappischen mächtig sein. Auch außer den Kirchen wird dann und wann auf verschiedenen Außenstationen Gottesdienst gehalten. In Utsjoki wird der Prediger des Sommers von seiner ganzen Gemeinde, von welcher die meisten nach Norwegen ziehen, verlassen, und wohnt dann mehrere Monate ganz allein zwischen öden Gebirgen, wenn er es nämlich ertragen kann, dort zurückzubleiben. Eine 80jährige Erfahrung hat erwiesen, daß kein Prediger, selbst mit der kräftigsten Gesundheit, länger als sechs Jahre dort zu wirken vermag.

Was den christlichen Standpunkt der Gemeinden betrifft, so werden die Enare-Lappen wegen ihrer christlichen Erkenntniß, ihrer Andacht, Redlichkeit und Mäßigkeit durchgängig gelobt, während die Utsjoki-Lappen etwas niedriger stehen, gewiß zum Theil darum, weil sie viele Jahre hindurch nur finnischen Unterricht genossen haben.

## 5. Die russischen Lappen.

Die Einwohner des eigentlichen russischen Lapplands scheinen bis zur Reformation von dem Christenthum so gut wie unberührt geblieben zu sein. Zwar beschreibt ein Mönch Lazarus um die Mitte des 12. Jahrhunderts sie als ein noch wildes Volk, das doch schon wünsche, mit dem Christenthum bekannter zu werden; ob aber Etwas für ihre Bekehrung gethan wurde, wird nicht gemeldet. Wahrscheinlich wurden nur diejenigen Lappen, welche unter Russen wohnend sich zur Russificirung bequemten, auch getauft, die Hauptmasse dagegen, welche sich nach Norden zurückzog, blieb heidnisch. 1526 kamen Lappen nach Moskau und baten den Großfürsten Waßilij Iwanowitsch um Prediger. Auf sein Gebot sandte dann der Erzbischof Makarij von Nowgorod einen Prediger und einen Diakon hinauf, welche Viele tauften nnd eine Kirche erbauten. Von den östlichern und nördlichern Lappen liefen darauf 1532 weitere Bitten um Prediger ein; auch ihnen sandte Makarij einen Prediger mit einem Diakon, welche zwei Kirchen erbauten und Lappen nördlich von Swjatoinos tauften.

Die Bekehrung des Völkchens wurde indessen auch vom Solowetzkoi Kloster am Weißen Meere betrieben, aus welchem der Archimandrit Feodorit 1527 zu den „wilden Lappen" zog, seine Wohnung in einem einsamen Walde aufschlug und zwanzig Jahre als Einsiedler unter ihnen wohnte, worauf er sich vom Erzbischof Makarij in Nowgorod zum Prediger weihen ließ. Er reiste in seine Wüste zurück und erbaute an der Mündung des Flusses Kola ein Kloster. Nicht nur unterrichtete er da die Lappen, welche zu ihm kamen, sondern brachte auch Vielen eine Vorliebe für das Mönchsleben bei. Nachdem er sich ihrem Unterrichte mehrere Jahre fleißig gewidmet, auch Wunder gewirkt hatte, konnte er an Einem Tage 2000 Lappen mit Frauen und Kindern taufen. Seine Mönche aber fanden seine Klosterregel allzu streng: eines Tags fielen sie über ihn her und vertrieben ihn mit Schlägen. Er lebte darnach in Nowgorod, Susdal und Wologda, besuchte jedoch in hohem Alter noch zwei Mal seine Lappen.

Westlich von Kola waren die Lappen noch Heiden. Zu ihnen zog kurz darnach Feodorit, vielleicht auch zur selbigen Zeit der Mönch Tryfon. Am Flusse Pelsingi predigte er unter mannigfachem

Widerstande der Zauberer, welche ihm sogar nach dem Leben trachteten, bis es ihm durch seine Predigt und sein sanftmüthiges, gottseliges Leben gelang, sie unter das Joch Christi zu beugen. Eine Kirche und ein Kloster wurde am Pelsingi angelegt, und die dortigen Lappen halten noch heutigen Tages sein Andenken in hohen Ehren. Zu gleicher Zeit dürften wohl auch die terskischen Lappen (südlich von Swjatoinos) zum Christenthum bekehrt worden sein.

Im Ganzen scheint das Christenthum der russischen Lappen ein sehr oberflächliches und äußerliches zu sein, indem ihr Gottesdienst meist in Ceremonien besteht, der Aberglaube noch große Macht über die Gemüther übt und von christlicher Erleuchtung kaum die Rede ist. Ein großer Theil derselben gehört zu den Starovertzen, derjenigen Sekte, welche an den alten, unrevidirten, kirchlichen Büchern festhält. Andersdenkenden gegenüber legen sie einen schroffen Sektengeist an den Tag; führen indessen ein sehr enthaltsames Leben, besonders was Fleischspeisen betrifft.

Soviel möge genügen von dem letzten heidnischen Volke, das in der Geschichte Europa's vorkömmt.

---

# Missions-Zeitung.

**Aus Scholapur**

berichtet der amerikanische Missionar Harding einen Vorfall, der zeigt, wie die Wahrheit dort an Boden gewinnt, wie aber dadurch auf der andern Seite auch großer Widerstand geweckt wird.

„Samstag, den 10. August, kamen zwei Brüder aus der Brahmanenkaste, der Eine 22, der Andere 14 Jahre alt, zu uns, und erklärten ihren Entschluß, Christen zu werden. Scholapur ist ihre Vaterstadt; sie haben noch einen ältern Bruder hier wohnhaft, ihre Eltern aber sind gestorben. Ramtschandra, der ältere der Beiden, versah seit drei Jahren in einem 8—9 Stunden entfernten Dorfe das Amt eines Dorfsteuerbeamten, kam aber manchmal hieher und machte uns seit längerer Zeit den Eindruck eines für die Wahrheit empfänglichen Mannes.

„Vor sechs Wochen bemerkte ich ihn an einem Sonntag Morgen unter meinen Zuhörern, und ehe er am folgenden Morgen in sein Dorf zurückkehrte, sprach er bei mir ein. Er schien mir sogleich eine ernste aufrichtige Seele. Gerade um diese Zeit zog sein jüngerer Bruder, Prabhakar, zu ihm, und kurz darauf schienen beide in

Beziehung auf Hinduismus und und Christenthum gleiches Sinnes zu sein. Sie beschlossen, der Religion ihrer Väter zu entsagen und sich taufen zu lassen. Der Aeltere sagt, er sei sehr unruhig und verlangend geworden, einige eingeborne Christen zu sprechen. So brachen die Beiden am 7. August nach Scholapur auf, kehrten aber unterwegs in einem Dorfe ein, in dem ein Lehrer und mehrere andere eingeborne Christen lebten. Dort blieben sie drei Tage, und brachen die Kaste, indem sie mit jenen Christen aßen. Am Samstag kamen sie nach Scholapur und giengen dort gleich aufs Missionshaus los. Dieß war mein erstes Zusammentreffen mit Prabhakar. Er schien mir ein verständiger Junge, aber bei der kurzen Zeit, die er unter seines Bruders Einfluß gestanden hatte, dachte ich mir wohl, seine Ueberzeugung werde vielleicht noch nicht sehr tief gegründet sein. Er schien indeß sich glücklich zu fühlen bei dem Weg, den sie eingeschlagen hatten, und obgleich ich sie auf die Verfolgungen aufmerksam machte, denen sie sich dadurch höchst wahrscheinlich aussetzen würden, erklärten Beide, sie wollen lieber Alles erdulden, als zum Hinduismus zurückkehren.

„Von Samstag Abend bis Montag früh blieben sie bei eingebornen Christen der Stadt und besuchten mit diesen alle Sonntagsgottesdienste. Sie kamen auch in meine Wohnung, um sich privatim mit mir zu besprechen, und ich hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit des Einen oder des Andern zu zweifeln.

„Montag Morgens um acht Uhr schrieben sie ihrem in Scholapur wohnenden Bruder einen Brief, in dem sie ihm ihren Entschluß, Christen zu werden, mittheilten. Letzterer wollte sie sogleich holen lassen; da sie sich aber zu kommen weigerten, suchte er mit mehreren Andern sie in unserem Hause auf.

„Allmählich sammelte sich ein Volkshaufe vor demselben an, und da der kurz zuvor gekommene Bruder Ramtschandra's diesen geschlagen hatte, fürchteten die Christen Gewaltthätigkeiten und schickten nach mir. Es war gegen zehn Uhr, als ich nach Hause kam. Ich fand die Thüren verschlossen, und auf der Straße eine verworrene Menge. Ich sprach einige Worte und sagte den Leuten, es werde gewiß Niemand wegen seiner Religion belästigt, und wenn je ein solcher Fall vorkäme, seien ja die Behörden da, ihre Beschwerden anzuhören. Dann erwähnte ich die jungen Männer, die zu uns gekommen seien, und die wir allerdings nicht wegschicken werden, denen wir aber volle Freiheit lassen, zu thun, was sie wollen. Ich sagte, ich habe durchaus nicht die Absicht, sie gleich zu taufen; wenn sie aber Proben ihrer Aufrichtigkeit geben, werde ich es in der Folge thun.

„Dann trat ich ins Haus, wo mehrere Personen lebhaft mit den beiden Brüdern sprachen. Seit mehr als einer Stunde schon hatten Angehörige und Freunde sie zu bewegen gesucht, uns zu verlassen. Schon von Außen hatte ich gemerkt, daß Gefahr sei; der jüngere der beiden Brüder könnte unter dem

Vorwand, er sei noch nicht mündig, mit Gewalt fortgeschleppt werden. Um dieß zu verhüten und den Jungen vor dem aufgeregten Haufen zu schützen, schrieb ich an den Richter ein paar Worte, worin ich ihn bat, die beiden Brüder zu sich rufen zu lassen und den Fall des jüngeren zu entscheiden. Unglücklicher Weise befand sich dieser Herr gerade nicht in der Stadt, und es verstrich einige Zeit, bis mein Billet die nächste Behörde erreichte. Unterdessen hatten die Leute aus der Stadt, in Erwartung der Antwort des Richters, das Haus geräumt; als diese nicht sogleich kam, verlangten sie aufs neue Einlaß. Ich erwiederte von innen, sie müssen warten, bis die Antwort komme; kurz darauf aber wurden die Thüren eingeschlagen und die beiden jungen Männer weggeschleppt. Offenbar wollte man die Zeit nützen, und sie dem Schutz der Obrigkeit entziehen. Noch ehe die Thüren eingetreten wurden, fielen auch einige rachgierige Hindu's über drei eingeborne Christen her und verletzten sie nicht unbedeutend. Einer dieser letzteren ist ein schwacher, mehr als 70jähriger Greis; alle drei erhielten Kopfwunden.

„Von den beiden Brüdern wurde der Jüngere in einen Tempel, der ältere in ein Privathaus gebracht. Diesen Letzteren machte die Polizei noch vor Abend ausfindig, und gleich am folgenden Tage erklärte er vor der Obrigkeit seinen unwandelbaren Entschluß, ein Christ zu werden, durch einen auf die Bibel geleisteten Eid. Der jüngere Bruger wurde nicht mehr am selben Tage aufgefunden. Als man ihn dann am Dienstag vor die Behörden brachte, sprach er den Wunsch aus, wieder zu seinem heidnischen Bruder zurückzukehren. Ob das Licht, das angefangen hatte in seiner Seele zu dämmern, ganz erloschen ist, wird erst die Folge lehren. (Er ist später wiedergekommen.)

„Drei der Anführer des Tumults wurden sogleich verhaftet und sind in der vergangenen Woche verhört worden. Wahrscheinlich werden sie überwiesen und bestraft werden, obgleich die Masse falscher Zeugnisse, die zu ihren Gunsten abgelegt und beschworen wurden, wahrhaft grauenerregend ist."

Von der Art solcher Hindu-Aussagen gibt ein in einer ächt indischen Zeitung erschienener anonymer Artikel einen Begriff, der die Aufmerksamkeit der Leser auf das „verderbliche Treiben" der Missionare hinlenken will. „Am 12. August," heißt es darin, „lockten Hr. Harding und andere befleckte (d. h. bekehrte) Personen zwei junge Brahmanen in ihre Wohnung. Schnell bekam ihr älterer Bruder Nachricht, daß sie im Begriff seien, getauft und ihrer Kaste verlustig gemacht zu werden. Er eilte hin und sagte; 'Schände meine Kinder nicht (d. h. beraube sie nicht ihrer Kaste) und laß mich ein wenig mit ihnen sprechen;' aber die Thüren wurden vor ihm zugeschlossen, und man gestattete ihm nicht, mit den Knaben zu sprechen. Die Vorübergehenden, welche die Knaben von innen schreien hörten, standen stille, und bald waren 2—3000 Männer von allen Kasten da versammelt, Brahmanen, Sudra's, Banyanen und

auch Muhammedaner. Durch das jammervolle Geschrei der Knaben und ihres Bruders aufgeregt, traten sie die Thüren ein, zerbrachen die Fenster und drangen zu Hunderten in das Haus, wo sie ergriffen, was ihnen in die Hand kam, und die Missionare und Auswürflinge schlugen, aber die Knaben konnten sie nicht finden. Den älteren der Beiden entdeckten sie nachher, aber nicht den jüngeren. So ernstlich wurden die Verworfenen verletzt, daß sie Wunden an den Köpfen hatten und mit Blut bedeckt waren. Sie beklagten sich bei den Behörden, verschafften sich Zeugen, und die Folge davon war, daß einige unschuldige Leute verhaftet wurden; die wirklich Schuldigen fand man nicht. Der Auflauf dauerte etwa zwei Stunden. Einige sagen, die Polizei sei so sehr auf Seiten des Volkes gewesen, daß sie ihre Röcke abgelegt und sich am Tumult betheiligt habe. Am folgenden Tag wurde der jüngere Bruder gefunden. Er sagte den Behörden, er sei von den Missionaren betrogen und aufgefordert worden, die Taufe zu begehren, er habe aber nicht gewollt; darauf haben sie ihm einen süßen Kuchen gegeben, der ihn betäubt habe, und als er wieder zu sich gekommen sei, sei er heimgegangen. Was großen Kummer unter dem Volke erregt, ist, daß sich unter den Verhafteten ein unschuldiger Heiliger befindet. Bei alledem liegt die Hauptschuld auf den Missionaren, deren Sache es einmal nicht sein sollte, Brahmanenkinder beflecken zu wollen; wie überhaupt sie immer Schuld daran sind, wenn die Bekehrten geschlagen werden. Es wäre gut, wenn die Regierung ihrem Treiben ein Ende setzte, und die Behörden ihnen fernerhin keine Hilfe mehr angedeihen ließen."

Das sind die einfachen Mittel, mit welchen das alte Indien seinen Bestand sichern möchte: die Bekehrten schlagen, weil die Missionare doch immer Unrecht haben; Beiden den Schutz der Obrigkeit entziehen; endlich das Missioniren streng verbieten. Dann könnte man ruhig — weiterschlafen.

(Bomb. Guardian.)

---

**Die britische und ausländische Bibelgesellschaft** hat am 6. Mai ihr Jahresfest gefeiert. Sie durfte im letzten Jahre für die Verbreitung des Wortes 200,879 Pfd. St. ausgeben, während 2,400,776 Bibeln oder Schriftheile in die Welt hinausgesendet wurden. Davon fallen 132,000 auf das einst so verschlossene Oestreich, 11,000 auf Portugal, 13,000 auf die Türkei, von welch letzterem Lande allein 8,400 fl. eingenommen wurden, gewiß ein sehr ermuthigender Umstand, wenn man bedenkt, wie wenig Leute dort lesen können. Der syrische Pastor Boyagian, ein geborner Armenier, erzählte, wie im J. 1849 sein Vater sich in Constantinopel eine armenische Bibel verschaffte und mit zwei Freunden dieselbe zu lesen begann. Die Folge war, daß an demselben Ort, einer Stadt am Tigris, jetzt 900 Protestanten wohnen, während fast noch einmal so viele der Predigt des Worts zuhören. Kaum gebe es jetzt eine

einzige armenische Familie, in der nicht auch Gottes Wort zu finden sei. Eine 75 Jahr alte Frau hat sich noch eine Brille gekauft, um in ihren alten Tagen lesen zu lernen; jetzt kann sie andern vorlesen. — Weiter wurde berichtet, welche Veranstaltungen getroffen wurden, um bei Gelegenheit des nun so glücklich beendigten Feldzugs die h. Schrift durch Abessinien in Umlauf zu bringen. — In Japan ist unläugbar ein großes Verlangen sichtbar, sich mit der Bibel bekannt zu machen; Dr. Brown meinte, die Japanesen seien sogar begieriger nach Erkenntniß vermittelst Unterrichts, als nach Bereicherung durch Handel. Ein Missionar in Nagasaki habe allein 2000 Bibeln und andere religiöse Bücher an Eingeborene jenes Inselreichs verkauft. — Sehr erfreulich war auch, was von Indien verlautete, wo, wie ein Minister (Lord Cranborne) berichte, der Wissensdurst die Geburt einer neuen Nation ahnen lasse.

(Record.)

## Literatur.

**Zehn Jahre auf der Goldküste.** Skizzen aus dem Leben des Basler Missionars J. Heck. Basel 1868. Preis 3 Kr.

Es ist ein kurzes und doch reiches Leben, das in diesen Blättern uns vorgeführt wird. Der rüstige Heck hatte erst in Abokobi die Leiden und Freuden eines afrikanischen Missionars zu schmecken; dann wurden ihm in Odumase binnen wenig Wochen Gattin und Kinder begraben, worauf er sich seinem eigensten Berufe, der Reisepredigt widmete. Nach einem kurzen Dienst in Christiansborg war sein Werk gethan; lächelnd entschlief er im Mai 1866. Es ist dem Erzähler gelungen, aus umfangreichem Material die Aufgabe, die des afrikanischen Sendboten wartet, auf wenigen Blättern treu und ansprechend zu schildern; bleibt dabei kaum etwas übrig, was anziehend wäre für das Fleisch, den Geist lockt doch eine Hoffnung auf Frucht, die kein Traum mehr genannt werden kann.

**Frauenspiegel.** IV. Anna Judson; von W. Ziethe. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1868. Preis 42 kr.

Das Leben von Judson's erster Gattin mit den Anfängen der Mission in Barma, ohne neue Studien, anregend und ansprechend erzählt. Möchten unsere Jungfrauen und Frauen öfter und allgemeiner in solche Spiegel schauen!